ERLÄUTERUNGEN ZUM BILDER-ATLAS DER LÄNDERKUNDE MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF...

Emil Wendt







Nachricht

über

E. Wendt's Bilder-Atlas der Länder- und Völkerkunde

mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Naturgeschichte.

In diesem mit der äußersten Sorgfalt in echt künstlerischer Weise ausgeführten Werke ist eine Bildergallerie zur Länder- und Völkerkunde geboten, der an Reichthum, an Schönheit und verhältnißmäßiger Billigkeit kein ähnliches Werk des In- oder Auslandes gleich kömmt. Die vorliegenden kurzen Erläuterungen zu den 66 Stahlstichtafeln, aus denen das nun vollendete Werk besteht, und die hier beigegebene Probe jener Tafeln mögen diese Behauptung rechtfertigen. In Betreff der letztern muß indeß bemerkt werden, daß dieselbe nur dazu dienen kann, einen Begriff von der Ausführung des Werkes zu geben, da sie natürlich durch das Zusammenbrechen viel an Ansehen verloren hat, überdies auch in den meisten Fällen aus Abdrücken genommen ist, die wegen mangelhaften Druckes oder wegen Flecken und sonstiger Schäden als unbrauchbar zurückgelegt worden sind. Es versteht sich von selbst, daß diese Tafel dem Atlas noch einmal in untadelhafter Gestalt beigefügt ist, wie jede andere.

Wer einigermaßen einen Begriff von den Herstellungskosten eines solchen Werkes hat, wird sich denken können, **daß es den Verlegern nicht möglich ist den Atlas zur Ansicht zu versenden**, wozu Tausende von fertigen Exemplaren nöthig wären. Deshalb eben sind die vorliegenden Erläuterungen mit einer Probetafel versehen worden, so daß der Sachkundige welcher geneigt ist das Werk für seine Familie — denn in Wahrheit bietet es für Groß und Klein Stoff zur Belehrung und Unterhaltung in reichster Fülle — anzuschaffen, aus den Erläuterungen und dieser Tafel zur Genüge ersehen kann, was er davon zu erwarten hat. **Jede Buchhandlung kann übrigens den Atlas in sehr kurzer Zeit von Leipzig besorgen**; wer aber keine Buchhandlung in der Nähe hat, darf nur den Betrag portofrei an die auf dem Titel genannten Verleger einsenden, um mit umgehender Post das Werk portofrei zu erhalten. Die Herren Besteller wollen sich gefälligst des hier beiliegenden Zettels bedienen und denselben, mit ihrer Adresse versehen, an diejenige Buchhandlung senden, durch welche sie den Atlas zu erhalten wünschen.

Der Preis des Atlas, bestehend aus 66 Stahlstich-Tafeln in eleganter Mappe, ist 5 Thlr. 20 Ngr.
Die vorliegenden Erläuterungen kosten . . . . — „ 20 „

Zu einer Anzahl der interessantesten Tafeln und einzelnen Bilder (besonders der naturhistorischen) sind ausführlichere, sehr belehrende Erläuterungen unter dem Titel „Malerische Wanderungen nach Süden und Norden, nach Osten und Westen, von Emil Wendt" erschienen. Der Preis dieses schönen Bandes ist für die Käufer des Atlas nur 1 Thlr. 10 Ngr. Wer ihn mit zu erhalten wünscht, wolle dies bei der Bestellung bemerken. Um übrigens auch hier Niemandem zuzumuthen, etwas zu bestellen von dessen Werthe er nicht überzeugt ist, wurde diesen Erläuterungen ein Bogen der „Wanderungen," die Besprechung der ersten Tafel von Spanien enthaltend, der wegen eines Irrthums noch einmal gedruckt werden mußte, als Probe hinten angeheftet.

Da der Atlas, je nachdem die Stahlstichplatten vollendet waren, in Lieferungen unter dem Titel „Album der Länder- und Völkerkunde" ausgegeben wurde, so ist die Verlagshandlung bereit, den Käufern einer oder mehrerer jener Lieferungen den Atlas zu vervollständigen, indem sie jede Tafel auch besonders abgibt. Vielleicht findet sich durch diese Einrichtung zugleich Mancher, dem die Anschaffung des ganzen Atlas auf einmal nicht möglich ist, dazu veranlaßt, denselben nach und nach zu kaufen. Jede Buchhandlung kann eine kleinere oder größere Auswahl der Tafeln, die genau nach den in den vorliegenden Erläuterungen davorstehenden Nummern anzugeben sind, zu folgenden Preisen besorgen:

Von einzelnen Tafeln, bis 9 Stück, kostet jede 4 Ngr.;
wenn wenigstens 10 Tafeln zusammen bestellt werden, kostet jede 3 Ngr.,
bei Bestellung von mindestens 20 Tafeln auf einmal jede 2½ Ngr.
Auch die Mappe dazu ist für 6 Ngr. besonders zu haben.

Die Verlagshandlung erlaubt sich hier noch mitzutheilen, was ein hochgeehrter Pädagog, dem vor Erscheinen der ersten Lieferung die bis dahin fertigen Tafeln nebst dem Plane des Ganzen und dem vorhandenen Materiale vorgelegt wurden, öffentlich darüber aussprach, und sodann ein paar Stellen aus Rezensionen über das Werk folgen zu lassen.

„Mit wahrem Vergnügen erkläre ich hiermit, daß ich den, dem vorstehend angezeigten „umfassenden Bilderwerke zu Grunde liegenden, scharf begränzten Plan eingesehen, von der

„Güte und Zuverlässigkeit der dazu gemachten Vorarbeiten und angelegten Sammlungen „mich überzeugt und daraus die Gewißheit entnommen habe, daß hier ein wohl durchdachtes „und gut ausgeführtes, allgemein nützliches Unternehmen ins Leben trete, dessen wohlthätige „Einwirkung weit über die Schule hinausgeht, so sehr es auch deren Bestrebungen unter„stützt. Möge das Publikum solches dankbar erkennen und thatsächlich beweisen, daß es auch „in Bilderwerken etwas mehr als die Unterhaltung des Augenblicks sucht."

Dr. **Carl Vogel**, Director der Real- und Bürgerschule zu Leipzig 2c.

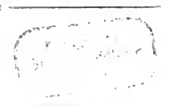
„In der heutigen, an guten Illustrationen und Bilderwerken so reichen Literatur läßt „sich, ohne den Vorwurf einer ungeziemenden Bevorzugung, das „Album für Länder- und „Völkerkunde" als eine der gelungensten und verdienstlichsten Unternehmungen empfehlen. „Dasselbe führt uns die Länder Europas, sowie die der andern Welttheile, in ihren Haupt„städten, umgeben von Darstellungen ihrer merkwürdigsten Denkmale, ihrer besondern Ge„bräuche und Sitten in so durchdachter Auswahl, so trefflicher Anordnung, so kunstfertiger „Ausführung vor Augen, daß es dem vielgereisten Wandersmanne seine liebsten Erinnerun„gen aufweckt, den, der die Welt noch nicht gesehen, eine überaus lehrreiche Reise im Zimmer „thun läßt, und in Allen zugleich die Wanderlust nach der reizenden Ferne rege macht. Neh„men wir zu dem diesjährigen Album das vorjährige, so haben wir neben 25 Tafeln von „Europa, worunter zwei mit Griechenland und zwei mit Constantinopel, noch neunzehn sehr „inhaltsreiche von Asien, Afrika und Amerika. Unter den europäischen lassen sich die neun „von Italien mit Sicilien als eine wahre italienische Reise betrachten. Bei den mannigfal„tigen Darstellungen aus Rom war es ein sehr glücklicher Gedanke, auch mehrere der be„rühmtesten Meisterwerke des Pinsels und des Meisels zur Anschauung zu bringen, wie die „Schule von Athen und die Vertreibung des Heliodor, beide aus den Stanzen Raphaels, die „Gruppe des Laokoon, den Apoll von Belvedere. In dieselbe Kategorie gehört bei Griechen„land die Darstellung der Akropolis von Athen in ihrer ehemaligen wunderbaren Pracht mit „den Schöpfungen des Phidias und seiner Schüler. Ueber die Bilder von Constantinopel „ließe sich des Schönen viel sagen; die neben den Hauptdarstellungen: Moschee Bajazeds und „Beschicktasch mit dem Marmora-Meer, angebrachten Seitenbilder: der Sclavenmarkt, der „Atmeidan, die tanzenden Derwische, die Frauen auf dem Gottesacker, sind hier von großer „Vortrefflichkeit; die Aussicht über das goldene Horn gibt getreu den unvergleichlichen Ein„druck derselben wieder. Aber eine besondere Erwähnung sei nun noch der Tafel von Aegyp„ten und der von Palästina gewidmet. Auf der erstern erscheint in der Mitte die mit Monu„menten überdeckte Insel Philä an der ersten Nilkatarakte; um dieselbe gruppiren sich eine „hieroglyphenreiche Säulenhalle des großen Tempels dieser Insel; die Memnonsstatue und ein „anderer Koloß bei Theben, Osiris, wie er gewöhnlich auf den Denkmalen erscheint, drei Dar„stellungen aus Kairo, die Pompejussäule bei Alexandrien, die Cheopspyramide mit dem Rie„sensphinx bei Ghizeh. Auf der zweiten Tafel tritt uns vor Allem die Kirche des heiligen Gra„bes zu Jerusalem entgegen; der Eingang in dieselbe neben der Ruine eines christlichen Wacht„thurms aus den Kreuzzügen wird noch besonders dargestellt. Die Ansicht Jerusalems faßt „die „Stadt Gottes" gerade da auf, wo sie durch unveränderliche Züge der Natur gegen alle „Verheerungen gesichert gewesen. Das Felsenkloster S. Saba, sowie der Weg nach dem Jor„dan und dem Todten Meere, veranschaulicht zugleich die Wüste, wie sie mit ihren schroffen „und doch so fesselnden Zügen dem Wanderer durchs gelobte Land unvergeßlich vor Augen „bleibt. Das Bild aber von Nazareth, das seine Lage zur Zeit Christi unverrückt bewahrt hat, „freundlich angelehnt an die Galiläischen Berge, schließt herrlich die Gruppe dieser heiligen „Erinnerungsstätten."

„Diese Andeutungen vom reichen Inhalt des Albums für Länder- und Völkerkunde sollen „dasselbe als eine eben so schöne wie lehrreiche Festgabe für Jung und Alt, für die Schule wie „fürs Haus, für jede gebildete Familie charakterisiren. Dazu nur noch die Bemerkung, daß „das vorliegende günstige Urtheil aus eigner Anschauung der meisten auf den besprochenen Ta„feln dargestellten Landschaften mit ihren Städten, Denkmalen und Gebräuchen, sowohl in„nerhalb als außerhalb Europas, geflossen ist."

(Herr Professor Dr. th. Tischendorf, in der Leipziger Zeitung.)

....„Die Ausführung ist sehr sorgfältig, bestimmt und sauber, und macht stets einen sehr „angenehmen Eindruck. Dabei ist in den Bildern so viel Leben, eine so dramatische Com„position, daß sie die Aufmerksamkeit bei jedem wiederholten Betrachten von neuem fesseln. „.... Die naturgeschichtlichen Bilder gewinnen dadurch an Wirkung und Leben, daß die ein„zelnen Thiere zugleich in einer Landschaft und in mannichfachen Lebensäußerungen und Be„gegnissen dargestellt sind.... Der Text liefert treffliche, klar und fließend geschriebene Be„schreibungen und Schilderungen zu den Bildern.... Nach dem Mitgetheilten habe ich wohl „kaum nöthig, den Lehrern der Geographie, Geschichte und Naturbeschreibung, den Schul„bibliotheken und Schulfreunden das Buch selbst dringend zu empfehlen...."

(Pädagog. Monatsschrift von Löw und Körner, 2. Jahrg. 2. Heft.)



Erläuterungen

zum

Bilder-Atlas der Länderkunde

mit besonderer Rücksicht

auf

Völkerkunde, Geschichte und Naturgeschichte

von

Emil Wendt.

Leipzig,
Dörffling und Franke.
1856.

Europa.

1. Portugal.

Auf dieser Tafel tritt uns zuerst im Mittelbilde die Stadt Porto oder o Porto entgegen, die dem ganzen Lande, das unter den Römern Lusitania hieß, seinen Namen gab, als es in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein selbstständiges christliches Königreich wurde, nachdem Ferdinand I. von Castilien, Heinrich von Burgund und dessen Sohn Alfons I. nach und nach die Macht der Mauren daselbst vernichtet hatten. Damals war die Stadt, Portus Gallorum oder Portus Cale genannt, woraus der Name Portugal entstanden ist, die wichtigste im Lande, und noch jetzt nimmt sie wenigstens nach Lissabon diesen Rang ein, indem sie 80,000 Einwohner zählt und durch ausgedehnten Handel, viele Fabriken und mehrere Akademieen, wie auch als Sitz eines Bischofs und eines Obergerichts sich auszeichnet. Sie liegt dem Hauptheile nach auf der rechten Seite des Duero unweit von dessen Mündung, der er auf unserm Bilde nach vorn zuströmt und die durch zwei Forts, San Joao da Foz und Queijo, beschützt wird. Vom Erstern aus ist unsre Ansicht aufgenommen, welche auf der Höhe links (beinahe drittehalbhundert Fuß über dem Spiegel des Flusses) die obere und eigentliche, von einer starken Mauer umgebene Stadt, oder die Bairos (Stadtviertel) Se und Victoria zeigt, von denen aus sich zwei andere, San Ildefonso und Miragaya, hinten am Berge nach dem Flusse hinunterziehen, während die Schlucht in der Mitte einen Blick auf den fünften Stadttheil, Villa nova de Porto, jenseits des hier 600 Fuß breiten und einen sehr guten Hafen bildenden Duero thun läßt, wie auch auf das den Bergrücken dahinter krönende Kloster la Serra. Von letzterem aus hat man die schönste Aussicht über die Stadt, ein Umstand der schuld daran ist, daß die einst so prächtigen Klostergebäude mit ihren großen Obst- und Weingärten und Nußhainen im Kriege mit Napoleon und in den spätern bürgerlichen Kämpfen sehr gelitten haben. Seitdem Wellington am 12. Mai 1809 von hier aus den Uebergang über den Duero und den Angriff der Stadt, welcher die Franzosen aus derselben vertrieb, geleitet nnd mit Erfolg unterstützt hatte, ist das Kloster mehrfach als günstig gelegene, die Stadt zum Theil beherrschende Militairposition benutzt und als solche immer mehr befestigt worden, so daß es jetzt einem Fort eben so ähnlich ist, als einem Kloster. Namentlich wurden in dem unglück-

lichen Bruderkriege um die Krone Portugals zwischen Don Pedro und Don Miguel im J. 1832 von Ersterem, als er sich in Oporto festgesetzt hatte, solche Vertheidigungsanstalten getroffen, daß der General Torres es am 14. October gegen einen mit großem Kraftaufwande gemachten Angriff des Miguelistischen Generals Don Lorenzo halten konnte. Die Weinberge im Vorgrunde dürfen wir nicht unerwähnt lassen, da sie auf den wichtigsten Handelszweig nicht allein der Stadt, sondern des ganzen Landes, auf jenen vortrefflichen feurigen Wein hinweisen, der unter dem Namen Portwein so bekannt ist, einem Namen welchen er von dem Umstande hat, daß er, am besten und reichlichsten landeinwärts von Oporto am Duero gedeihend, zum größten Theile von dieser Stadt aus verschifft wird.

Das Bild über der Ansicht von Oporto läßt uns in eine Straße dieser Stadt, in der sich eben eine Procession hinbewegt, blicken. Es ist die auf das große, herrlich gelegene Franciscanerkloster, dessen Kirche das Herz Don Pedros aufbewahrt, zulaufende Neue Straße der Engländer in der Villa nova, deren Name darauf hinzuweisen scheint, daß hier viele Engländer wohnen, und wo in der That nicht allein dies der Fall, sondern auch eine englische Factorei ist, ein großes, aus weißem Granit aufgeführtes Gebäude, dessen unteres Stock zur Börse dient, weshalb wir auch so viele Menschen davor versammelt sehen. Der Handel Portugals, der im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als das Land von trefflichen Königen beherrscht wurde, herrlich blühete, ist durch die spätern schwachen und fanatischen Regenten und durch Priesterherrschaft, mehr aber noch durch das drückende spanische Joch von 1580 — 1640 und endlich durch den Verlust der wichtigsten Colonie, Brasiliens (1822), woher dem Lande ungeheure Reichthümer zuströmten, so gut wie vernichtet worden und liegt jetzt fast ganz in den Händen der Engländer, die nicht allein in Oporto, sondern auch in Lissabon und in allen Hafenstädten in Menge angesiedelt sind.

Noch eine andere Ansicht aus Oporto führt uns in den hochgelegenen ältern Theil der Stadt, auf den Marktplatz Cordoaria an dem schönen Thurme dos Clerigos, welcher durch seinen Reichthum an Fischen, Früchten und Gemüsen, wie durch den Anblick der Volkstrachten ein für den Ausländer höchst interessantes Bild bietet.

In dem Bilde unten in der Mitte haben wir die Hauptstadt Portugals, Lissabon, vor uns, deren Straßen, Paläste und Kirchen über mehrere Hügel am rechten Ufer des Tajo sich hinziehen. Aber freilich vermag unsre kleine Ansicht nur einen ganz unvollkommenen Begriff von dem majestätischen Anblicke zu geben, welchen diese in malerischer Schönheit mit Neapel, Genua und Constantinopel wetteifernde, über 40,000 Gebäude zählende Stadt gewährt. Lange ehe er ihre Quais bespült breitet sich der Strom zwischen romantischen Ufern zu einem weiten See aus, den uns der Hintergrund des Bildes, von vielen Schiffen belebt, zeigt. Dann wälzt er seine Wogen zwischen Lissabon und dem dicht vor uns auf einem steilen Felsen liegenden Flecken Almada, dessen Fort ihn auf der linken Seite beherrscht, wieder

in ein engeres, immer aber noch $^3/_4$ Stunden breites und sich bald wieder erweiterndes Bett, welches dieselben zwischen den Citadellen Bugio und St. Julian in das Meer führt, noch weithin von Häuserreihen, von Sommerwohnungen inmitten lachender Gärten, und von Dörfern zwischen Oliven- und Orangenhainen umgeben, wie sie sich auch vor der Stadt schon am Strome hinzogen. Unser Bild reicht nicht so weit und zeigt ebensowenig das großartigste Bauwerk der Königstadt, die herrliche von Johann V. aufgeführte Wasserleitung, welche auf 35 Bogen von Marmor, deren höchster 230 Fuß mißt, das Wasser über das Thal von Alcantera nach dem obern Theile der Stadt führt; ja es läßt auch von der eigentlichen Stadt mit ihren vielen, besonders so weit die Verheerungen des großen Erdbebens im Jahr 1755 gereicht hatten sehr imposanten Straßen und Plätzen, ihren 350 Kirchen und Klöstern nur einen Theil überblicken. Auf dem Hügel links liegt das prachtvolle Kloster von Penha de França, auf dem zweiten die Kapelle von Nossa Senhora de Monte; den Gipfel des dritten nimmt das befestigte Schloß St. Georg ein; auf dem des vierten sieht man die Thürme der Kirche San Vincente de Fora, wo die Gebeine mehrerer portugiesischen Könige ruhen, und weiter rechts tiefer die große Kathedrale, nicht weit von der auch (etwas mehr links) dicht am Ufer einige von den Gebäuden hervortreten, die den prachtvollen Praça do Commercio umgeben, den größten öffentlichen Platz Lissabons, an welchem bis zum Erdbeben das königl. Schloß stand.

Etwa 5 Meilen von Lissabon, in der Nähe von Cintra und der Meeresküste, liegt das von König Johann V. in den Jahren 1717—1731 mit einem Aufwande von mehr als 20 Millionen Silbergulden erbauete berühmte Augustinerkloster Mafra, dessen westliche Ansicht unser nächstes Bild darstellt, neben dem Städtchen gleichen Namens. Die Kirche in der Mitte, zu deren Haupteingang eine kolossale Treppe führt, ist aus den prachtvollsten Marmorarten erbaut. Sechs Orgeln und eine große Menge Säulen, Statuen und Basreliefs aus weißem Marmor schmücken das von einer herrlichen Kuppel überwölbte Innere; die zahlreichen Glocken in den beiden schönen Thürmen bilden bei genau berechnetem Klange ein großartiges Glockenspiel, Organo de las campanas (Glockenorgel) genannt. Die Zahl der Gemächer, welche das ganze Gebäude enthält, soll sich auf 860, die der Thüren und Fenster auf 5000 belaufen. Von dem platten Dache, das eine unabsehbare Terrasse bildet, durchstreift der Blick den herrlichen Park mit großen Pomeranzen- und Citronenhainen und den ungeheuren Thiergarten, die das Kloster umgeben, und ruht im Westen mit Entzücken auf dem blauen Spiegel des Atlantischen Oceans, in Nordosten aber auf dem Gebirge von Cintra.

Nach einem andern nicht weniger berühmten Kloster Portugals führt uns das dritte Bild der untern Reihe, nach dem Dominikanerkloster Batalha, dem schönsten Werke der normannisch-gothischen Baukunst in diesem Lande, das aber leider nie ganz vollendet und jetzt halb Ruine geworden ist. Es verdankt seine Entstehung einem königlichen Gelübde. Wo es liegt, stand am 14. August 1385

Johann I. von Portugal mit 6000 Mann einem castilischen Heere von 33,000 Mann zum Kampfe gegenüber, zagend ob der Ungleichheit seiner und der feindlichen Macht. Da gelobte er der heil. Jungfrau das schönste Kloster der Christenheit, wenn sie ihm den Sieg geben würde. Und als er denselben herrlich errungen hatte — fast die Hälfte des feindlichen Heeres, darunter die ganze Blüthe des castilischen Adels, bedeckte blutend das Schlachtfeld — ging er alsbald an das Werk. Schaaren von Werkleuten wurden aus Britannien und Deutschland herbeigerufen und in unbeschreiblicher Pracht stieg das Gebäude, zum größten Theile aus weißem Marmor mit einem wunderbaren Reichthume von Ornamenten und den herrlichsten Glasmalereien, empor. Doch gelang dem Könige dessen Vollendung nicht und auch unter seinen Nachfolgern auf dem Throne Portugals wurde sie nicht ganz erreicht, obgleich man noch bis 1509 weiter bauete und das Kloster längst von einer zahlreichen Mönchsschaar bewohnt war, die bei den überreichen Einkünften welche König Johann ihm zugewiesen hatte, ein köstliches Leben führte. Portugals Wohlstand fing an zu sinken, man mußte das Werk ruhen lassen, und als es im Jahre 1558 von einem Erdbeben zum Theil zerstört wurde, verschwand jede Aussicht auf Vollendung. Kaum waren noch so viel Mittel vorhanden, um das Chor und die Wohnungen der Mönche auszubessern. Nur wenige alte Mönche hüten jetzt noch die einzig an Reliquien noch reiche Kirche und die imposanten Grabstätten einer Reihe von portugiesischen Königen.

Nicht weit von Batalha liegt das ebenfalls auf unsrer Tafel dargestellte Leiria, eine stille, in einer fruchtbaren Niederung gelegene Stadt am Fuße eines Felsens, von dem ein uraltes Castrum halbzerstört über die weite Ebene schaut, an die frühesten Zeiten Portugals erinnernd. Denn Leiria, das 75 Jahre v. Chr. Geb. von Sertorius gegründet sein soll, war der Mittelpunkt der römischen Herrschaft in Lusitanien. Dieser Umstand ist es auch, der ihm einen Platz auf unsrer Tafel verschafft hat, wiewohl es auch sonst, als Sitz eines Bischofs und als Meßplatz, nicht ohne Bedeutung ist, zu der noch die Nachbarschaft der berühmten Glashütten von Marinha Grande, die fast ganz Portugal versorgen, beiträgt.

Mehr aber von seiner alten Größe hat Coimbra bewahrt, das Conimbrica der Römer, welches unsre Tafel ferner darstellt. Denn hier hat die einzige, schon im Jahre 1308 gestiftete, sonst sehr berühmte Universität und die Generaldirection des Studienwesens ihren Sitz; auch wird noch immer nicht unbeträchtlicher Handel, besonders mit Südfrüchten und Töpferwaaren, daselbst betrieben, wiewohl der Mondego, der früher schiffbar war, jetzt so versandet ist, daß er kaum noch etwas zur Erleichterung des Verkehrs beiträgt. Die reizende Lage der freundlichen Musenstadt gibt unser Bild genugsam zu erkennen.

Die Ansicht von Porto de Moz, einer hübschen Stadt am Meere in der Nähe von Leiria und Batalha, mit der Ruine eines Schlosses, in welchem ehemals die Gouverneure des anliegenden Bezirks wohnten, haben wir hauptsächlich

deshalb aufgenommen, um an den fast unglaublich hohen Grad religiösen Aberglaubens zu erinnern, der, seit Jahrhunderten in Portugal herrschend, einen wesentlichen Charakterzug seiner Bewohner bildet. Porto de Moz ist einer der vielen Orte, an welche das sonstige Pfaffenthum, hier besonders die Mönche der berühmten Cisterzienserabtei in Alcobaça, die absurdesten Legenden geknüpft hat mit deren Hülfe noch heute das Volk gebrandschatzt wird. An Festtagen strömen hier aus der ganzen weiten Umgegend Wallfahrer zusammen, meist in kleinen Abtheilungen mit einem Musikanten an der Spitze und oft durch ein Gelübde zum gänzlichen Stillschweigen auf dem Wege, oder zu irgend einer andern Pein verbunden. Sehr sonderbar nehmen sich hierbei die Frauenzimmer aus, indem sie in ihrer Art sehr geputzt sind, oft mit großen goldenen Ketten um den Hals, und doch barfuß gehen. Ihre Kleidung hat indeß nicht das freundliche bunte Ansehen der italienischen Frauentrachten, sondern ist meist dunkelgrün oder dunkelbraun. In Porto de Moz angekommen, bringen dann die Pilger dem Muttergottesbilde ihre Gaben an Federvieh u. s. w. dar, welche für die Geistlichkeit durch eine Art frommer Auction doppelt fruchtbar werden, bei der ein und derselbe Gegenstand mehrmals verkauft wird, als von der Heiligen ausgeboten, und der jedesmalige Ertrag in die geistliche Kasse fließt, wie zuletzt der Gegenstand selbst in die geistliche Küche.

2. Spanien. Tafel I.

Wir haben hier eine Reihe von Ansichten aus den frühern Königreichen Alt- und Neu-Castilien im nördlichen und mittlern Theile Spaniens vor uns, zunächst einen Theil von Madrid, der jetzigen Hauptstadt des Landes, und den einige Meilen weiter nördlich am Guadarana-Gebirge gelegenen Prachtbau des Escorial. Beide gewähren einen höchst imposanten Anblick, würdig des reichsten Landes der Erde, das Spanien zu der Zeit, wo Madrid die meisten und größten seiner Paläste, seiner 77 Kirchen und 62 jetzt zum größten Theile leerstehenden Klöster erhielt und Philipp II. den Bau des Escorial begann, durch seine großen Besitzungen in Amerika war, wo ungeheure Massen Goldes und Silbers gefunden wurden. Im Vorgrunde der erstern Ansicht sehen wir die Klöster St. Domingo und St. Juan und blicken in die Straße St. Bernardo hinein, während weiter hinten vor allem das königliche Schloß als ein großartiges und prachtvolles Bauwerk, dessen günstiger Eindruck auf den Beschauer noch durch seine hohe freie Lage verstärkt wird, unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dennoch zeigt gerade dieser prächtige Königspalast recht deutlich, wie der Wohlstand des Reiches, den Philipps II. finstere, grausame Politik und dessen sinnlose Verschwendung zuerst gewaltig erschüttert hat, immer mehr abnimmt. Der Plan nämlich, der vor hundert und zwanzig Jahren noch, als der alte großartige Palast, welcher entweder aus der maurischen Zeit oder von Alphons VI. herstammte, durch eine Feuersbrunst zerstört war (1734), nicht zu colossal für die Einkünfte der Könige von Spanien schien, hat nie ausge-

führt werden können, so daß noch heute die langen Seitenflügel fehlen, welche das Gebäude auf der von unserm Standpunkte abwärts gekehrten Seite erhalten sollte. Aber trotzdem daß hierdurch der Raum, wenigstens im Verhältniß zur Anlage, beschränkt ist, ist er für den jetzigen Hofhalt noch viel zu groß. Der Fremde welcher das, besonders wegen seiner herrlichen alten Gemälde und sonstigen Kunstschätze sehr sehenswerthe Schloß sich zeigen läßt, wird durch ganze Reihen kostbar ausgestatteter Zimmer und Säle geführt, in denen dicker Staub, Spinnengewebe, hier und da sogar zerbrochene Fensterscheiben zeigen, daß sie nur selten betreten werden.

Weit größer noch ist der Verfall des königlichen Glanzes in dem daneben abgebildeten Escorial, jenem ungeheuren Prachtbaue einige Meilen nordwestlich von Madrid am Fuße des Guadarama-Gebirges, den Philipp II. vor der Schlacht von St. Quentin dem heil. Laurentius gelobte und für den der finstere, bigotte Sinn dieses Königs die öde, unfruchtbare Gegend wählte, die wir auf dem Bilde bemerken, sein Stolz aber — und der seiner Nachfolger, denn erst unter Philipp IV. wurde der Bau vollendet — mehr als 6 Mill. Ducaten aufwandte, und wo er seinen schrecklichen Tod fand. Mit Allem, was die verschwenderischste Prachtliebe ausdenken kann, waren — und sind zum Theil noch — Kirche, Kloster, Palast, königl. Grabkapelle und Gärten ausgestattet; aber in den beständigen Bürgerkriegen der letzten Zeit ist das Ganze verödet. Die bessern Kunstschätze wurden, so weit sie transportabel, ihrer Erhaltung wegen nach Madrid geschafft.

Die imposante Ansicht von Segovia in der Mitte erinnert durch die Ruinen des Amphitheaters und die großartige, unter Trajan erbaute Wasserleitung an eine der frühesten Perioden der spanischen Geschichte, an die Zeit, wo die Römer nach zweihundertjährigen Kämpfen Herren des Landes geworden waren und dasselbe nun unter einer Reihe edler Statthalter herrlich emporblühete, so daß es alle übrigen römischen Provinzen an Cultur und Wohlstand überragte. Viele Städte, darunter auch unser „Segubia", zählten damals 50 — 100 tausend, ja halbe Millionen Einwohner, während jetzt das ganze Land kaum 14 Mill. hat. Auch zur Zeit der Mauren war Segovia noch von großer Bedeutung. Aus derselben besitzt es einen ziemlich wohlerhaltenen Alcazar (Palast) der maurischen Könige, gegen den und den schönen Dom, welcher in unserm Bilde das Auge sogleich auf sich zieht, der zunehmende Verfall der übrigen Stadt einen traurigen Contrast bildet. Die Umgegend bietet das beste Futter für die bekannten Merino-Schafe.

Die Abbildung des Sonnenthors in Toledo, eines schönen maurischen Bauwerks, führt uns in der Geschichte Spaniens weiter fort, denn Toledo war während der dreihundertjährigen Herrschaft der Westgothen, welche auf die römische folgte, die Hauptstadt des Landes, und als dann die Mauren dieses eroberten, wurde es der Sitz einer Dynastie der neuen Besitzer und nahm reichlich Theil an dem Wohlstande, welchen dieselben durch Handel, Kunst und Wissenschaft über Spanien verbreiteten. Damals zählte es 200,000 Einw. (allein 50,000 Tuch- und Strumpfwirker), jetzt nicht 30,000, obgleich es weniger als andere Städte

herabgekommen und noch immer eine bedeutende Fabrikstadt ist, deren Degenklingen besonders guten Ruf haben, wenn sie auch nicht mehr für die besten in Europa gelten wie zur Zeit der Mauren, dazu der Sitz des ersten Erzbischofs des Landes und einer Universität.

Als der Fanatismus, welchem der Halbmond seine Siege in Europa zu danken hatte, erschlaffte und zugleich die Mauren in Spanien unter sich uneinig wurden: da gewannen die nach den nördlichsten Gegenden des Landes zurückgedrängten Gothen wieder mehr und mehr Macht und Boden. Einige christliche Reiche entstanden im nördlichen Spanien, unter denen Castilien mit der Königstadt Burgos das wichtigste war und das Meiste zur immer weitern Befreiung des Landes von der Herrschaft der Mauren beitrug. In einem Kloster bei Burgos ruht auch der größte Held dieser Kämpfe, der vielbesungene Cid, die Krone der spanischen Ritterschaft, wie der Dom dieser Königstadt, der auf dem Bilde wie ein Wald von gothischen Thürmen vor uns liegt, die Krone der spanischen Kirchen ist.

Von den übrigen Darstellungen erinnern die Arrieros (Maulthiertreiber), im größten Theile Spaniens die einzigen Vermittler des Reisens und Waarentransportes, an die Dürftigkeit der Anstalten für den Handel und allen sonstigen Verkehr, und die überraschende, übrigens ganz dem ritterlichen Charakter des Spaniers angemessene Art das Getreide auszudreschen an den sehr unvollkommenen Betrieb des Landbaus; der Brunnen aber auf der Puerta del Sol, einem der belebtesten Plätze Madrids, führt uns die Wasserträger und einiges andere Charakteristische aus dem Volksleben in den Straßen der Hauptstadt vor.

3. Spanien. Tafel II.

Diese Tafel versetzt uns nach dem südlichen Theile von Spanien, wo besonders das gesegnete Andalusien mit seinen üppigen Weingeländen, seinen Goldorangen, seinen immergrünen Korkeichen, sogar mit Dattelpalmen und Zuckerrohr und mit tausend andern köstlichen Schätzen der Pflanzenwelt, voll malerischer Berge, Thäler und Küstenebenen recht eigentlich den Namen eines Gartens Gottes verdient, welchen man mit Unrecht so oft dem ganzen Spanien beilegt. — Mit Entzücken überblickt der Reisende die schöne Bay von Cadix, oder von der Alhambra aus die schneebedeckten Alpen Granadas, oder schaut von den Mauern des alten Cordōva in die finstern Pässe der Sierra Morena hinein, oder von Gibraltar nach den luftigen Spitzen der Sierra de Ronda. — Diesen schönsten Theil des Landes eroberten die Mauren zuerst und hier schufen sie eine Wohlfahrt und Pracht, die nur auf wenigen glücklichen Stellen der Erde ihres Gleichen gefunden hat. Drei Millionen Menschen erwarben zu jener Zeit mit leichter Mühe reichen Unterhalt in Andalusien, das von weit mehr als 2000 blühenden Dörfern und Städten bedeckt war (jetzt zählt es kaum 800), darunter Cordova, Sevilla, Granada und andere von fast zauberischer Schönheit, wie die noch erhaltenen mau-

rischen Bauwerke zeigen, von denen wir im Mittelbilde den Löwenhof in der Alhambra bei Granada erblicken. Da der Raum uns hier nicht gestattet, eine Beschreibung dieses herrlichen Königsitzes zu geben, von welchem ein geistreicher deutscher Reisender sagt, es sei ihm dort gewesen als habe er sich in einer Opiumverzückung befunden und die wunderbarsten Gestalten um sich herum gesehen, so verweisen wir unter andern minder leicht zu habenden Schriften auf Washington Irvings anziehendes Buch darüber.

An die höchst romantische Lage vieler Orte in Andalusien kann die Ansicht von Ronda erinnern, das, mitten in der Felsenkette desselben Namens, und für kein Fuhrwerk sondern nur für den Fußgänger und das unverdrossene Maulthier erreichbar, fast ganz von der Welt abgeschlossen ist, wiewohl eine nicht unbedeutende Stadt von 12,000 Einw. In anderer Art romantisch liegt die ebenfalls hier abgebildete weit in das Meer hineinragende britische Feste Gibraltar, zwischen jenes und den hohen steilen Felsen eingeklemmt, dem die Landzunge ihr Bestehen und die Stadt ihre gewiß unüberwindlich zu nennende Festigkeit zum größten Theile verdankt. Die höchste steile Wand auf unserm Bilde ist nach dem Lande zu gerichtet. An den zahlreichen Oeffnungen weiter in den Felsen gehauener Gänge und auf den Batterien und Kastellen auf jeder seiner Spitzen, die irgend zur Vertheidigung der Feste gut gelegen ist, stehen über 650 Kanonen, viele mindestens 1300 Fuß hoch. Keine Festung in der Welt hat wohl größere Belagerungen ausgehalten als Gibraltar. Die berühmteste war die von 1776 bis 1783 von Spaniern und Franzosen, welche Elliot so kräftig abwies.

Die übrigen Bilder unsrer Tafel führen uns die malerischen Volkstrachten Andalusiens und Valenzias (der überaus fruchtbaren Ostküste, die das Paradies Spaniens genannt wird), so wie die beliebtesten Volkslustbarkeiten, Tanz und Stierkampf, und endlich ein Paar Räuber vor, die in Spanien zu den nicht ungewöhnlichen, im Süden sogar zu den sehr häufigen Erscheinungen gehören, so daß dort die Landsitze, selbst in der Nähe großer Städte, wie z. B. bei Malága, selten bewohnt, sondern nur am Tage von ihren Besitzern besucht werden können, und man kaum einen Schäfer oder einen zum Markt fahrenden Landmann ohne Gewehr und großes Messer sieht. Wie die Kleidung dieser Kerle auf unserm Bilde, so ist auch deren Benehmen von dem des Raubgesindels in andern Ländern sehr verschieden, voll jenes ritterlichen Anstrichs, den beim Spanier, besonders beim Südspanier, Alles hat.

4. Frankreich.

Es gibt keine Stadt in der Welt mit so entschieden unter einander in Widerspruch stehenden Eigenschaften, wie diejenige, nach welcher uns die vorliegende Tafel zunächst führt. Paris ist eben so schön als häßlich, eben so prächtig als schmuzig, eben so voll Glanz und Freude als voll Armuth und Elend, eben so

groß- als kleinstädtisch, steht geistig eben so hoch als tief; doch wird es wohl Jeder passend finden, daß in unsern wenigen Darstellungen nur seine glänzenden Seiten hervortreten. Von dem bunten Leben in den Hauptstraßen, auf den prächtigen Quais an der Seine hin, auf den Boulevards, welche die Stelle der sonstigen Festungswerke um die innere Stadt eingenommen haben, und auf den meistens höchst großartigen öffentlichen Plätzen, wie von dem beständigen Drängen der Pariser nach Vergnügungen, sollen die Ansichten eines Theils der Boulevards, auf dem sich fast Theater an Theater reiht, und des Hofes im Palais royal mit seinen vielen Cafés, Restaurans u. s. w. eine Idee geben. Und könnten wir auf diesem Hofe in die reichen Gewölbe blicken für welche die 180 Arkaden rings umher sich öffnen, so würde uns hier der Handel von Paris mit seiner Göttin, der Mode, im überraschendsten Glanze entgegentreten. — Der Triumphbogen de l'étoile, zum Andenken an die Großthaten der Revolutions- und Kaiserzeit errichtet, erinnert an den Kriegsruhm Frankreichs; der Saal aus der Gallerie von Versailles, diesem Museum des Nationalruhms, in welchem jedes glorreiche Ereigniß, jeder große Mann der französischen Geschichte, von den berühmtesten Malern Frankreichs dargestellt, seinen Platz gefunden hat, zugleich an die großen Kunstschätze und die vortrefflichen Kunstinstitute, welche Paris aufzuweisen hat, besonders noch im Louvre und im Palast Luxemburg.

Von den übrigen Gegenständen auf unsrer Tafel dürfte dem Hafen von Marseille (im Alterthum Massilia) der erste Rang gebühren. Diese Stadt ist die älteste in Frankreich, schon 500 J. v. Chr. von Phocäern aus Kleinasien gegründet und frühzeitig in hohem Flor, blühender aber noch zur Zeit der Kreuzzüge, und bis heute der wichtigste französische Hafen am Mittelländischen Meere. 900 — 1000 Schiffe haben hier Raum, 7 — 8000 laufen jährlich ein und aus. Wir haben die, nach Westen gerichtete, Oeffnung des Hafens nach der Bai zu vor uns, mit den beiden zu seinem Schutze dienenden Forts, St. Nicolas rechts (nach Süden) und St. Jean links (nach Norden), von welchen das erstere von Ludwig XIV. zur Zügelung der freiheitsliebenden Stadt erbaut und deshalb während der Revolution größtentheils zerstört wurde. Im Hintergrunde, jenseit der Stadt, zieht sich das berühmte Bastidenthal, wo sich die Zahl der Landhäuser (Bastiden) auf 5000 belaufen soll, nach Osten und Norden.

Folgen wir der geographischen Lage der abgebildeten Städte, so müssen wir jetzt zuerst einen Blick auf Avignon werfen. Wiewohl diese an der Rhone, am Fuße eines Kalksteinfelsens in einer fruchtbaren Ebene gelegene gutgebaute Stadt der Sitz eines Erdbischofs und reger Gewerbthätigkeit ist (die Seidenweberei wird auf 1200 Stühlen betrieben), so würde sie doch keinen Platz auf unsrer Tafel beanspruchen können, hätte sie nicht dadurch eine welthistorische Wichtigkeit erhalten, daß sie im 14. Jahrhunderte über 70 Jahre lang der Mittelpunkt der Christenheit war, indem die Päpste im Jahre 1308 durch den Einfluß des französischen Hofes vermocht oder gezwungen wurden, dort ihre Residenz aufzuschlagen. Der

Palast derselben, ein weitläufiges gothisches Gebäude, ist jetzt eine Kaserne, und die meisten von den vielen Klöstern, Kirchen und Kapellen, die in jener Glanzperiode Avignons erbaut worden waren und zusammen fast den dritten Theil der Stadt einnahmen, sind in der Revolution zerstört worden, durch welche auch die Päpste den Besitz von Avignon einbüßten. Dagegen dürfte sich eine besser erhaltene und zugleich zierlichere Mauer aus dem Mittelalter, als die von Avignon, schwerlich in ganz Europa finden. Auf dem jenseitigen Ufer der Rhone, nach welchem ehemals eine nur noch zur Hälfte vorhandene schöne steinerne Brücke führte, jetzt aber eine hölzerne, blickt der Thurm der Schloßruine von Villeneuve, das im Mittelalter der Sitz mächtiger Grafen war, über die Bäume hervor.

In der Ansicht der gewerbreichen Stadt Le Puy en Velais in der Nähe der oberen Loire tritt uns jene Mannigfaltigkeit der Formen, jener Reichthum an pittoresken Schönheiten entgegen, welche das von vulkanischen Gewalten gebildete südfranzösische Mittelgebirge auszeichnet, in dessen großer Centralmasse, nahe an deren höchstem Gipfel, dem Mont Mezenc, die Stadt liegt. Die Felsenmasse des Corneille, aus der Anhöhe emporragend, auf deren östlichem Abhange die Stadt amphitheatralisch sich ausbreitet, besonders aber der 600 Fuß hohe Michaelsfelsen, welcher sich mit der Kirche darauf, zu der oben 260 in das vulkanische Gestein gehauene Stufen führen, von unserm Standpunkte aus wie ein ungeheurer Obelisk zeigt, verbunden mit dem vielgestaltigen Felsenboden der ganzen Gegend und den Bergen rings umher, deren manche 8 bis 9 Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, geben der Stadt einen außerordentlichen Reiz für den Freund romantischer Gegenden. Auch besitzt dieselbe eine historische Merkwürdigkeit in dem Grabmale Bertrands du Guesclin, des berühmtesten Feldherrn des 14. Jahrhunderts, der den Engländern bis auf Calais alle die Besitzungen in Frankreich wieder entriß, welche im ersten franz.-engl. Erbfolgekriege Johann der Gute ihnen hatte überlassen müssen.

Die Ansicht von Rouen führt uns auf den Haupt-Schauplatz der eben erwähnten, für Frankreich so verderblichen Kämpfe mit England (besonders um 1200 und von 1340—1435), in die Normandie, welche sonst ein selbstständiger Staat war, von Herzögen regiert, deren einer, Wilhelm der Eroberer, im Jahre 1066 England sich unterwarf und dessen Thron auf seine Nachkommen vererbte, woher sich die ersten Rechte englischer Könige auf große Stücke von Frankreich herschrieben. In Rouen ist auch das Denkmal der Erretterin Frankreichs aus dem letzten jener Kriege, der Jungfrau von Orleans, die im J. 1431 von den Engländern hier verbraunt wurde, während die Begeisterung, welche sie im französischen Heere erweckt hatte, mächtig fortwirkte zur Befreiung des Vaterlandes. Die Stadt, in einer reizenden, fruchtbaren Hügelgegend an der Seine gelegen, ist eine der gewerb- und volkreichsten des Landes, wichtige Handelsstadt, auch als Seehafen zu betrachten, da bei der Fluth selbst große Schiffe bis an ihre Quais gelangen können. Hinter dem großen Dome, dessen einer Thurm

in neuerer Zeit eine eiserne Spitze erhalten hat, die ihn noch etwas höher macht als der Münster in Straßburg ist, sieht auf unserm Bilde die schöne Kirche St. Ouen, hauptsächlich wegen ihrer prächtigen gemalten Fenster berühmt, hervor.

Von Straßburg, einer ursprünglich deutschen Stadt, ehemals freie Reichsstadt und noch große Handelsstadt, Mutterort der Buchdruckerkunst, seit 1681 wichtige französische Festung, haben wir die berühmteste Merkwürdigkeit, den überaus schönen Münster vor uns, dessen Bau im Jahre 1015 begonnen und 1275 vollendet wurde, bis auf die obern Theile der Thürme, von denen der eine erst seit 1439 fertig ist, der andere aber noch ganz fehlt. Der ungeheure Reichthum an Bildhauerarbeit, welcher gleichwohl durchaus nicht den Eindruck des Ueberladenen macht, ist auf unserm Bilde, so klein es auch ist, genugsam angedeutet, und es scheint zu einer allgemeinen Erklärung (auf das Einzelne darf natürlich hier nicht eingegangen werden) nur die Bemerkung nöthig, daß von der 325 Stufen hohen Plateform aus der fertige Thurm eine durchbrochene, völlig durchsichtige Pyramide bildet, an welcher vier Wendeltreppen in vier durchsichtigen Thürmchen auf die Gallerie des ersten Stockwerks führen, von wo an der Thurm sich zuspitzt und eine schmale Wendeltreppe rings herum nach der Krone läuft, auf der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe ruht. Die Zahl der Stufen beträgt im Ganzen 725, die Höhe der äußersten Spitze 440 Fuß.

5. Groß-Britannien. Tafel I.

Diese Tafel führt uns nach der größesten Stadt Europas, ja wahrscheinlich der ganzen Erde (indem die enormen Angaben über die Bevölkerung von Peking und Jeddo vielem Zweifel unterliegen), einer Stadt, die mit ihren angeblich 14,000 Straßen und Plätzen und ihrem nächsten Zubehör an Gärten u. s. w. nahe an 100 Dörfer verdrängt hat, und an großartigem Handelsverkehr, an Reichthum alle andern Städte weit überbietet, ein wahres „Riesenkind der Kultur und Industrie.“ Mit Erstaunen sieht der Fremde die ungeheuern Schiffswerfte, die berühmten Docks (enorme Wasserbehälter, wo die Schiffe aus- und einladen) und die unermeßlichen Magazine im Ost-Ende der Stadt; die riesenhaften Fabrik-, Manufaktur- und Brauereigebäude in Southwark; die Pracht der Läden in der City, welche Alles darbieten, was der verfeinertste Luxus irgend zu ersinnen weiß; die Paläste in Westminster und West-End, dem Wohnsitze der Aristokratie und des eminentesten Reichthums; das Gedränge von Wagen und Fußgängern in den meisten Straßen (wovon die beiden Zeichnungen neben dem Mittelbilde eine Idee zu geben suchen), das Gewühl von Schiffen und Kähnen auf der Themse, von glänzenden Equipagen und von Reitern und Spaziergängern im Regent's-, James'-, Green- und Hyde-Park. Eine der letztgenannten in hohem Grade imposanten Scenen (und zwar im Hyde-Park) ist auf dem untern Bilde sehr glücklich dargestellt.

Die Mitte unsrer Tafel nimmt eine Ansicht der Westminsterabtei ein, und gewiß wäre kein Bauwerk Londons dieses Platzes würdiger, denn hier empfangen die Könige Englands Krone und Scepter; hier hat der Staat seinen ersten Staatsmännern, Feldherren, Künstlern und Dichtern Denkmäler errichtet; hier ruhen viele dieser Zierden des Vaterlandes neben den Königen, so daß das Bauwerk nicht mit Unrecht „ein Kirchhof alles Großen, was England seit Jahrhunderten geboren" genannt werden darf. Dazu haben in den anstoßenden Gebäuden, unter denen das neue prachtvolle Parlamentsgebäude, die höchsten Gerichtshöfe und Staatsbehörden ihren Sitz.

Die Westminsterkirche gehörte ursprünglich zu einem Kloster, das im 7. Jahrhundert ein König der Ostsachsen nach seiner Bekehrung zum Christenthum stiftete. Bei einem Raubzuge der Dänen zerstört, wurde sie um 958 von König Edgar neu aufgebaut, später nach einer Feuersbrunst von Eduard dem Bekenner wiederhergestellt. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts mußte sie wegen Baufälligkeit größtentheils eingerissen werden und nun erhob sie sich von 1220 bis 1297 unter Heinrich III. und Eduard IV. auf dem alten Grunde in ihrer jetzigen Gestalt. Sie ist eine der größesten Kirchen im gothischen Style, denn mit Einschluß der Kapelle Heinrichs VII. hat sie eine Länge von 518 Fuß, während der Querarm 190 Fuß lang, das Hauptschiff 102 Fuß hoch ist. Den Thürmen hat man bei weitem nicht die ursprünglich beabsichtigte Höhe gegeben, was der äußern Schönheit großen Abbruch thut; das Innere macht aber einen überaus gewaltigen Eindruck, wozu die Glasmalereien in allen Fenstern und die vielen Statüen, Sarkophage und andere Denkmäler großer Männer nicht wenig beitragen. Die Mausoleen der britischen Herrscher und ihrer Familien sind in den Kapellen Eduards des Bekenners und Heinrichs VII. In den Grüften der letztern ruhen, außer ihrem Stifter, alle Regenten Englands von der Königin Elisabeth an bis zu Georg II. Die Pracht ihrer Denkmäler wetteifert mit der der Kapelle selbst, in welcher der harte Stein von unten bis oben zu leichtem Schnitzwerk ausgearbeitet erscheint und die Ornamentik fast Unbegreifliches gewagt und ausgeführt hat. Darum hieß auch diese Kapelle früher Orbis miraculum, und in der That ist sie eine Wunderblume der Baukunst.

Das schon im Hintergrunde des Mittelbildes sich zeigende, oben auf unsrer Tafel aber noch besonders abgebildete neue Parlamentsgebäude, erst vor wenigen Jahren nach Zerstörung des alten durch eine Feuersbrunst erbaut, bildet mit der Westminsterabtei eine durchaus einheitliche architektonische Gruppe voller Majestät. Es ist eine der schönsten Zierden Londons und unstreitig das edelste Gebäude, welches die neuere Zeit im gothischen Styl hervorgebracht hat.

Rechts daneben haben wir den Tower (spr. Tauer), jenes alte, geräumige feste Schloß am Südende der City vor uns, das in der englischen Geschichte so oft genannt wird, zuerst als Wohnung der Könige, dann als Staatsgefängniß, wozu es auch noch jetzt dient, wiewohl keineswegs ausschließlich, denn in den

festen Mauern des Towers ist zugleich dem Staatsarchiv, der Münze Englands und dem vornehmsten Zeughause des Staates, das vielleicht die größten Waffenvorräthe enthält die irgendwo beisammen zu finden sind, eine sichere Stätte bereitet, so wie auch die Reichskleinodien und eine Menge historischer Merkwürdigkeiten (Rüstungen der Könige von Wilhelm dem Eroberer an, alte Waffen, Siegeszeichen u. s. w.) hier aufbewahrt werden. Das große Gebäude mit vier Eckthürmen, welches über alle andern hervorragt, ist der von Wilhelm dem Eroberer erbaute sogenannte weiße Tower.

Das Bild links neben dem Mittelbilde endlich läßt uns auf die imposante Paulskirche mit ihrer herrlichen Kuppel, die größeste und prächtigste Kirche der protestantischen Christenheit, einen Blick werfen, wie das Bild oben in der Mitte auf das 9 Stunden von London entfernte Schloß Windsor, den Lieblingsaufenthalt des englischen Hofes in der reizendsten Lage auf einem Hügel an der Themse, mit einem herrlichen Parke der 3 Meilen im Umfange hat.

6. Groß-Britannien. Tafel II.

Niemals hat irgend ein anderes Volk der Erde die Schifffahrt mit solchem Eifer und in solcher Ausdehnung betrieben, wie das englische: sie ist der Haupterwerbzweig der Nation, die Quelle ihrer Reichthümer, und mit Recht sind deshalb zwei Darstellungen, die sich auf sie beziehen, hier aufgenommen. Mögen die wenigen Fahrzeuge, die wir oben vor dem Hafen von Dover erblicken, an die 26,000 erinnern, welche nebst fast 1300 Dampfschiffen in England allein dem überseeischen Handel dienen, wie an die zur Küstenschifffahrt verwendeten 300,000, bei denen mindestens eine Millon Menschen beschäftigt ist; unten aber das Bassin zur Aufnahme eines auszubessernden Schiffes an die großen Schiffswerfte Englands, aus denen jährlich über tausend neue Fahrzeuge von Stapel laufen, welches großartige Schauspiel gewöhnlich viele Zuschauer herbeizieht.

Zu der ungeheuren Ausdehnung des Handels, von welcher diese Thätigkeit in der Schifffahrt Zeugniß gibt, ist gleichwohl erst vor nicht viel mehr als dritthalbhundert Jahren der eigentliche Grund gelegt worden. Damals, zur Zeit der Königin Elisabeth, begann das erst 4½ Mill. Bewohner zählende Land zuerst nach Colonialbesitz zu streben, welcher jetzt so angewachsen ist, daß man die Zahl der sämmtlichen Unterthanen der britischen Krone mit 200 Mill. nicht zu hoch anschlägt, und so vortheilhaft auf das Mutterland eingewirkt hat, daß es jetzt für sich allein mindestens 28 Mill. Bewohner zählt, eine Menschenmenge, an deren Erhaltung auf so kleinem Raume ohne die ungeheure Ausdehnung des Handels und Fabrikwesens, welche eben durch die Colonien möglich geworden ist, nicht zu denken wäre. Früher waren Ackerbau und Viezucht die wichtigsten Nahrungsquellen des Landes, und besonders die Schafzucht wurde die erste Grundlage seines Reichthums: so ist es natürlich, daß diese Erwerbszweige auch jetzt noch

in großem Flor stehen, und daß die reichen Familien stets nach großem Landbesitz gestrebt haben und noch streben (man rechnet allein 400 Familien, die allermindestens 200,000 Thlr. Einkünfte von Landgütern haben), daher denn auch prächtige Landsitze in Groß-Britannien so häufig sind, daß sie wesentlichen Einfluß auf dessen landschaftlichen Charakter haben. Aber nicht deshalb allein ist die Ansicht eines solchen Landsitzes, der, wie gar mancher andere, aus einem alten Kloster hergestellt ist und in der schottischen Grafschaft Selkirk liegt, zum Mittelbilde gewählt worden; sondern es soll derselbe, als die einstige Wohnung des berühmten Novellendichters Sir Walter Scott, zugleich an den hohen literarischen Ruhm Englands erinnern.

Mit jener ursprünglichen Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht stehen denn auch noch jetzt die meisten Volksbelustigungen, von denen das Pferderennen und der Hahnenkampf auf unsrer Tafel sehr charakteristische Darstellungen gefunden haben, in einigem Zusammenhange.

In den Gebirgsgegenden Schottlands, wo wenig oder kein Landbau getrieben werden kann, sind auch die Volksvergnügungen anderer Art, wie das Bild rechts, das zugleich die höchst eigenthümliche Tracht der Bergschotten darstellt, zeigt. Die hier abgebildeten Spiele bedürfen keiner Erklärung.

Wie die größere der beiden britischen Inseln hier in Schottland und nach Südwesten zu (in Wales ꝛc.) von Gebirgen bedeckt ist und zerrissene, vom Meere vielfältig eingeschnittene Küsten hat, so auch die kleinere, Irland. Wunderbar sind daselbst die Formen der Felsenufer, der tiefen Meerbuchten und weit heraustretenden Vorgebirge, vor allem bei den Basaltfesen, welche, so regelmäßig gestaltet als wären sie behauen, an einer Stelle der Nordostküste weit in das Meer hineinragen, ja unter den Wogen desselben, wo man sie während der Ebbe noch lange sieht, fortlaufen sollen bis zu der 18 Meilen entfernten schottischen Insel Staffa mit der berühmten Fingalshöhle, recht wie ein Riesendamm, welchen Namen man ihnen gegeben hat. — Die Felsenufer Schottlands sind von unzähligen Schwimmvögeln bewohnt. Selbst der Wilde Schwan (Anas Cygnus) besucht sie in strengen Wintern in großen Heerden und bleibt bis zum Frühling dort, wo dann die Mehrzahl weiter nördlich wandert, besonders nach Island, ein Theil aber auch auf den Orkney-Inseln brütet. Am häufigsten aber ist hier der Gannet (Pelicanus Bassanus), dessen Linnéischer Name auch von der Baß-Insel in der Bai von Edinburg entlehnt ist. Seine Eier sind ein sehr beliebtes Nahrungsmittel, ebenso wie sein Fleisch, und werden mit großer Lebensgefahr an den steilen Klippen aufgesucht.

Zuletzt soll auf unsrer Tafel die Abbildung des Riesenkreises bei Salisbury (wahrscheinlich einst ein Opferplatz der Druiden) an die mancherlei Denkmäler erinnern, die von den Kelten, den ältesten bekannten Bewohnern des ganzen westlichen Europas, in England sich finden, wie auch daran, daß man vorzüglich in Hochschottland noch unvermischte Ueberreste jener ältesten Bevölkerung des Landes zu erkennen glaubt.

7. Schweden.

Die vorliegende Tafel führt uns zu einem uns verwandten Volke, denn die Sueven, Gothen und Normannen, welche die Lappen und Finnen in die nördlichen Gegenden Schwedens hinaufdrängten und sich in dem an Wäldern, an Jagdthieren und Fischen, wie an Eisen so reichen Lande festsetzten, und deren Nachkommen dasselbe noch jetzt bewohnen, waren deutschen Stammes, dessen Charakter auch in dem Ernste, der Einfachheit, Genügsamkeit und Biederkeit des Schweden noch jetzt sich zeigt. Bei den Landleuten, deren einige aus Helsingeland und Gestrikland oder dem Län Gefleborg (nördlich von Stockholm) und aus Dalekarlien oder dem Län Stora Kopparberg (nordwestl. von Stockholm) drei unsrer Bilder in charakteristischen Beschäftigungen und Umgebungen darstellen, ist die Kleidung von grobem Wollenzeuge, die einfache Lebensart, die Bauart der meist hölzernen Häuser und deren sparsame Einrichtung, die große Gastfreiheit u. s. w. seit Jahrhunderten dieselbe geblieben, und wiewohl die vornehmern Städter, besonders die Bewohner der Hauptstadt, in den letzten 50 Jahren so viel französisches Gepräge angenommen haben, daß man ihretwegen die Schweden schon oft „die Franzosen des Nordens" genannt hat, so stehen doch auch sie durch ihre Ruhe und Gemüthlichkeit und durch ihr sehr achtbares häusliches Leben dem alten deutschen Charakter noch immer sehr nahe.

Stockholm, die Hauptstadt des Landes, aus der uns das Mittelbild eine, durch die überall beigeschriebenen Namen sich selbst erklärende Ansicht gibt, hat eine überaus schöne Lage am Ende des großen Mälarsees (auf dessen nördlichem und südlichem Ufer) und an einem an Inseln und Klippen reichen Busen der Ostsee, wohin der Mälar hier seine Wasser ausströmt. Die Straßen und Häuser der Stadt breiten sich in unendlich mannigfaltigen Partien theils auf Halbinseln, theils auf größern und kleinern, mehrfach durch Brücken mit einander verbundenen Inseln aus, hier auf flachem Boden, dort an weithinblickenden Anhöhen emporsteigend, da wieder schroff in die Höhe strebende Klippen krönend. Und die durch diese mannigfaltigen Stadttheile in den verschiedensten Richtungen, und bald in breitern bald in schmälern Massen sich hindurchschlängelnden klaren Gewässer, wie die reiche, romantische, erhabene Natur ringsum, in der bald kahle, bald von lichtem Grün der Eichen, Erlen und Birken beschattete, bald mit düstern Fichten bekleidete Felsen, üppige Wiesen, fruchtbare Aecker, rauschende Bäche, freundliche Gehölze, der Mälar mit seinen lieblichen Eilanden, Schlösser und Landhäuser mit einander abwechseln, vollenden das entzückende Bild.

Stockholm ist zugleich die wichtigste Handelsstadt Schwedens, von wo besonders der große Metallreichthum des Landes, namentlich der Ertrag des größten Eisenbergwerks von Europa zu Dannemora unweit Upsala, von dessen gewaltigen Grubenbauten das eine Bild unsrer Tafel eine Idee gibt, und des berühmten Kupferbergwerks von Falun ausgeführt wird. Dies geschieht zum Theil

auf der Ostsee, zum Theil mittelst der bei Söderköping, südwestl. von Stockholm beginnenden, durch eine Reihe von großen, schiffbaren Seen (Borensee, Wetternsee und Wenernsee) und Kanälen gebildeten, an Naturschönheiten überaus reichen Wasserstraße vom Baltischen Meer nach Gothenburg (Götaborg), über diese ebenfalls auf unsrer Tafel dargestellte zweitwichtigste Handelsstadt des Landes, wo der breite, wasserreiche Göta-Elf in die Nordsee mündet.

In Norwegen sind die bedeutendsten Städte Christiania und Bergen, jenes hauptsächlich als Hauptstadt und Universität, dieses als wichtige, schon im 15. Jahrhundert (wo die Hansa hier ein Comtoir anlegte) berühmte Handelsstadt, von wo Holz, Häute, Seife, Fische u. s. w. in großer Menge ausgeführt werden. Die Ansicht der letztern Stadt auf unserm Bilde erinnert an die hohe Naturschönheit Norwegens, die sich noch deutlicher in der Ansicht von Nidaros, der uralten normännischen Königsstadt im Stift Trondhiem, und in der des Wasserfalls zu Herringsholmen (oder Herransholmen, im Samlenfjord im Stifte Bergen) ausspricht, die uns als Repräsentanten zweier Hauptcharakterzüge des Landes gelten können, der Fjords und der wilden Bergströme und Wasserfälle. Jene, die Fjords (Felsenbuchten und Baien), kommen längs der ganzen, wahrhaft spitzenförmig ausgezackten Küste in zahlloser Menge vor, erstrecken sich oft viele Meilen weit in's Land hinein und verleihen der Scenerie eine unendliche Mannigfaltigkeit. Da bildet der Fjord einen weiten Meerbusen, dort dem Anschein nach einen Binnensee, da wieder eine zwischen Felsen von schwindelnder Höhe eingeengte Bucht. Bald ist er mit grünenden Eilanden gestickt, bald von den mannigfaltigsten Wasserfällen, die von den Uferhalden auf ihn herniederschäumen, umgeben, öfter aber gleicht er einem idyllischen Weiher, in dessen Krystall sich die malerische Bergscenerie spiegelt. Die Dorfschaften des dünnbevölkerten Landes sind meist an diesen Fjords angesiedelt; wo sich ein Bergstrom in einen Fjord ergießt, da darf man ein Dorf vermuthen.

Das nun noch übrige Bild läßt uns einen Blick in das überaus ärmliche Leben der Bewohner der nördlichsten Theile von Schweden und Norwegen, in das Leben der Lappen thun, das an der Küste völlig vom Seehund, im Innern des Landes ganz und gar vom Rennthier abhängt, welche beide allein dem Lappen Nahrung, Kleidung und jedwedes andere Bedürfniß liefern müssen, da nur in den südlichsten Gegenden etwas Getreidebau getrieben wird. Wir haben hier die Lappen in äußerst charakteristischer Originalzeichnung vor uns: die sehr kleine unansehnliche Gestalt, das breite, platte Gesicht, auf das die dichten straffen Haare herabhängen, die unförmliche Kleidung von Fellen, die Schneeschuhe, mit denen sie kürzere Wege machen, die kleinen Schlitten, in welchen sie sich auf weitern Touren von einem Rennthier ziehen lassen; endlich wenigstens eine kleinere ihrer zeltartigen hölzernen Hütten und ihr unentbehrliches Hausthier. Die letztern beiden Gegenstände stehen in sofern in der engsten Verbindung, als der Unterhalt des Rennthiers den Lappen zu häufigem Wechsel des Wohnorts nöthigt.

8. Dänemark.

Kopenhagen, wohin uns einige Darstellungen dieser Tafel zuerst führen, ist früher lange Zeit der Hauptsitz der Civilisation im nördlichen Europa gewesen; dem entsprechen auch die großartigen und schönen Bauwerke, vor welchen wir hier stehen. Das eine ist das Schloß Christiansborg, das dieselbe Stelle einnimmt, auf welcher Bischof Absalon um die Mitte des 12. Jahrhunderts seine „feste Burg" und durch diese Kopenhagen gründete, und zwar haben wir die der Stadt zugewandte Façade vor uns. Seit Absalons Tagen hat der Slotsholm (die Schloß-Insel) gar viele königliche Gebäude getragen, doch neben diesen behauptete die alte „feste Burg", vielfach restaurirt, ihr ehrwürdiges Leben bis 1731, wo Christian VI. Alles abbrechen ließ, weil es gänzlich baufällig war, oder, wie Manche behaupten, gänzlich baufällig sein sollte — denn freilich hatte sein Vater das eigentliche Schloß erst wieder ganz in brauchbaren Stand gesetzt — um eine neue Königswohnung hier zu bauen, die an Größe und Pracht Alles übertreffen sollte, was man bis dahin im Norden gesehen hatte. Der alte Platz schien zu diesem stolzen Plane zu eingeschränkt, deshalb füllte man die Schloßgräben aus und riß angränzende Privatgebäude nieder; und um den Boden für den ungeheuern Bau fest genug zu machen, wurden da, wohin dessen Hauptheile kommen sollten, gegen 10,000 Pfähle, manche über 40 Fuß tief, eingerammt. Wenigstens 4000 Menschen durchschnittlich sollen (nach Pontoppidan) bei dem Bau beschäftigt gewesen sein, bis er 1740 vollendet war; und über 2 Millionen Bankothaler betrugen die Kosten — eine, wenigstens für Dänemark damals ungeheure Summe. Freilich besagte eine zur Einweihung des Schlosses geschlagene Denkmünze, der Bau sei vom König ausgeführt proprio sumtu, nec uno quidem obulo loculis civium expresso; aber wenn Viele die ganz dasselbe behauptende goldene Inschrift über der Pforte zu der prachtvollen Reitbahn: absque subditorum onere! „zu poetisch" finden wollten, so hatten sie dabei wohl nicht allein den prosaischen Ort vor Augen, vor welchem jene goldenen Worte standen. Und was würde das Volk erst gesagt haben, wenn es das Schicksal des Prachtbaues hätte vorher wissen können! Schon nach 54 Jahren ging derselbe in Einer Nacht unter, mit seinem ganzen Labyrinthe von prachtvollen Zimmern, seinen marmorbelegten Treppenhäusern, seinem durch drei Etagen reichenden glanzstrahlenden Rittersaale, dessen Gallerie 44 reichvergoldete Marmorsäulen trugen und dessen Beleuchtung für einen einzigen Abend auf 400 Thaler kam, seiner fast eben so prächtigen Schloßkirche und einem großen Theile seiner Wagenremisen, Pferdeställe u. s. w., bis zu denen herab sogar Marmorsäulen angewendet worden waren. Eine ungeheure Feuersbrunst verzehrte Alles. Das von fast tausend Menschen bewohnte Gebäude war zu gleicher Zeit an mehreren Orten in Brand gerathen und schon nach wenigen Stunden waren nur noch seine Außenmauern übrig. (S. Steffens Walseth und Leith 1. Band, wo diese Feuersbrunst meisterhaft geschildert ist.)

Das neue Schloß steht seit dem Jahre 1830, und kömmt es auch an Pracht dem frühern nicht gleich, so dürfte es demselben doch an Schönheit nicht nachstehen, ja vielleicht es hierin übertreffen. Denn wie schon unsre Ansicht zeigt, ist es in einem höchst edlen Style gebaut, welcher indeß noch mehr auf der andern Seite hervortritt, wo der von den Flügeln des Gebäudes gebildete Hof durch eine schöne Colonade von 4 Reihen toskanischer Säulen geschlossen wird, durch die hindurchgehend man auf den imposanten Vorhof von 460 Fuß Länge und 380 Fuß Breite gelangt, den das Hoftheater, das Reithaus und zwei im Halbzirkel fortlaufende Bogengänge, in der Haupteinfahrt nach der Marmorbrücke hin endigend, umgeben. Und wie in den 4 Nischen des Portales vor uns 4 kolossale Bronzestatüen von Thorwaldsen und Bissen (Stärke, Weisheit, Gerechtigkeit und Gesundheit), in den Feldern darüber 4 Marmorbasreliefs von Thorwaldsen, endlich in dem Frontispice über den 6 corinthischen Säulen abermals ein von Thorwaldsen componirtes Basrelief (die regierende und ordnenende Macht: Jupiter auf dem Universum thronend, umgeben von Minerva, Nemesis, Oceanus und Tellus) den Kunstfreund fesseln, so sind auch im Innern die Säle und Zimmer vielfach mit höchst werthvollen Sculpturen geschmückt, unter denen Thorwaldsens berühmtes Basrelief: der Einzug Alexanders in Babylon in einem Vorzimmer des Rittersaals obenansteht, daneben aber das große Bissensche im Rittersaale selbst, und ein drittes von Freund und Bissen in einem der andern Säle nicht unerwähnt bleiben dürfen. Ersteres läuft in einer Länge von 340 Fuß um den ganzen Saal, Ceres und Bachus mit großem Gefolge darstellend, wie sie vom Olymp nach der Erde ziehen um durch ihre Gaben die Menschheit zu civilisiren; der Gegenstand des andern, das 160 Fuß Länge hat, ist der letzte Kampf der nordischen Götter. Auch die Schloßkapelle, das im Vorgrunde unseres Mittelbildes durch die Kuppel und die vier jonischen Säulen vor dem Eingange sich auszeichnende Gebäude, ist im Innern mit mehrern vortrefflichen Sculpturen, unter denen vier colossale Statüen der Evangelisten von Freund und Christensen, geziert und erwartet in dem Frontispice über dem Eingange ein schönes Basrelief nach Thorwaldsen: die Auferstehung Christi.

In hohem Grade bedeutend sind dann auch die Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, welche das Schloß verwahrt. Dreizehn große Säle in der 2. Etage enthalten die königliche Gemäldesammlung, die besonders reich ist an guten Bildern aus der niederländischen Schule; eine Reihe von Zimmern das über 12,000 Nummern zählende vortrefflich geordnete Museum der nordischen Alterthümer; ein großes Seitengebäude auf der Südseite des Vorhofes die königliche Bibliothek, über 400,000 Bände stark (die Handschriftensammlung allein enthält 15,000 Nummern) und die Kupferstichsammlung; endlich ein Gebäude auf der Nordseite, hinter der Schloßkapelle, das berühmte Thorwaldsensche Museum, in dessen Mitte die irdische Hülle des großen Meisters ruht, dessen letzte Freude es war, die vollständige Sammlung von Abgüssen seiner Werke (es sind deren 648) und die vielen

und kostbaren, während seines länger als fünfzigjährigen Aufenthaltes in Italien von ihm gesammelten Kunstschätze seinem Vaterlande zuzuführen, wohin ein Kriegsschiff im Jahre 1837 ihn mit denselben abholte.

In eine andere Bauperiode versetzt uns die zweite Ansicht aus Kopenhagen, welche die Börse darstellt, am Schloßplatz gelegen, so daß der uns zugekehrte Haupteingang mit 4 Marmorsäulen gegen die eben besehene Façade von Christiansborg gerichtet ist. Den höchst eigenthümlichen Thurm, an dem vier Drachen oder Lindwürmer mit ihren emporgerichteten und in einander verschlungenen Schwänzen die Spitze bilden, welche mit drei Kronen und einer Wetterfahne schließt, soll der Sage nach Christian IV., der Erbauer des Gebäudes, als Trophäe aus Kalmar in Schweden mitgebracht haben. Das Parterre enthält auf beiden Seiten Verkaufsgewölbe, die erste Etage, zu der die vor uns liegende mit Statuen des Merkur und Neptun gezierte Rampe hinaufführt, den Börsensaal und seine Nebenzimmer. — Im Hintergrunde unseres Bildes sehen wir die über den Hafen nach dem Stadttheile Christianshavn auf der Insel Amager führende Zugbrücke und weiterhin den Thurm der Kirche unseres Erlösers (Frelserens Kirke), der mit seiner vom Beginne der Spitze an, wo die colossalen Statuen der vier Evangelisten stehen, außen herumlaufenden Wendeltreppe mit eiserner Ballustrade eins der interessantesten Bauwerke Kopenhagens ist und auf dem höchsten ersteigbaren Punkte, (266 Fuß hoch) eine überaus herrliche Aussicht über die ganze Gegend, den Sund, und nach Schweden hinein über die Städte Lund, Malmöe und Landskrona gewährt.

Die gegenüberstehende Ansicht, der Dom in Roeskilde (spr. Roßkille) führt uns nach der historisch-wichtigsten Gegend Dänemarks, etwa 4 Meilen westlich von Kopenhagen. Die Namen Roeskilde, Leire, Lethraborg und Herthathal rufen hier die frühesten großen Tage Dänemarks ins Gedächtniß. Leire, jetzt ein unbedeutendes Dorf, war die Residenz der dänischen Könige von Dan bis auf Harald Blauzahn, also die Wiege der Macht und der Mittelpunkt des Sagenkreises des nordischen Heidenthums, wo Thor und Freia, Hrolf Krake mit seinen 12 Riesen und Skjold gewaltet haben. Die ganze Gegend ist von kolossalen Grabhügeln der vorchristlichen Dänenkönige erfüllt. Der „hellige Lund“ (heilige Hain) mit dem „Herthadal“ und dem „hvide Sö“ (weißen See) im Forst von Lethraborg zeigt noch Mauertrümmer und Opfersteine aus der Zeit jenes grausen Herthadienstes, von welchem Tacitus uns erzählt. Harald Blauzahn verlegte im Jahre 980 den Königsitz nach Roeskilde, dessen Namen man von einem Könige oder Helden Hroar und von „Kilde“ (Quelle — seine herrlichen Quellen sind immer berühmt gewesen) ableitet. Von hier streckten Kund der G., die Waldemars und Margarethe ihr mächtiges Scepter über den Norden, hier war bis zur Reformation der Bischoffitz. Doch allen Glanz der Stadt in damaliger Zeit, ihre Königswohnungen, ihre 26 Kirchen und Klöster hat die Zeit zerstört, bis auf den Dom, der die Ruhestätten fast aller christlichen Könige Dänemarks und ihrer Familien birgt, zum Theil mit schönen Bildhauerarbeiten geziert, vor allen der Sarkophag der Königin Margarethe,

der Beherrscherin der drei nordischen Reiche, mit deren liegendem Marmorbilde, und die Kapelle Christians IV. mit seinem Standbilde von Thorwaldsen. Auch manche andere große Männer, die Bischöfe Absalon und Wilhelm, der berühmte Saxo Grammaticus ꝛc. sind hier beigesetzt.

Weiter zeigt uns unsre Tafel das Schloß Kronborg auf einer Landspitze an der schmalsten Stelle des Sunds, als eine starke Feste, vor allem aber wegen des große Summen (jährlich über eine halbe Million Rthlr.) eintragenden Zolles, welchen hier Dänemark von allen vorbeifahrenden Schiffen, deren gewöhnlich 12—14000 im Jahre gezählt werden, erhebt und der von großen Schiffen nicht leicht zu umgehen ist, da für sie die Fahrt durch den großen und kleinen Belt wegen der vielen Sandbänke und der heftigen Strömung aus der Ostsee sehr gefährlich, im Sunde aber nah an der Schwedischen Küste hinzufahren, ebenfalls wegen großer Sandbänke nur höchst selten, bei sehr passendem Winde, möglich ist. Es wurde von Friedrich II. erbaut, nachdem schon in viel älterer Zeit auf seinem Felsen eine Veste der dän. Könige gestanden und mehrere derselben hier gewohnt hatten. Fast alle Räume sind bombenfest und in den Kasematten kann eine Garnison von 1500 Mann mit allen nöthigen Vorräthen Schutz finden. In diesem Schlosse spielte mancher düstere Akt der dänischen Hof- und Staatsgeschichte von Hamlet an (dessen, freilich sehr zweifelhaftes, Grab bei dem nahgelegenen Lustschloß Marienlyst [M.-Lust] gezeigt wird) bis zur Königin Mathilde. Aber von dem Thurme, in welchem das letztgenannte Opfer der Kabale eingekerkert saß, thut sich ein Panorama auf, so herrlich als irgend eins auf der Erde. Rechts ist die Straße des Sunds, auf der die Schiffe unter dem rollenden Donner der selten schweigenden Geschütze des Schlosses nach der Nord- und Ostsee ziehen, links das Kattegat und seine Inseln, gegenüber Schwedens blaue, hügelvolle Küste mit den alterthümlichen Warten und Leuchtthürmen, in der Nähe das freundliche, lebendige Helsingör mit dem Hafen voller Schiffe, und dahinter das flache grüne Dänische Land, wie ein Garten anzuschauen. Die beiden Ansichten oben zeigen uns die wichtigsten Städte der zu Dänemark gehörenden Herzogthümer Schleswig und Holstein: Schleswig, die Hauptstadt des erstern, im Hintergrunde des tief in das Land hineinschneidenden Meerbusens Schley, und Altona ganz dicht bei Hamburg und wohl hauptsächlich durch dieses aus einem bloßen Dorfe, das es im Anfange des 17. Jahrhunderts noch war, zur zweiten Stadt des dänischen Reiches geworden, mit großen Fabriken und ausgebreitetem Handel. Da die Stadt vom Ufer der Elbe eine Anhöhe hinaufsteigt, gewähren viele ihrer Häuser eine freie, herrliche Aussicht auf die Elbe, die hier breit wie ein See dem Meere zuströmt, beständig von Schiffen und Kähnen reich belebt, während auch das Ufer an der Stadt durch den regen Verkehr beim Ein- und Ausladen der Schiffe und in den Schiffswerften (s. die rechte Seite des Bildes) einen höchst interessanten Anblick gewährt. Wäre unser Bild weiter nach der rechten Seite fortgesetzt, so würden wir den, gewöhnlich als ein Wald von Masten erscheinenden Hafen von Hamburg sehen. Die 8 kleinen

Darstellungen neben dem Mittelbilde zeigen uns verschiedene dänische Volkstrachten, unter welchen die der Männer auf der Insel Amager, auf der ein Theil von Kopenhagen liegt, durch die überaus weiten Beinkleider und die zahllosen Knöpfe auf Jacke und Weste, und die reiche, wirklich recht geschmackvolle Brauttracht auf der Insel Sylt an der Westküste Schleswigs am meisten Eigenthümliches haben. Die Trachten der Bauern auf Seeland sind denen in den Dörfern und kleinen Städten Norddeutschlands ziemlich gleich, und eben so findet man Anzüge wie den des Fischers von Skovshoved (ein paar Meilen nördlich von Kopenhagen) auch an der deutschen Küste der Ostsee.

9. Belgien und die Niederlande.

Diese in vielfacher Beziehung für den Handel äußerst vortheilhaft gelegenen und deshalb schon zu Cäsars Zeiten wichtigen Länder gewannen mit der steigenden Kultur des nördlichen Europas immer größere Bedeutung. Schon zu Ende des 3ten Jahrhunderts war Brügge eine gewerbreiche Stadt. Im 5ten und 6ten Jahrhundert wurden sie dem fränkischen Reiche unterworfen, bei dessen Theilung nach Karls des Gr. Tode sie größtentheils zum deutschen Reiche kamen, und nun durch Statthalter regiert wurden, die sich in der Folge unabhängig machten und verschiedene Herzogthümer und Grafschaften stifteten, von denen die Grafschaft Flandern die mächtigste wurde. Unter diesem Wechsel der Herren des Landes waren viele Städte durch Handel und Gewerbe groß und reich geworden, besonders Brügge, dessen nicht großes, aber im reinsten gothischen Styl erbautes schönes Rathhaus unser Bild zeigt. Im 13ten Jahrhundert war die Stadt der Mittelpunkt des Handels zwischen dem Süden und Norden Europas, die größte Niederlage der Hansa; fast alle großen Handelsplätze Europas hatten hier ihre Factoreien; die Zahl der Einwohner überstieg 200,000. Nach und nach entrissen ihr andere Städte, besonders Gent und Antwerpen, einen Theil ihres Handels. Gent war der Sitz der Grafen von Flandern, von deren Schlosse noch der Thurm übrig ist, welchen unser Bild zeigt, und bei dem Freiheitssinne seiner Bürger häufig in Fehde mit diesen Grafen wie später mit deren Erben, den Herzogen von Burgund (von welchen endlich die ganzen Niederlande an das Haus Oesterreich kamen), nahm aber trotz aller Unruhen und Zerstörungen immer an Handel und Gewerbthätigkeit zu (seine Tuchfabriken zählten zu Anfang des 15ten Jahrhunderts 40,000 Webstühle), bis Karl V., erst so stolz auf die Stadt — er sagte oft scherzend: Je mettrai Paris dans mon Gand, — bei einem neuen Aufstande ihren Wohlstand gänzlich brach. Seitdem begann die glückliche Zeit Antwerpens, das im 16ten Jahrhundert oft dritthalb Tausend Schiffe aus allen Weltgegenden in seinem Hafen zählte, in dessen Börse (s. das Bild) sich täglich an 5000 Kaufleute versammelten. Auch Brüssel, das schon unter den Herzögen von Burgund einen mächtigen Auf-

schwung genommen hatte, gewann unter Karls Regierung außerordentlich viel an Handel, Gewerben und Einwohnerzahl.

Bei dem Reichthum dieser und vieler anderen Städte füllten sich ihre Straßen und Plätze mit den herrlichsten Bauwerken, von welchen unsre Tafel besonders das prachtvolle Rathhaus in Brüssel zeigt, mit seinem wundervollen, leichten Thurme, auf dem die 17 Fuß hohe vergoldete Statue des heiligen Michael steht, des Schutzpatrons der Stadt; diese Bauwerke aber mit vortrefflichen Gemälden und andern Kunstschätzen ohne Zahl. In Antwerpen allein lebten 300 Maler, unter ihnen der hochberühmte Rubens, welcher mit vollem Recht der Fürst der niederländischen Malerschule genannt wurde, wiewohl man ihm diesen Namen nicht allein wegen seiner Werke, sondern zugleich wegen seines fürstlichen Aufwandes gab. Das Bild unten rechts führt uns in den Palast dieses großen Künstlers, von Figuren im Costüm seiner Zeit belebt.

Als der Kampf der Niederländer gegen Philipp II. um ihre Gerechtsame mit der Befreiung der nördlichen Provinzen (des jetzigen Königreichs der Niederlande) und der Wiederunterwerfung der südlichen (des jetzigen Belgiens) geendet hatte, zog sich der Handel mehr und mehr nach jenen, die nun in der Mitte des 17ten Jahrhunderts auf einige Zeit der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde wurden. Rotterdam, Haag, Leiden, Haarlem, Utrecht und viele andere ihrer Städte, besonders aber Amsterdam, füllten sich mit Reichthum. — Zu letzterer Stadt, wie zu mancher andern des Landes, ist der Boden dem Meere abgewonnen; die Häuser ruhen meist auf eingerammten Pfählen, der königl. Palast allein, den unser Bild links oben zeigt, auf fast 14,000, und eine Menge Kanäle, die den großen Verkehr mit Waaren sehr erleichtern, ziehen sich dazwischen hin, meist von Bäumen eingeschlossen (s. das Bild rechts), was der Stadt ein sehr freundliches Ansehen gibt. 290 Brücken verbinden die Straßen.

Die Abbildungen des Ständehauses in Brüssel (Palast der Nation) an dem schönen, in der Stadt gelegenen Parke, des berühmten Seebades von Ostende und des noch berühmteren Schlachtfeldes von Waterloo, mit dem pyramidenförmigen, oben mit einem Löwen gezierten Denkmale der niederländischen Regierung an der Stelle, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde, dem Obelisk zur Erinnerung an die tapfern Hannoveraner welche bei der Vertheidigung von la Haye sainte fielen, und der Säule zum Andenken an den hier gebliebenen Adjutanten Wellingtons, den O. L. Gordon, bedürfen wol keiner nähern Erklärung.

10. Nord-Deutschland.

Unter den Städten des nördlichen Deutschlands steht Berlin durch Größe, Glanz, wissenschaftliche und Kunst-Institute und durch seine Wichtigkeit als Hauptstadt des größten norddeutschen Staates obenan: deshalb zeigt das Mittelbild unsrer Tafel das dortige königliche Schloß, ein überaus großes und prächtig

eingerichtetes Gebäude, der hohen Regentenfamilie nicht unwürdig, die hier ihren Hauptsitz hat. Es umfaßt zwei große und zwei kleinere Höfe und man zählt darin ungefähr 600 Zimmer und Säle, unter welchen letztern der in neuerer Zeit mit der äußersten Pracht hergestellte weiße Saal mit den Statuen der 12 Brandenburgischen Kurfürsten, acht allegorischen Statuen der Preuß. Provinzen (von Drake), vielen allegorischen und Portraitreliefs und einer trefflichen Victoria von Rauch geziert, und der Rittersaal mit dem prächtigen Throne sich am meisten auszeichnen. Die von der königlichen Familie bewohnten Zimmer liegen theils auf der Seite nach dem Schloßplatze, theils auf der nach der Spree zu, welche beide unsre Ansicht zeigt, in letzterer zugleich den ältesten, von Joachim II. seit dem Jahre 1538 aufgeführten Theil des Schlosses darstellend. Die Façade gegen den Schloßplatz und die auf der entgegengesetzten Seite dem Lustgarten und seinen prächtigen Umgebungen zugewandte, mit einer großen Terrasse, ließ Friedrich I. von 1669 an neu aufführen, die nach der Schloßfreiheit zu Friedrich Wilhelm I. seit 1716. Ueber dem großen Portal der letztern Façade ragt jetzt die auf unserm Bilde sichtbare, mit Kupfer gedeckte und mit einem großen vergoldeten Kreuze geschmückte schöne Kuppel der mit Malereien und Stukkaturarbeiten reich verzierten neuen Schloßkapelle empor, im Innern 113 Fuß hoch und 85 Fuß weit sich wölbend. Im Vorgrund unseres Bildes führt die lange Brücke mit der Statue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, um deren Fußgestell die Leidenschaften als gefesselte Sclaven angebracht sind, von der Königstraße nach dem Schloßplatze.

Aus den Seestädten des nördlichen Deutschlands, unter denen jetzt Hamburg den ersten Platz einnimmt, haben wir Lübeck und Danzig zur Darstellung auf unsrer Tafel ausgewählt, weil sie am meisten an den Hansebund und an den Orden der deutschen Ritter erinnern, die in der Geschichte dieser Gegenden eine so große Rolle spielen. Als in der Noth, welche in Deutschland das während Kaiser Friedrichs II. Kreuzzuge und Kämpfen mit seinem aufrührerischen Sohne und den in Schlesien eingefallenen Mongolen aufgekommene Faustrecht über den Bürger, und besonders über den Handelsstand brachte, in den Jahren 1239—1241 die Hamburger, Ditmarschen, Hadeler und Lübecker jenes Bündniß zum Schutze des Handels gegen Land- und Seeräuberei geschlossen hatten, aus welchem bald der große, mächtige Bund der Hansa entstand, der zur Zeit seiner höchsten Blüthe 85 Städte umschloß, eine Menge Privilegien von Fürsten und Königen erlangte und seinen Handel mit den Waffen kräftig zu schützen und durch Anlegung von Kanälen und andern großartigen Anstalten trefflich zu fördern wußte: da wurde Lübeck, das 1143 vom Grafen Adolph II. von Holstein-Schaumburg gegründet und 1226 vom Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erklärt worden war, zum Hauptorte des Bundes gewählt, und blieb dies bis zum Verfall desselben, den die steigende Macht der Fürsten, die verbesserte Rechtspflege und erhöhte Sicherheit der Landstraßen und die Entdeckung von Amerika, welche dem Handel neue Wege bahnte, herbeiführte. In Lübeck wurden die, wenigstens alle 3 Jahre stattfindenden Hansetage

gehalten, der letzte im Jahre 1630; hier war das Archiv des Bundes; und als derselbe sich aufgelöst hatte und Lübeck, Hamburg und Bremen für sich einen neuen Bund stifteten, blieb es der Mittelpunkt auch für diesen, wie es denn jetzt wieder der Sitz des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands ist, während es freilich im Uebrigen den Schwesterstädten nachsteht.

Unsre Ansicht des Marktplatzes, die im Ganzen erkennen läßt wie Lübeck zu den Städten Deutschlands gehört welche in ihrer äußern Erscheinung noch am meisten den Stempel des Mittelalters tragen, zeigt uns auf der rechten Seite das alte gothische Rathhaus, in dessen reich mit Malereien und Holzschnitzwerken verzierten Saale sich ehemals die Abgeordneten des Hansebundes versammelten; weiter links die Börse; dahinter aber die schöne Marienkirche, bei der wir nur bedauern, daß wir nicht hineintreten und die herrlichen Gemälde von Matth. Grünewald, Tischbein, Overbeck u. A., die reichen Bildhauer-, Erz- und geschnitzten Werke, die trefflichen alten Glasmalereien und die kunstreiche im Jahre 1405 aufgestellte Uhr, bei der um Mittag der Kaiser und die 7 Kurfürsten vor dem HErrn aufmarschiren, eine hübsche Spielerei im Geschmack jener Zeit, betrachten können.

Ebenfalls noch ganz das Gepräge mittelalterlicher Bauart trägt Danzig, wie unsre Ansicht zeigt; auch hat dasselbe wohl das ganze Mittelalter durchlebt, denn 998 führte es, von heidnischen Letten und Slaven bewohnt, denen damals der heilige Adalbert das Christenthum predigte, schon den zweiten Namen: Gidanie. Der erste, Giötheschants, deutet auf gothischen Ursprung. Nachdem lange die Herzöge von Pommern es besessen hatten, wurde es 1271 an Conrad von Brandenburg versetzt, 1272 von den Polen erobert, kam dann wieder an die Markgrafen von Brandenburg und wieder an Polen, 1310 aber unter die Herrschaft des deutschen Ordens, der, nachdem der deutsche Kaiser und der Papst ihm alles Land geschenkt hatten das er von den Heiden an der Ostsee erobern würde, seit 1237 vereint mit den Schwertbrüdern in Livland die Unterjochung und Bekehrung der Preußen betrieben und sich nach und nach einen großen Länderbesitz zwischen der Oder und dem finnischen Meerbusen erworben hatte, wo er lange segensreich wirkte. Als später dieser Orden durch Schwelgerei, Erpressungen und Parteisucht sich verhaßt gemacht und geschwächt hatte, so daß ein großer Theil der ihm untergebenen Länder unter Beistand der Polen sich empörte (1440—1454), da erklärte sich Danzig für unabhängig und schloß sich unter Bewahrung großer Freiheiten (eigenes Recht, eigene Besatzung, eigene Münze, eigene Stapel- und Zollerhebung, Stimm- und Wahlrecht beim Reichstage u. s. w.) der Republik Polen an, blieb auch bei der ersten Theilung Polens (1772) frei, bis es 1793 zu seinem eigenen Vortheile an Preußen kam, von dessen See-Handelsstädten es jetzt die wichtigste ist. Unser Bild stellt den Langen Markt, wo sich der lebhafteste Verkehr concentrirt, dar. Das schöne gothische Gebäude mit dem Springbrunnen davor ist der Artushof, jetzt Börse, dessen Inneres wegen mehrerer alter Gemälde und Statuen, einer reichen Sammlung alter Waffen und vieler alter Schnitzwerke sehenswerth ist. Den

Brunnen ziert eine Gruppe aus Erz: Neptun von Seepferden gezogen. Weiterhin steht das Rathhaus mit seinem schönen schlanken Thurme mit vergoldeter Dachbekleidung, welches außer den Sälen und Zimmern des Raths auch die städtische Gemäldesammlung enthält, und hinter welchem die von den deutschen Rittern begonnene und 1503 vollendete Marienkirche, eine der größten Kirchen Europas, mit ihrem hohen Thurme sich erhebt. Hier ist das unter dem Namen des Danziger Bildes bekannte Jüngste Gericht, angeblich von Jan van Eyck, nach Andern von Joh. Memling, durch Danziger Seefahrer 1473 von den Holländern erbeutet, von Napoleon nach Paris entführt, von den Preußen 1814 zurückgebracht und von den Danzigern höher geachtet als 40,000 Thlr., welche ihnen das Berliner Museum dafür bot. — Vor den Privathäusern bemerken wir mehrere jener in Danzig häufigen Terrassen (hier Beischläge genannt) die als Familien-Versammlungsplätze dienen und den Straßen ein eigenthümlich lebendiges Ansehen geben.

Das dritte Bild oben führt uns nach dem neuern Stammsitz des Welfischen Hauses, jenes Fürstenhauses, das erst lange gegen das Emporkommen der Hohenstaufen ankämpfte, dann, als dieselben auf den Kaiserthron gelangt, bei jeder Gelegenheit ihre Erfolge zu verhindern suchte, bald durch Versagung des Beistandes, bald durch offene Unterstützung ihrer Feinde oder eigene Fehden gegen sie (so daß die Namen Waiblinger (von einer Stammburg der Hohenstaufen) und Welfen oder italienisch Ghibellinen und Guelphen, zur allgemeinen Bezeichnung der Anhänger und Gegner der deutschen Kaiser wurden), und dadurch mittelbar den Fall der Hohenstaufen herbeiführte, jetzt aber auf den Thronen von Großbritannien, Hannover und Braunschweig sitzt. Denn als der Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen die Herzogthümer Baiern und Sachsen entriß, und demselben nur die Erblande seiner Mutter, Braunschweig und Lüneburg blieben, wurde **Braunschweig** seine Residenz, unter seiner Pflege schnell wachsend an Verkehr und Umfang.

Als Heinrich des Löwen Söhne ihr Erbe durch Theilung zerstückelt hatten, kaufte die Stadt, wo ein lebhafter Handel aufgeblüht war, ihren schwachen Herren viele Regalien ab, trat 1247 der Hansa bei und es bildete sich in ihr von Jahr zu Jahr mehr jenes edle, kräftige Bürgerthum aus, das von hier wie von vielen andern Städten unseres Vaterlandes aus so erquickliche Streiflichter in die spätere mittelalterliche, im Ganzen sehr trübe Geschichte Deutschlands wirft. Aus jener Zeit rührt das im Jahr 1851 restaurirte schöne alte Rathhaus, dessen mit kunstreichen Ornamenten und 17 Statuen welfischer Fürsten verzierte Vorderseite wir rechts auf unserm Bilde vor uns haben. Leider hat es schon vor längerer Zeit seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen werden müssen und die untern Räume sind zu Kaufläden eingerichtet, während die geräumigen Säle zur Meßzeit den fremden Handelsleuten als Bazar dienen. Links ist die Martinikirche, nächst dem von Heinrich dem Löwen seit 1194 erbauten Dome mit den Gräbern der herzogl. Familie und verschiedenen von ihrem Gründer aus Paläſtina mitgebrachten Reliquien die größte und schönste der Stadt; davor ein schöner Brunnen in Zinnguß vom J. 1408.

Die untern Bilder führen uns zuerst nach dem alten Bischofssitze Breslau, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Schlesien, als solche besonders in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch Handel und Gewerbe blühend, jetzt nächst Berlin die größeste und wichtigste Stadt der preußischen Monarchie, der Sage nach von dem polnischen Herzoge Mieczislaw um 980 gegründet, wie denn auch die ältesten uns bekannten Bewohner Schlesiens Polen und Böhmen waren und dasselbe unter Boleslaus Chrobry (um 1000) und seinen Nachfolgern bis 1163 zu Polen gehörte. Wir haben das im 14. Jahrhundert erbauete alte Rathhaus mit seinen vielen Erkern und reichen Verzierungen auf dem Hauptplatze der Stadt, dem großen Ring, vor uns.

Dieser Ansicht gegenüber zeigt sich uns der Dom und die St. Severikirche in Erfurt, einer der ältesten Städte des nördlichen Deutschlands, in der Mitte des thüringer Landes in einer von Hügeln rundum geschützten Thalebene voller Fruchtbarkeit. Schon der heilige Bonifazius fand sie groß und volkreich, trieb hier lange sein Bekehrungswerk, bauete Kirchen und Klöster und machte Erpesford (ein Fürst Erpes soll die Stadt gegründet haben) zum Sitz des von ihm gestifteten thüringer Bisthums. Karl der Gr., dessen Alles durchdringender Blick ihre günstige Lage für den Handel erkannte, schenkte ihr Stapelrecht und andere Privilegien, und als Venedig emporkam, trat sie mit demselben in lebhaften Verkehr, selbst ehe noch Nürnberg und Augsburg mit der nachherigen Königin der Meere in Handelsverbindung standen, blieb auch bis der Handel durch die Entdeckung Amerikas überall andere Wege nahm der Platz, wo Mitteldeutschland die Produkte Indiens und die Fabrikate der lombardischen Städte kaufte oder gegen inländische Produkte eintauschte. Wenige Städte waren damals so blühend, volkreich und mächtig. Einmal zogen 9000 Bürger gut gerüstet zu einer Fehde aus und die Einwohnerzahl soll sich im 14. Jahrhundert, ungeachtet vieler Drangsale welche hauptsächlich der stolze, trotzige Sinn ihrer Bürger über die Stadt gebracht hatte (im Jahre 1080 ward sie von Heinrich IV. geplündert und angezündet, 1118 von Lothar eingenommen, 1203 mit Philipp von Schwaben, dessen Partei sie ergriffen, belagert; mehrmals traf sie der päpstliche Bannstrahl und die Reichsacht) auf 90,000 belaufen haben. Auch zum Bunde der Hansa gehörte sie, und zwar als ein sehr mächtiges Glied desselben: Augsburg, Ulm, Nürnberg und Erfurt nannte man die vier Pfeiler der Bundesmacht im Innern des deutschen Reichs. Erfurts Betriebsamkeit und Reichthum, die nach allen Seiten hin Erwerbsmittel schufen (z. B. den Bergbau in Thüringen und im Meißner Lande eifrig betrieben) und zu gleichen Bestrebungen anspornten, breiteten ihre wohlthätigen Wirkungen bis in die kleinste Stadt des thüringer Landes, bis in die Hütte des Landmanns aus, und die Beschreibungen der öffentlichen und Privatfeste, der Bürger- und Volkslust auf Vogelschießen, Kirchweihen und Märkten, der Kleidungen ꝛc. in den alten thüringer Chroniken geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, welch ein heiteres, frohes Leben damals von Erfurt aus über ganz Thüringen ausgegangen. Auch Kunst

und Wissenschaft wurden eifrig gepflegt. Die Klosterschulen Erfurts waren Sitze der Gelehrsamkeit und 1378 wurde eine reich fundirte Universität, eine der ältesten in Deutschland, dort gegründet. Aber der Stolz und trotzige Sinn der Bewohner blieb und fügte zu fortwährendem Hader und Kampf nach Außen, besonders mit den sächsischen Fürsten, denen sich die Stadt 1483 unterwerfen mußte, Haß und blutigen Aufruhr der Bürger gegen den patrizischen Magistrat. Dazu kam 1472 ein furchtbarer Brand, der die Hälfte der Stadt in Asche legte und eine unermeßliche Menge von Gütern aller Art vernichtete, und die Reformation, welche, die Bürger theilend, das Feuer der innern Zwietracht noch mehr schürte, und von dem Allen getrieben verließen nach und nach eine Menge reicher Einwohner die Stadt, um sich in Frankfurt, in Braunschweig, in Leipzig niederzulassen. So war, ehe noch der dreißigjährige Krieg ausbrach, die Einwohnerzahl schon auf 40,000 gesunken und das Stocken alles Handels, das dieser herbeiführte, die Verwüstungen, Brandschatzungen, ansteckende Krankheiten und Drangsale aller Art, die er über die Stadt brachte, vollendeten ihren Ruin: ein Drittel fast der Häuser stand leer, noch zu Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Einwohnerzahl nur 13,000. Erst seit dem Frieden von 1814 hat sich die Stadt, die früher unter der Oberhoheit der Landgrafen von Thüringen, dann, wie schon erwähnt, unter der der sächsischen Fürsten gestanden, 1665 aber an Churmainz und 1803 an Preußen gekommen war, unter der Pflege des letztern Staats wieder bedeutend gehoben. Dem kunstsinnigen Könige desselben, Friedrich Wilhelm IV., verdankt auch der schöne, zwischen 1349 und 1472 erbaute Dom, welcher mit der dicht danebenstehenden Severikirche am meisten zu dem imposanten Anblicke beiträgt, den Erfurt aus der Ferne gewährt, seine Restauration. Den mächtigen Unterbau, die schöne breite Treppe welche nach den beiden Kirchen emporführt und die ganze reiche Architektur des Aeußern des Domes selbst haben wir vor uns; im Innern sind außer der herrlichen Anlage des ganzen Baus die vielen Glasmalereien, die köstlichen Schnitzarbeiten an den Chorstühlen, mehrere Denkmäler, worunter eins mit einer wunderschönen bronzenen Statue (einen büßenden Kerzenträger darstellend) von Pet. Vischer, und vor allem die berühmte 1497 gegossene große Glocke, 15 Ellen im Umfang und 275 Ctr. schwer, bemerkenswerth.

Erinnerte Erfurt vor allem an die frühzeitige Anpflanzung des Christenthums in Thüringen und an die schöne Entwickelung eines kräftigen Bürgerthums daselbst, so ruft uns eine der kleinen Darstellungen neben dem Mittelbilde, die der Wartburg, die Geschichte der alten Beherrscher dieser Gegenden ins Gedächtniß, denn diese, nahe bei der freundlichen Stadt Eisenach am Rande des thüringer Waldes herrlich gelegene, von Ludwig dem Springer um 1070 erbaute Burg war die Residenz der Landgrafen von Thüringen und eine Menge Sagen und historische Ereignisse knüpfen sich an ihren Namen, wie der Wartburgkrieg der Minnesänger (1207), die Geschichte der heiligen Elisabeth u. s. w. Daß und in welcher Beziehung sowohl sie als Erfurt mit der Geschichte des theuren Gottesmannes Luther in Verbindung

steht, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Der Großherzog von Weimar hat in neuester Zeit den so interessanten Sitz seiner Vorfahren, in welchem vor allem eine schöne Sammlung von Rüstungen und Waffen von thüringischen Landgrafen und andern, der Weltgeschichte angehörenden Männern, und die Stube in der Luther einen großen Theil der Bibel übersetzte sehenswerth sind, in seinen wirklich alten Theilen neu herstellen lassen. Im Vorgrunde unseres Bildes breitet sich das freundliche Eisenach aus; rechts von der Wartburg erhebt sich der Mädel- oder Metilstein, an den sich ebenfalls einige interessante Sagen knüpfen.

Ueber der Wartburg haben wir eine Abbildung aus Quedlinburg, aus jener Stadt die Heinrich der Städtegründer erbaute und so liebte, daß er in ihr sich selbst und seiner Gemahlin eine Ruhestätte nach dem Tode bereitete; wo Heinrichs Sohn, Otto der Große, öfters Hof hielt und glänzende Feste feierte; und von der aus Industrie, Kunst und Wissenschaft sich zuerst über einen ansehnlichen Theil von Norddeutschland, besonders um den Harz herum, verbreitete. Hat man die engen Gassen nach dem Schloßberge hin durchwandert, so gelangt man an dem Finkenheerde und Klopstocks Geburtshause vorbei über den hier dargestellten Platz durch ein Felsenthor auf den Schloßhof, von welchem der Thurm von St. Servatius, eben jener Kirche in der die Gebeine Heinrichs und seiner Gemahlin ruhen, über das Schloßgebäude zu uns herüberblickt. Freilich aber sind sowohl Schloß als Kirche wesentlich andere Gebäude als die von Heinrich erbauten. Von der Kirche dürfte nur die Altarnische, vor welcher Heinrichs äußerst einfaches Grab ist, und ein Theil der Südwestseite dem ursprünglichen Bau angehören, nebst einer Anzahl alter Säulen und Kapitäle, die beim Umbau des Innern (wahrscheinlich im 15. Jahrh.) wieder benutzt sind. Unter den mancherlei Alterthümern, die hier verwahrt werden, und unter denen sogar der „Krug von der Hochzeit zu Kana“ gezeigt wird, sind die Reliquienkästen von Heinrich und Otto, von höchst kunstvoller getriebener Arbeit, und die schönen Teppiche besonders sehenswerth, die man für einen Theil der Ausstattung der griechischen Kaisertochter Theophania hält, welche die Gemahlin des Sohnes Ottos des Gr. war. In Quedlinburg wurde von Otto die Nachfeier ihrer Vermählung begangen, das glänzendste Fest, das die Stadt sah. Denn aus allen Staaten der europäischen kultivirten Welt waren Gesandte dabei zugegen, ein unermeßlicher Reichthum von Geschenken sammelte sich an, eine Menge vorher in Norddeutschland noch nie gesehener Dinge; wie denn besonders von morgenländischer Kunst und Wissenschaft durch die Künstler und Gelehrten im Gefolge der Theophania die erste Idee sich daselbst verbreitete.

Noch weiter zurück in der Geschichte Deutschlands als alle bisher betrachteten Bilder führt uns eine andere Darstellung neben dem Mittelbilde: der Dom in Aachen. Aachen war schon den Römern bekannt und Theodorich wählte es im Jahre 540 zu seiner Residenz, doch erhielt es erst unter den karolingischen Kaisern geschichtliche Bedeutung: es ist die Stadt der Karolinger, deren Wiege in diesen Gegenden gestanden hatte, die Stadt in denen diese zuerst fast alle Reichstage und Kir-

chenversammlungen hielten, was sich nachher bis ins 15. Jahrh. fortsetzte, so daß Aachen 25 Reichstage und 11 Kirchenversammlungen gesehen hat, und besonders war es der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen, der auch, neben vielen andern Gebäuden mit welchen er die Stadt zierte, ihren berühmten Dom bauete und von Papst Leo III. selbst in Gegenwart vieler Bischöfe einweihen ließ. In diesem Dome hatte sich der große Kaiser eine Gruft bereitet in der seine Leiche im kaiserlichen Ornate auf einen marmornen Stuhl gesetzt wurde. Erst viertehalb Jahrhunderte später ließ Kaiser Friedrich I. seine Gebeine in einen Sarg legen, den Friedrich II. mit einem Sarkophage von Gold und Silber umgab, während auf dem marmornen Stuhle fortan die deutschen Kaiser gekrönt wurden, deren 35 von 813 bis 1558 hier das Scepter erhielten. Später vollzog man die Krönungen in Frankfurt.

Auch abgesehen von diesen historischen Erinnerungen ist der Dom von Aachen eine Seltenheit, wie sie diesseits der Alpen nicht weiter gefunden wird, durch das große Octogon mit sechzehnseitigem Umgange und achteckiger Kuppel, welche die eine Seite desselben bildet und wahrscheinlich eine Nachahmung der Kirche San Vitale in Ravenna ist. Die Säulen welche das Werk zierten waren aus Rom und Ravenna zusammengebracht. Sie wurden 1794 von den Franzosen nach Paris geschleppt, wo die schönsten geblieben sind. Nur wenige sind zurückgebracht worden. Die Bronzethüren der Karolingischen Zeit dagegen sind noch erhalten, so wie der schon erwähnte Sarkophag und der marmorne Stuhl, der im obern Umgange steht, von wo aus ehedem, als die Krönung auf ihm vollzogen ward, eine Treppe bis zum Altare hinab geführt haben soll. Außerdem werden in der Sakristei der Schädel und ein Armknochen, so wie das Hüfthorn Karl des Gr. gezeigt und viele heilige Reliquien (u. a. Windeln Christi, ein Hemd und eine Haarlocke der Maria, der Schwamm aus der Leidensgeschichte ꝛc.) von denen die merkwürdigsten alle 7 Jahre unter großen Feierlichkeiten und gewaltigem Zudrang des Volkes öffentlich ausgestellt werden.

Ueber der Ansicht aus Aachen ist auf unsrer Tafel das Schloß Stolzenfels dargestellt, gewissermaßen als ein Repräsentant der großen Menge von Burgen, die den Rheinufern von Rüdesheim bis Bonn hauptsächlich den ihnen eigenthümlichen hoch romantischen Charakter geben. Freilich hätte eine der vielen schönen Burgruinen, wie die Schönburg bei Oberwesel, die Katz und die Maus bei St. Goarshausen, Rheinfels bei St. Goar, Sternberg und Liebenstein bei Kloster Bornhofen, Hammerstein, Drachenfels bei Königswinter, Godesberg bei Bonn, eigentlich besser zu diesem Zwecke gepaßt, denn bei weitem die Mehrzahl jener Burgen sind nur, oder doch (wie die Marxburg bei Braubach) größtentheils Ruinen; aber diejenigen, die in neuerer Zeit von einigen Gliedern des preußischen Königshauses und andern kunstliebenden Männern wieder hergestellt worden sind, besonders Rheinstein, Sooneck, Rheineck, Argenfels und vor allen Stolzenfels, wie sie mit blanken Thürmen, Mauern und Zinnen von den Höhen herabschauen, machen einen so lieblichen Eindruck auf den Reisenden den das Dampfschiff unten vorbei-

führt, daß man an sie weit lieber erinnert wird, als an die Mauertrümmer der übrigen, zumal da sich an letztere häufig nur das Andenken an jene wüsten Raubritter knüpft, an denen endlich Rudolph von Habsburg ein strenges Gericht vollzog.

Stolzenfels war im Mittelalter eine trierische Veste und wurde 1689 von den Franzosen zerstört, welches Schicksal damals so viele deutsche Städte, Schlösser und Burgen traf, zeigte aber auch nach dieser Zeit immer noch sehr stattliche Thürme und Mauern, was in Verbindung mit der wunderschönen Lage den König Friedrich Wilhelm IV., schon als er noch Kronprinz war (1836), veranlaßte, den Wiederaufbau zu unternehmen, und zwar mit einer Pracht und einem Glanze, den das Schloß früher wohl niemals besessen hat. Wie schön nimmt sich der herrliche altdeutsche Bau mit erneuerten Zinnen, Thoren und Fenstern auf dem dicht begrünten Gipfel aus, an dem ein breiter Fahrweg bequem hinaufführt! Und mit welchem Geschmack sind die Zimmer ausgestattet! Jede Decoration versetzt uns in längst verschollene Tage, aus denen auch mancherlei Kunstgegenstände hier aufgestellt sind. Welche köstliche Blicke endlich in Berg und Thal öffnen sich, man mag nun zu den Fenstern hinaussehen, oder auf den Thürmen und Terrassen umherwandeln! Es gibt wenig schönere Stellen den Rhein entlang. Besonders an klaren Abenden ist die Aussicht unvergleichlich, wenn die rothen Gluten das gegenseitige Ufer, und zumal den mächtigen Ehrenbreitstein (den wir mit dem gegenüberliegenden Coblenz im Hintergrunde unseres Bildes deutlich sehen), Lahneck und die Marxburg mit ihrem Golde überströmen, während sich auf das Flußthal und den silbernen Strom, der noch hier und da von großen und kleinen Booten befahren wird, ein tiefer, stiller Frieden senkt.

Das letzte Bild auf unsrer Tafel, unten in der Mitte, führt uns nach der Hauptstadt des Königreichs Sachsen, dem in einem weiten fruchtbaren Thale an beiden Seiten der Elbe herrlich gelegenen Dresden. Wir haben einen Theil der schönen Haupt-Elbbrücke vor uns, über dieselbe hinaus das Theater, hinter welchem das neue Museum hervorblickt, das die berühmte Dresdener Gemäldegallerie umschließt, die prächtige 1736—1751 erbaute, mit vielen Statuen gezierte katholische Kirche, deren herrliches Glockengeläute und vortreffliche Orgel großen Ruf haben, das Schloß, und von da an links sich hinziehend die von der hohen Kuppel der Frauenkirche (1726 erbaut) überragte Brühlsche Terrasse mit ihren Salons und Pavillons, wo sich dem Besucher eine entzückende Aussicht nach der gegenüberliegenden Neustadt und Antonsstadt mit den sich daran schließenden Weinbergen und nach den lieblichen Thälern, Höhen und Felskuppen der Sächsischen Schweiz öffnet.

11. Süd-westliches Deutschland.

Wie unter den Ländern des südwestlichen Deutschlands Baiern den ersten Rang einnimmt, so auch seine Hauptstadt, München, unter den Städten dieses Theiles unseres Vaterlandes. Und da dieselbe ein außerordentlich vielseitiges Interesse

bietet, haben wir mehrere Ansichten daraus aufgenommen. Keine Stadt Deutschlands hat sich so schnell aus einer Mittelstadt zu bedeutender Höhe emporgeschwungen. Vor Heinrich dem Löwen, der 1156 hier eine Salzniederlage und Zollstätte anlegte, findet man sie kaum genannt, und wiewohl Ludwig der Strenge 1253 seine Residenz dahin verlegte und einige seiner Nachfolger viel für die Stadt thaten, stand sie doch noch Jahrhunderte lang sehr zurück gegen Regensburg, Augsburg, Nürnberg und andere süddeutsche Städte, ja sie zählte noch 1812 kaum über 40,000 Einwohner. Erst nach dem Frieden von 1815 begann Münchens Blüthezeit unter dem trefflichen König Maximilian I., und dessen kunstliebender und unermüdlich thätiger Nachfolger Ludwig I. machte es in wenigen Jahren, man möchte sagen zu einer neuen Stadt, um das Dreifache erweitert, mit 120,000 Einwohnern und mit einer solchen Menge von glänzenden Neubauten, Kunst- und wissenschaftlichen Instituten, Kunstsammlungen, Denkmälern u. s. w., daß es jetzt einen überaus großartigen Eindruck macht und der Fremde nur bei wochenlangem Aufenthalte das Sehenswerthe mit wirklichem Genuß und Nutzen betrachten kann. Ludwig verlegte die Universität von Landshut nach München und unter ihm entstand die prächtige Ludwigsstraße mit den ganzen angrenzenden Stadttheilen, die Glyptothek, die Pinakothek (Gemäldesammlung) das Odeon, der neue Königsbau, der Saalbau, der Wittelsbacher Palast, das Universitätsgebäude, die Bibliothek, das Kunstausstellungsgebäude, die Allerheiligen-, Ludwigs-, Bonifacius- und Mariahilf-Kirche, die protestantische Kirche, die Ruhmeshalle mit Schwanthalers Coloß der Bavaria davor, die Feldherrenhalle, das Siegesthor, die Monumente des Kurf. Maximilian I. und des Königs Maximilian I. und viele andere Bauten und Denkmäler. Wenigstens einige derselben finden sich auf 3 unsrer Ansichten dargestellt. Das stattliche Bibliothekgebäude in der schon erwähnten Ludwigsstraße, vor dessen Eingange Aristoteles, Hippokrates, Homer und Thucydides stehen, umschließt im Erdgeschoß das Reichs- und königliche Haus-Archiv, oben aber die nahe an eine Million Bände zählenden Bücherschätze und 22,000 Handschriften, worunter unschätzbare Seltenheiten, die im Cimeliensaal vereinigt sind. Weiterhin blickt die 1829 in italienisch-romanischem Styl erbaute prachtvolle Ludwigskirche hervor, deren Statuen an der Vorderseite (von Schwanthaler) und Fresken im Innern (von Cornelius) gleich bewunderungswürdig sind. Jene stellen Christus, die 4 Evangelisten, Petrus und Paulus dar, diese in einer Reihe von Gemälden den Inhalt des christlichen Glaubensbekenntnisses: Gott Vater als Schöpfer und Erhalter, Gott den Sohn als Heiland, Erlöser und Richter der Welt, und Gott den heiligen Geist in der Gemeinschaft der Heiligen. — Im Saalbau haben wir den einen der beiden prächtigen Baue vor uns, die König Ludwig an beiden Seiten dem alten Königsbau anfügte und von denen er den neuen Königsbau, den er selbst bewohnte, durch herrliche Frescogemälde und Reliefs von Schnorr, Kaulbach, Heß, Schwanthaler u. A. zu einem Heiligthum griechischer und deutscher Dichtkunst, den Saalbau hauptsächlich zu einem Denkmale deutscher Geschichte machte. Derselbe enthält

nämlich in 3 Sälen des obern Stocks eine Reihe von Frescobildern aus der Geschichte Karls des Großen, Barbarossas und Rudolphs von Habsburg nach Cartons von Schnorr, im Bankettsaal die siegreichen Schlachten von 1805—1814 an denen baiersche Truppen Theil genommen, von P. Heß, Adam rc. gemalt, in dem prachtvollen Thronsaal endlich 12 vergoldete Erzstatuen der größten Ahnen des baierschen Königshauses von Schwanthaler und Stiglmaier, unter einer von 20 korinthischen Säulen getragenen Gallerie. Unten ist in 6 Sälen Homers Odysse von Schwanthaler dargestellt. Hinten quervor bemerken wir den Anfang des Bazars, an welchen sich weiter rechts die den Hofgarten auf zwei Seiten umgebenden Arcaden anschließen mit ihren schönen Fresken aus der baierschen Geschichte und dem griechischen Befreiungskriege. Am Ende des Saalbaus aber sehen wir die Kuppel und Thürme der Theatinerkirche herüberragen, welche, seit 1675 erbaut, die neuern Grabgewölbe der Königsfamilie birgt. — Die Glyptothek enthält in 12 Sälen eine reiche Sammlung von plastischen Bildwerken aller Zeiten. Da ist u. a. ein Aegyptischer Saal, ein Aeginetensaal mit den Sculpturen vom Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina, dessen Ruinen unsre 26. Tafel zeigt, ein Göttersaal mit dem griechischen Göttermythus von Cornelius, ein trojanischer Saal mit der Geschichte des trojanischen Krieges von Cornelius, ein Saal der farbigen Bildwerke und mehrere mit griechischen, mit römischen und mit neuern Statuen und Reliefs. Das Aeußere des von Klenze aufgeführten Gebäudes bietet mit seinem schönen jonischen Porticus, in dessen Giebelfelde Minerva als Beschützerin der Sculptur in ihren einzelnen Zweigen in Marmor dargestellt ist, einen prachtvollen Anblick. — Der Schrannenplatz ruft uns zuletzt in den ältern, ziemlich unansehnlichen Theil der Stadt, wo der gewerbliche und Handels-Verkehr größtentheils sich concentrirt. Wer nur die neuern Theile Münchens gesehen hat, wie das bei den Fremden, die nur der Kunstschätze wegen es besuchen, häufig der Fall ist, der würde, plötzlich hierher versetzt, die Stadt nicht wieder erkennen, wiewohl der Platz mit seiner marianischen Säule zum Andenken an den Sieg der Kaiserlichen über die Protestanten bei Prag im Jahre 1620 in diesem Stadttheile noch eine Schönheit ist. Und selbst die Frauenkirche, deren unvollendet gebliebene mit birnförmigen Helmen bedeckte Thürme über die Häuser herübersehen, macht, obgleich sie die Kathedrale der Stadt ist, keinen besondern Eindruck. Doch sind daselbst einige alte Glasmalereien und das Grabmal Kaiser Ludwigs des Baiern, von dem Herzoge Ernst, dessen Sohne Albrecht und vier knieenden Rittern mit Standarten umgeben, wohl sehenswerth, so wie auch die Altargemälde.

In dem ehrwürdigen Nürnberg, wo man fast bei jedem Schritte auf liebliche Blüthen altdeutscher Kunst stößt, wo die zarte Sinnigkeit, das tiefe Gemüth, das leichte, freie Streben nach Oben, welches dieselbe charakterisirt aus tausend Bau- und Bildwerken dem Beschauer so erquicklich entgegentritt, führt uns das Mittelbild in eine Ecke des Haupt-Marktplatzes und stellt uns so, daß wir die ersten Zierden desselben, den schönen Brunnen und die Frauenkirche, beide von denselben Mei-

stern, Georg und Fritz Rupprecht, unter Beistand des Bildhauers Sebald Schonhofer um 1360 erbaut, überblicken, nebst mehreren jener alterthümlichen Häuser, denen man auf das deutlichste ansieht, daß ihre Erbauer sie ganz nach ihren besondern Bedürfnissen, ihrer Bequemlichkeit, ihren Liebhabereien eingerichtet haben, und deren tausendfach wechselnde Form deshalb die Phantasie auf das angenehmste beschäftigt, auch abgesehen von dem Interesse, das die herrliche Bauart vieler und eine Menge einzelner kunstreicher Verzierungen, hier eine Thür mit dem schönsten Schnitzwerk, dort eine herrliche Statüe, da ein künstliches Eisengitter, da wieder ein Erker mit den sinnigsten Sculpturen, in reichem Maße erwecken. Und wie steigert sich dies Interesse bei dem, welcher mit der reichen Specialgeschichte der Stadt bekannt ist, die schon im 11. Jahrhundert sehr ausgebreiteten Handel hatte und von den Kaisern geliebt und begünstigt war, ja diese oft längere Zeit in ihren Mauern sah (Friedrich I. baute die Burg neu auf); in der die Grafen von Hohenzollern Burggrafen waren, meist unter Streit und Fehde mit den Bürgern, bis sie von Kaiser Siegismund die Mark Brandenburg und die Kurwürde erkauften; die seit 1424 die Reichskleinodien verwahrte, während schwerer Fehden mit den neuen Markgrafen wegen der ihnen abgekauften Burg sich nur hob, zu Anfang des 16. Jahrhunderts als eine der reichsten Städte Europas, als der Mittelpunkt des deutschen, ja man könnte sagen: des europäischen Handels dastand, mit zahlreichen Fabriken und Manufacturen und einem Gebiete dem keines einer andern Reichsstadt gleich kam, und eine Hauptstütze der Reformation wurde, wofür sie nachher im dreißigjährigen Kriege furchtbar leiden mußte; die endlich so vieler berühmten Künstler, Dichter und Gelehrten Heimath war. Wie großes historisches Interesse knüpft sich da selbst an viele Privathäuser, z. B. an Dürers, an Hans Sachs' an Pirkheimers Haus! Ja sogar das Straßenpflaster hat in Nürnberg ein eigenes historisches Interesse, dadurch, daß die reiche Handelsstadt die erste in Deutschland war, die (im Jahre 1368) ein solches legen ließ.

Der Schöne Brunnen darf ein Juwel unter dem vielen Schönen genannt werden, was die Stadt von den Vätern her besitzt. Doch sagen wir hiermit vielleicht schon Ueberflüssiges für unsre Leser, denen sich in dem Bilde die ganze Zierlichkeit, die Leichtigkeit der herrlichen Pyramide, der Reichthum an fast unübertrefflich schönen Sculpturen vollkommen deutlich darstellen, und wir fügen deshalb nur noch bei, daß die 16 Statüen unten die 7 deutschen Kurfürsten und „die 9 starken Helden": Josua, David und Judas Maccabäus, Hector, Alexander und Julius Cäsar, Chlodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon, die 8 Statüen oben aber Moses und 7 Propheten darstellen, so wie daß das Ganze in den Jahren 1822—24 mit der größten Sorgfalt restaurirt worden ist. Auch die Frauenkirche ist eine köstliche Zierde Nürnbergs, wenn sie gleich von der herrlichen St. Sebalduskirche aus dem 11. Jahrhundert mit ihrem berühmten Sebaldus-Grabmal von Peter Vischer und vielen andern trefflichen Bildhauerarbeiten von Ad. Krafft, Veit Stoß u. A., ihren Gemälden von Dürer und Wohlgemuth und ihren schönen Glasma-

lereien, und von der St. Laurentiuskirche mit ihren prächtigen, von keinem gothischen Bau übertroffenen Portale aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, ihrem berühmten Sacramenthäuschen von Ad. Krafft und vielen andern trefflichen Bildhauer-, Eisenguß- und Holzschnitz-Arbeiten, zu denen sich ebenfalls schöne Glasmalereien gesellen, noch bei weitem übertroffen wird. Auch sie enthält herrliche Arbeiten von Ad. Krafft und Veit Stoß. Von Ersterem ist auch der schöne Giebel des Michaelis-Chörleins, dessen Uhr durch eine Spielerei im Geschmack des 16. Jahrhunderts, das sogenannte „Männleinlaufen" bei welchem sich die 7 Kurfürsten um den Kaiser bewegen, interessant ist. Von dem Geländer über dem Portale wurden ehemals die Kaiserwahlen der Stadt verkündet. Seit 1816 ist diese Kirche den Katholiken zurückgegeben, während die übrigen protestantisch geblieben sind.

Haben wir uns durch die vielen Merkwürdigkeiten Münchens und Nürnbergs zu längerer Besprechung hinreißen lassen, als eigentlich der Plan dieser Erläuterungen gestattet, so müssen wir bei den übrigen Gegenständen unsrer Tafel um so schneller vorübereilen, — zu unserm großen Bedauern, denn auch sie bieten des Interessanten unendlich viel. Aus Regensburg, einer der ältesten Städte Deutschlands (schon unter Kaiser Tiberius ein fester Ort, seit dem 6. Jahrhundert die Hauptstadt bairischer Herzöge, abwechselnd auch Residenz deutscher Kaiser; später freie Reichsstadt, jedoch mit Einschränkungen die zu vielen Fehden und 1492 zum Verlust fast aller ihrer Rechte führten; endlich seit 1663 durch Verlegung der Reichstage hierher Hauptstadt des deutschen Reichs bis zu dessen Auflösung) erhalten wir eine Ansicht des ehrwürdigen, im Jahre 1275 gegründeten Doms. Er ist eins der vortrefflichsten altdeutschen Bauwerke und gewährt, trotzdem daß die Thürme unvollendet geblieben sind, einen herrlichen Anblick, besonders seitdem der König von Baiern (1838) die Vorderseite vollständig restauriren ließ, so daß die Ornamente (die Sculpturen sind weniger werthvoll) in ihrer ganzen Schönheit hervortreten. Im Innern, wo der Hochaltar, ein Geschenk der berühmten Fuggerschen Familie, fast ganz von Silber, und mehrere alte Altäre und Grabmäler (darunter das der Margarethe Tucher von Pet. Vischer und das des Fürsten Dalberg von Canova) von großer Schönheit sind, bieten sich überall herrliche Perspectiven, deren Eindruck durch schöne Glasmalereien noch erhöht wird. Von letztern verdankt die Kirche diejenigen an der Vorderseite ebenfalls dem kunstsinnigen Könige Ludwig I.

Um die Städte Baierns nicht zu trennen, werfen wir jetzt zunächst einen Blick auf den uralten prächtigen Bischofssitz Würzburg in einem herrlichen Thale zu beiden Seiten des Mains, umgeben von Rebenhügeln, die einen der besten Weine des Vaterlands liefern, besonders ausgezeichnet durch würzhaften Geruch, klare helle Farbe und große Dauer, und von vielen Kirchen, Klöstern und Landhäusern, theils über die Ebene zerstreut theils von den Abhängen und Gipfeln der nahen Berge herabblickend. Nachdem schon der heilige Kilian das Christenthum hierher an den Hof des ostfränkischen Herzogs Gosbert gebracht hatte, stiftete der heilige

Bonifacius das Bisthum Würzburg, das über 1000 Jahre lang durch eine Reihe von 82 Bischöfen, unter welchen viele ausgezeichnete Männer waren, verwaltet wurde. Und in der That sieht man es noch heute überall der Stadt an, daß in ihr lange Jahrhunderte das geistliche Regiment vorwiegend gewesen ist. Solche Städte wie Würzburg sind nur durch die Macht und die Reichthümer des katholischen Klerus, um den sich ein glänzender Adel sammelte, entstanden. Weltliche Residenzen und Städte die durch Handel und Gewerbe groß geworden sind gewähren einen gänzlich andern Anblick. Wie treten hier Kirchen, Klöster, Kapellen, Heiligenbilder in den Vorgrund! Unter den erstern stehen an Alter, historischer Bedeutung und Kunstwerth der dem heiligen Kilian geweihte Dom und die mit einer schönen Kuppel versehene Neumünsterkirche über den Gebeinen dieses Heiligen, zu welcher ein Kloster gehört in dem Walther von der Vogelweide lebte, obenan. Sie nehmen den Mittelpunkt unseres Bildes ein. In der Hauger Kirche, ganz links, ist die Bauart St. Peters in Rom nachgeahmt. Die frühere neue bischöfliche Residenz, welche wir zwischen diesen Kirchen erblicken, gehört zu den stattlichsten Werken jener Architectur, die sich zur Zeit Ludwigs XIV. allgemeine Geltung erwarb. Vor ihrem Bau war das feste Schloß Marienberg, das wir hinter dem auf der linken Seite des Mains liegenden Stadttheile auf einem 400 Fuß hohen Berge thronen sehen an dessen Abhange der berühmte Leistenwein wächst, die Residenz der Bischöfe; es wurde aber nach dem 30jährigen Kriege zur Reichsfestung gemacht. Hart am Fuße des Citadellenberges steht die sehr alte St. Burkhardskirche.

Von Würzburg den Main abwärts fahrend gelangt man nach einer der wichtigsten, schönsten und lieblichsten Städte des Vaterlands, nach Frankfurt, das unsre Kupfertafel ebenfalls uns vorführt. Wohl sind viele Städte Deutschlands größer, ohne aber so vortheilhafte Lage für den Handel, ohne so reizende Umgebungen zu haben; andre liegen noch anmuthiger, ohne aber die gleichen übrigen Vorzüge zu besitzen. Die ganze Gegend ist wie ein großer, reicher Garten, in dem eine jahrhundertelange Cultur bei der ursprünglichen Fruchtbarkeit die üppigste Vegetation erzeugt hat, welche an den Süden Europas erinnert. Ueberall erquicken frische und hohe Baummassen mit ihrem vielfach schattirten Grün das Auge. Und wie herrlich baut das Taunusgebirge seine schönliniigten Formen hinter der Stadt in den Horizont! Diese ruhig aufsteigenden und milde sich senkenden Erhebungen in der Landschaft rufen ebenfalls italienische Bilder in das Gedächtniß. Und dazu die zahlreichen freundlichen Ortschaften und prächtigen Landsitze rings umher, das rege Leben auf den Wegen nach der Stadt, auf und an dem Maine und in den Straßen, die von allen Seiten heranrauschenden Züge der Dampfwagen, Alles verkündend, daß hier ein großartiger Mittelpunkt menschlichen Lebens und Strebens ist; endlich der Anschein des Alterthums, der bürgerlichen Freiheit, der Wohlhabenheit, des Geschmacks, der Sauberkeit, den die ganze Stadt bietet! Wir kennen kaum eine andere in unserm Vaterlande, die einen so erquicklichen Gesammteindruck machte. — Unser Bild zeigt Frankfurt wie es demjenigen erscheint, der von Mainz

her auf dem Strome sich ihm nähert. Der ganze Quai, von der Mainlust, einem vielbesuchten öffentlichen Garten, an bis zu der mit einer geschmackvollen Säulenhalle gezierten Stadtbibliothek, liegt vor uns; auf der andern Seite des Mains, über den die, wegen des hervorspringenden Ufers leider nur halb zu sehende, große steinerne Brücke führt, ein Stück der Vorstadt Sachsenhausen, hinter welcher schöne Weinberge aufsteigen, die den günstigsten Standpunkt zum Ueberblick über die Stadt und die ganze Gegend bieten. Unter den einzelnen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: der dem heiligen Bartholomäus geweihte Dom, wo so viele deutsche Kaiser gewählt und gekrönt sind, mit seinem unvollendeten, von einer Nothkuppel bedeckten Thurme; davor am Strande die alte St. Leonhardskirche und der Saalhof, das ehemalige Palatium der Karolinger, denen die Stadt ihre Gründung verdanken soll. Von der durch die Nationalversammlung von 1848 und 49 so bekannt gewordenen Paulskirche sehen wir Thurm und Dachspitze über das vorderste Gebäude links hervorragen.

Eine noch glücklichere Lage als Frankfurt hat Mainz, wohin uns ein anderes Bild unsrer Tafel führt. Wie hätte nicht an dieser Stelle, in der herrlichsten Gegend des Rheinlaufs, wo die Berge, die sich hier dem Strome entgegenstämmen und ihn zu einer großen Biegung nach Westen hin nöthigen, des schönen Rheingaus weite, mit dem allerfruchtbarsten Boden gesegnete Hügellandschaft vor jedem Nordhauche schützen und so zur reichsten Produktion edler Getreide- und Obstarten, vor allem aber des köstlichsten Weins, fähig machen; wo der schiffbare Strom in der Mitte seines Laufes den lebhaftesten Verkehr mit allen von ihm durchwanderten Gegenden leicht macht, während der Main von der Grenze Böhmens herbeifließt und so mit einem weiten fruchtbaren Striche des innern Deutschlands eine unmittelbare Verbindung eröffnet; in einer Gegend endlich, welche die Lage der Gebirgszüge in den vom Rhein durchströmten Ländern zu einer natürlichen Verbindungsstraße zwischen weiten Strecken Frankreichs und Deutschlands macht — wie hätte nicht an dieser Stelle eine wichtige Stadt entstehen sollen! Auch hatte schon im Jahre 38 v. Chr. M. V. Agrippa hier ein befestigtes Lager gegen die Germanen aufgeschlagen, aus welchem Drusus das Castellum Moguntiacum machte und diesem ein zweites Castell auf der rechten Seite des Rheins beifügte, nach dem noch heute der dort liegende Stadttheil genannt wird. Und aus diesen Anfängen erwuchs schnell eine Stadt, welche bald die erste Pflanzstätte des Christenthums am Rhein wurde. Nach Zerstörung durch die Hunnen (451) baute König Dagobert dieselbe in den Jahren 622—38 neu auf und Karlmann und Pipin setzten in ihr den h. Bonifazius zum Erzbischof ein und erklärten die dortige Kirche zur Metropole von ganz Germanien. Die nachfolgenden Erzbischöfe erwarben einen nicht unbedeutenden Landbesitz, die Fürsten-, und endlich die Kurfürstenwürde, und viele Kirchenversammlungen, Reichstage und andere Zusammenkünfte wurden in ihrer Residenz gehalten. Durch dies Alles blüheten Handel und Gewerbe in Mainz immer herrlicher auf, kräftig geschützt durch den 1247 von ihm gestifteten rheinischen Städtebund und später durch seinen

Beitritt zur Hansa. Der Wohlstand und Glanz der Stadt verschaffte ihr den Beinamen „aurea." Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts aber fing dieser Wohlstand bei langen Streitigkeiten zwischen den Patriziern und Zünften und zwischen der Stadt und den Kurfürsten an zu sinken, und die Kriege nach der Kirchenreformation brachten ihn immer tiefer herab. Daß Mainz der ganzen Menschheit ein herrliches Geschenk mit der Buchdruckerkunst gemacht hat, ist bekannt.

Von der Neuen Anlage aus, einem Vergnügungsorte an der Stelle des ehemaligen kurfürstlichen Lustschlosses Favorite, der Mündung des Mains gegenüber, überblicken wir den Hauptttheil der Stadt, aus welchem vor allem der Dom mit seinen 6 Thürmen (wovon 2 ohne Spitzen), eine der größesten und ältesten Kirchen Deutschlands, hervorragt. Seit 978 von Erzbischof Willigis erbaut, jedoch am Tage der Einweihung im Jahre 1009 abgebrannt, wieder gebaut und nach sechsmaligen theilweisen Bränden immer wieder hergestellt, im 30jährigen Kriege der Gefahr behufs des Baus einer Sternschanze niedergerissen zu werden durch Gustav Adolph entzogen, in neuerer Zeit vor gleichem Schicksale, nach theilweiser Zerstörung durch Feuer bei der Belagerung von 1792, durch Napoleon bewahrt, steht er als ein höchst interessantes Denkmal der Baugeschichte vom 10. bis 15. Jahrhundert da. — Die Biegung des Stromes verhindert uns ein Stück in den herrlichen Rheingau hineinzuschauen; wie es von der von Kastell herüberführenden Schiffbrücke, die vor uns liegt, möglich ist. Doch würde uns auch die Wahl eines andern Standpunktes in dieser Beziehung wenig genützt haben, denn dem Zeichner sind ja, besonders bei einem so kleinen Bilde, zu enge Gränzen gezogen, als daß er den reichen Wechsel des Farbenspiels in Fluren, Obstwäldern, Weingärten und Büschen an den Abhängen und auf den Gipfeln der Berge, welcher dieser Aussicht den meisten Reiz verleiht, auch nur andeuten könnte. Städtchen und Dörfer, Landhäuser und Klöster kleben hier und dort am Gebirge, oder blinken im Thale. Und wie stolzbewußt hält der Rhein seinen breiten Spiegel all dieser Pracht entgegen, während an der und jener Stelle ein smaragdenes Eiland aus seiner klaren Strömung hervortritt und Kähne, Schiffe, Dämpfer durch ein ewiges Kommen und Gehen das reizende Gemälde beleben!

Aber zu einer fast noch schönern Aussicht führt uns das Bild von Heidelberg. Wem ginge nicht, wenn er je nur einige Tage in dieser lieblichsten Musenstadt des Vaterlandes verweilt hat, das Herz auf bei ihrem Namen! So groß auch die berühmte Schönheit der Neckarufer im Allgemeinen ist, nirgends haben dieselben einen solchen Reiz wie hier, wo der Fluß aus den Bergen die ihn lange einengten in die blühendste Ebene tritt, wo die Höhen des Königstuhls auf der linken und des Heiligenberges, eines Ausläufers des Odenwaldes, auf der rechten Seite sich steil in die rheinische Fläche hinabsenken und man plötzlich einen freien Blick nach Westen in die fruchtreichen Gefilde am untern Laufe des Neckar gewinnt, während einem rechts und links die herrlichsten grünen Berge entgegenlachen. An dieser Stelle liegt die freundliche Stadt in langer Ausdehnung. Gleich über ihr

prangen in mittlerer Höhe am Abhange des Königstuhls die mächtigen, kolossalen Ueberbleibsel des Schlosses mit den umgebenden Anlagen. Die gewaltigen rothen Sandsteinbauten setzen sich prächtig gegen den üppigen grünen Baumwuchs ab, der die stolzen Bergkuppen bis zu ihrem Gipfel hinauf bedeckt. Auch höher oben gewahrt man (auf unserm Bilde leider nicht mehr sichtbar) an einzelnen Vorsprüngen Häuser und Thürme, und der Gipfel des Königstuhls wird durch eine Warte in einsamer Höhe bezeichnet. — Heidelberg war im Mittelalter die Hauptstadt der Rheinpfalz und blieb Sitz der Kurfürsten bis Karl Philipp im Jahr 1719, nachdem das Schloß durch die barbarische Zerstörungswuth der Soldaten Ludwigs XIV. zur Ruine geworden und Streitigkeiten mit den Bürgern ihm den Aufenthalt daselbst noch mehr verleidet hatten, Mannheim zu seiner Residenz wählte. Die Universität, die älteste in Deutschland nach der Prager, wurde 1386 vom Kurfürsten Ruprecht gestiftet und gehört zu den besten unseres Vaterlandes.

Die noch übrigen Darstellungen unsrer Tafel sind dem gesegneten Würtemberg und den fast von demselben eingeschlossenen, jetzt zu Preußen gehörigen Fürstenthümern Hohenzollern entlehnt, also dem alten Schwabenlande. Ihre Wahl ist uns schwer geworden. Schon die vielen herrlichen An- und Aussichten welche das Land bietet, man mag nun in den romantischen Thälern und auf den weitblickenden Höhen der Schwäbischen Alb, oder in dem sanften Hügellande am Neckar und seinen Nebenflüssen, wie übersäet von den freundlichsten Städten und Dörfern zwischen üppigen Fruchtfeldern und Weinbergen (Stuttgart ist so dicht von letzteren umgeben, daß ein Sprüchwort sagt, es würde im Wein ertrinken wenn man nicht die Trauben zeitig einsammelte), frischem Weideland und waldbedeckten Höhen, umherwandern, oder dem Neckar in das engere reizende Thal zwischen der Reiherhalde links und dem Odenwalde rechts folgen, an dessen Ausgange bei Heidelberg wir bereits waren, oder jenseit der Alb den von der Donau durchströmten Theil des Landes besuchen, machten die Auswahl weniger Ansichten daraus zu einem schwierigen Geschäfte. Noch mehr aber geschah dies durch das historische, literarische und gewerbliche Interesse, das sich hier an so viele Städte und Burgen und Burgruinen knüpft. Das Schwabenland hat ja mehr große Regenten, mehr durch den Ruf außerordentlicher Tapferkeit oder tiefer Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer, mehr große Künstler hervorgebracht als irgend ein anderer Theil des Vaterlandes von gleichem Umfange. Wir wollen nur an die Hohenstaufen und Hohenzollern erinnern; an Ernst von Schwaben, Graf Eberhard den Rauschebart, Herzog Ulrich von Würtemberg, Götz von Berlichingen und so viele andere Helden, die in Geschichte, Sage und Lied fortleben und gar manche Stadt und Burg, wie Reutlingen, Urach, Eßlingen, Heilbronn, Weinsberg, Jaxthausen, Wimpfen, an ihrem Ruhme Theil nehmen lassen; an die Mehrzahl der Minnesinger; endlich an Reuchlin, Melanchthon, Keppler, Wieland, Schiller, Uhland, Kerner, Schwab, Dannecker, Schelling und Hegel. Bei wie vielen Punkten des Landes möchte man da, von geschichtlichen Erinnerungen festgehalten, betrachtend verwei-

len! Wir haben uns für Tübingen, die Burg Hohenzollern und den Hohenstaufen entschieden.

Ersteres, lieblich am Neckar gelegen, scheint als würtembergische Landesuniversität der natürlichste jetzige Repräsentant des wissenschaftlichen und literarischen Ruhmes von Schwaben zu sein. Die dortige Hochschule wurde 1477 von Herzog Eberhard im Bart gestiftet, und Reuchlin und Melanchthon und seitdem eine ganze Reihe berühmter Männer lehrten an ihr. Das Schloß, auf dem die Stadt überragenden Berge, Hohen-Tübingen genannt, enthält die Bibliothek und verschiedene andere wissenschaftliche Sammlungen, wie das Antiken-, Naturalien- und physikalische Kabinet; auch ist hier die Sternwarte. Am Fuße des Oesterberges steht das Haus Uhlands, auf die Neckarbrücke schauend, und in einem kleinen Weinbergshäuschen an demselben Berge dichtete Wieland den Oberon.

Die Burg Hohenzollern bei Hechingen ist bekanntlich der Stammsitz des preußischen Königshauses und vom jetzt regierenden Sprossen desselben im mittelalterlichen Style sehr schön wiederhergestellt worden. Ihre herrliche Lage deutet unsre Ansicht genugsam an.

Vom Hohenstaufen ging ein anderes großes Herrschergeschlecht aus, welches aber, minder glücklich als das der Hohenzollern, schon vor Jahrhunderten in traurigster Weise wieder untergegangen ist. Hat man, auf der Eisenbahn von Ulm nach Stuttgart fahrend, hinter Geislingen das schöne Filsthal erreicht, so wird hier und da bei einer Krümmung der Bahn der kahle Gipfel des Hohenstaufen sichtbar, der nach seiner auffallenden Form von Dichtern nicht mit Unrecht einem großen Sarge verglichen worden ist, einem Sarge so kolossal, wie das Kaiserhaus, an das er erinnert, in der Geschichte dasteht. Wer diesen historisch so merkwürdigen Ort besuchen will, geht am besten von Süßen aus zunächst auf den Rechberg, dessen alte noch bewohnte Burg wir mit einem Theil ihrer weiten prächtigen Aussicht vor uns haben, und begiebt sich dann nach dem Dorfe Staufen, welches wir am Abhange des Hohenstaufen liegen sehen. Von der Burg selbst auf dem Gipfel findet man nur noch einen traurigen Mauerrest: sie wurde im Bauernkriege gänzlich zerstört. Aber eine herrliche Aussicht, besonders von Osten nach Westen weit ausgedehnt, lohnt reichlich die Mühe des Ersteigens. Bei klarem Himmel gewahrt man zugleich die Tyroler und Lothringer Gebirge. Unter der großen Anzahl von Ortschaften, welche man überblickt, tritt auch die Burg Wäschenbeuern, der Sitz der ältesten Ahnen der Hohenstaufen, hervor.

12. Oesterreich.

Der Zeichner dieser Tafel hat sich bemüht, aus der großen Zahl von Völkern, die den österreichischen Kaiserstaat bewohnen, verschieden nach Abstammung, Sprache, Kultur und Volkssitte, die wichtigsten vorzuführen, soweit der Raum es gestattete. So sehen wir denn von den abgehärteten, mäßigen, fröhlichen, mit

mancherlei glücklichen Naturanlagen, besonders für Musik und Erlernung fremder Sprachen begabten, dagegen leichtsinnigen und rachsüchtigen und häufig sehr unreinlichen Slaven, welche fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen, zuerst Czechen aus Böhmen und Hanacken aus dem angränzenden Mähren zu einem ihrer harmlosen Fastnachtsschwänke versammelt, wo ein junger Bursche mit geschwärztem Gesicht und mit Stroh umwunden als Bär umhergeführt wird und Beiträge zum abendlichen Tanze sammelt; dann (oben in der Mitte) Slowaken aus dem östlichen Mähren und dem nordwestlichen Ungarn; auch einige Kroaten und Slowenzen auf dem Markte in Oedenburg, bis in dessen Nähe ihre Sitze im südwestlichen Theile von Ungarn und in Illyrien und Steyermark sich hinziehen. Von den germanischen Stämmen sodann, den Kulturträgern der Monarchie, finden wir, außer den Wienern auf dem Mittelbilde, Landleute aus dem Erzherzogthume Oesterreich auf dem Markte in Oedenburg und Tyroler auf der Ansicht von Innsbruck; von den raschen und feurigen, graden und offenen, kriegerischen Magyaren im mittlern Ungarn, mit schöner Körperhaltung, leicht in ihren Bewegungen, aber anstrengender Geistesthätigkeit abhold, mehrere in ihrer eng anschließenden, mit Schnüren und Pelz verzierten Nationaltracht auf dem Markte in Oedenburg und als Zuschauer bei dem ungarischen Volkstanze, der von Wlachen aus der romanischen Völkergruppe aufgeführt wird, die im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen wohnen, arm, unwissend, arbeitsscheu und deshalb am liebsten das bequeme Geschäft des Hirten oder Fuhrmanns treibend, übrigens aber auch dem Feld- und Bergbau nicht ganz abhold.

Von den Städten Oesterreichs führt unsre Tafel uns Wien, die glänzende Metropole der ganzen Monarchie, und dann die Hauptstädte dreier einzelnen Ländertheile, der Königreiche Böhmen und Ungarn und der Grafschaft Tyrol, theils in Darstellungen der wichtigsten Bauwerke derselben, theils in Totalansichten vor. Die wichtigsten Städte des lombardisch-venetianischen Königreichs werden wir auf den beiden Tafeln von Ober-Italien finden.

In Wien haben wir die St. Stephanskirche vor uns, jenes herrliche Denkmal altdeutscher Kunst, das man von allen Seiten weit über das Häusermeer der eine halbe Million Einwohner zählenden Kaiserstadt emporragen sieht. Herzog Heinrich II. Jasomirgott legte 1144 den Grund zu diesem großartigen Bau, welcher, nachdem er zweimal erweitert, 1359 unter Rudolph IV. seine jetzige Gestalt erhielt, bis auf den 428 Fuß hohen Thurm, der erst 1433 vollendet wurde, während der zweite im Jahre 1450 angefangene nie weit gedieh und 1511 ganz aufgegeben ward. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stephans-Kirche gehören der Sarkophag des Kaisers Friedrich III., das schöne Grabmal des Prinzen Eugen, eines der größten Feldherren die Oesterreich je besessen († 1736), die Gruft der kaiserlichen Familie, in welcher die von 1365—1576 verstorbenen Glieder derselben beigesetzt sind, und die 359 Centner schwere, aus 180 eroberten türkischen Kanonen gegossene große Glocke.

Von Prag zeigt sich uns, neben einem Theil der Kleinseite und der von der Altstadt nach derselben hinüberführenden großen steinernen, mit Statuen von Heiligen gezierten Brücke, der Hhradschin, wo die Kaiserburg, das im Laufe der Zeit vielfach erweiterte und veränderte alte Schloß der Böhmenkönige, mit der Domkirche zu St. Veit auf hohem Bergrücken prangt, an Umfang und an eben so schöner wie imponirender Lage fast ohne Gleichen in Europa.

Ofen, die Hauptstadt Ungarns in dessen Sprache es Buda heißt, zum Theil amphitheatralisch an dem hohen, felsigen rechten Ufer der Donau sich hinanziehend, überblicken wir mit seiner hochgelegenen Festung fast ganz, so weit nicht der Festungsberg es unsern Blicken verdeckt; dazu jenseits des Stromes, über welchen eine prächtige Kettenbrücke führt, einen Theil der handels- und gewerbreichen Schwesterstadt Pesth, die freilich, mit ihren 4 Vorstädten einen Raum von drei Stunden Umfang einnehmend, sich noch weit an der Donau und in der hier beginnenden unabsehbaren Ebene hinzieht, am Rande ein ziemlich dorfähnliches Ansehen erhaltend, während die Innere und die Leopoldstadt schöne Straßen mit vielen palastähnlichen Gebäuden besitzen, wie wir auf unserm Bilde sehen. In Ofen ist die Festung mit regelmäßigen reinlichen Straßen der schönste Stadttheil, der Wohnsitz der Vornehmen und der Behörden. Viele der Paläste und die Bastionen bieten die entzückendsten Aussichten nach den nördlich und westlich gelegenen Bergen des Bakonywaldes, unter welchen der hohe Blocksberg besonders hervortritt, so wie auf beiden Seiten den Strom entlang und über das schöne von Gärten (unter denen manche köstlichen Wein liefern) umgebene Pesth hinweg in die ungeheure ungarische Tiefebene, zunächst auf die in der magyarischen Geschichte durch die Landtage, die hier unter freiem Himmel gehalten wurden, berühmte Ebene Rakos. Aus dem Spiegel der Donau sieht man aufwärts die malerische Margaretheninsel mit herrlichen Parkanlagen und die Pesther Stadtinsel sich erheben, hinter denen die großen Orte Dunakeszi und Sz. Endre sichtbar sind, wo die 5 Stunden lange Andreasinsel, die schon über Waitzen den Strom spaltete, aufhört; abwärts aber (auf unserm Bilde nicht mehr sichtbar) die 5 Meilen lange Insel Czépel.

Auch von der Hauptstadt Tyrols, dem zwischen sieben bis acht tausend Fuß hohen Bergen an beiden Seiten des Inn herrlich gelegenen Innsbruck, überblicken wir den größesten Theil, von der Nordseite vom linken Ufer des Inn aus, zu dem hier bald die auf unserm Bilde links sichtbare Sill stößt. Das massenhafte Gebäude in der Nähe des Inns ist die kaiserliche Burg; die Pappeln davor bezeichnen den Rennweg (Corso), den die Stadt, italienischer Sitte sich nähernd, nicht entbehren kann; die Bäume zur Linken desselben den Hofgarten. Die Kuppel nebst den zwei Thürmen zunächst der Burg gehört zu der, nach dem letzten Willen des Kaisers Maximilian I. in den Jahren 1553 — 1563 erbauten, Hofkirche zum heiligen Kreuze, gewöhnlich Franziskanerkirche genannt, worin das herrliche Mausoleum dieses Kaisers, ein in Betreff sowohl seiner Idee als der bewunderungswürdig sorgfältigen Ausführung einzig dastehendes Kunst-

werk. In einem von zehn starken Marmorsäulen getragenen Gewölbe im Schiff der Kirche steht der schöne Sarkophag aus röthlichem Marmor mit 24 Basreliefs in weißem Marmor, Scenen aus dem Leben des Kaisers darstellend, umgeben von 28 aus Erz gegossenen großen Standbildern der Ahnen Maximilians und noch andrer Glieder des Hauses Habsburg — ein wirklich großartiger Anblick! Außerdem enthält die Kirche noch die Grabmäler Andreas Hofers, des Erzherzogs Ferdinand und der ersten Gemahlin desselben, der schönen Philippine Welser aus Augsburg, letztere beiden in der nach den Verzierungen des Altars aus getriebenem Silber genannten „Silbernen Kapelle"; endlich ein im Jahre 1843 den in den verschiedenen Befreiungskämpfen gefallenen Landesvertheidigern errichtetes Denkmal. Die Jesuiten- oder Dreifaltigkeitskirche, deren 170 Fuß hohe Kuppel wir ebenfalls vor uns haben, birgt neben einigen sehenswerthen Bildern die Gruft der alten Fürsten Tyrols. Hinter der Stadt ziehen sich die lieblichen Ortschaften Husselhof, mit der Badeanstalt Ferneck, und Gallwiese hin; weiter links aber liegt die Prämonstratenserabtei Wilten oder Wiltau, welche die Sage vom Recken Haymon nach Bezwingung des Riesen Thyrsus (beide sind am Eingange abgebildet) und eines Drachen erbaut sein läßt. Dahinter steigt dann der Berg Isel empor, wo die Tyroler unter Hofer im Jahr 1809 zweimal so tapfer gegen die Franzosen kämpften, und über ihn hinaus erhebt sich das kahle zerrissene Gestein der Waldraster Spitze. Um den Isel läuft die Landstraße nach Italien den steilen Schönberg hinan und das Sillthal entlang dem Brenner zu.

Von den noch übrigen Bildern unsrer Tafel soll die Ansicht der Benedictinerabtei Mölk an der Donau, bis 1101 Residenz der Babenberger Herzöge, von Leopold I. in eine Abtei verwandelt und jetzt eine der reichsten und prächtigsten Stiftungen ihrer Art in ganz Europa, mit Gymnasium, theologischer Lehranstalt, höchst wichtiger Bibliothek, Kunst- und Naturaliensammlungen &c., an die großen Verdienste erinnern, welche sich das österreichische Kaiserhaus um die Wissenschaften erworben; die Ansicht aus Marienbad aber an den Reichthum des Landes an heilsamen Mineralquellen (man zählt 1500), unter denen besonders die böhmischen — Karlsbad, Teplitz, Marienbad u. s. w. — so wie Baden unweit Wien und Gastein im Salzburgischen jährlich viele Tausende von Leidenden herbeiziehen.

13. Die Schweiz. Tafel I.

Es ist fast unmöglich, in wenigen Bildern und Zeilen die Eigenthümlichkeiten dieses herrlichen Landes zusammen zu fassen, denn wohl keine Gegend der Erde bietet auf so kleinem Raume einen so großen Wechsel der verschiedenartigsten Eindrücke dar, als eben die Schweiz. Theils liegt dies darin, daß die Scenerie der Landschaft bald in allmähligen Abstufungen, bald in schroffen Uebergängen vom Lieblichen zum Wilden, vom Romantischen zum Grotesken, vom Pittoresken zum Ueberwältigenden sich verändert, theils im Charakter des Volks, der die verschie-

denartigsten Nüancen schon deshalb darbieten muß, weil auf den Alpen die Grenzen dreier Nationalitäten, der italienischen, der französischen und der deutschen, zusammenlaufen. Die Mischungen dieser Nationalitäten geben namentlich den Grenztheilen einen eigenthümlichen Charakter und eine eigenthümliche Sprache. In Bezug auf große Naturerscheinungen kann aber das Berner Oberland, aus dem hier zunächst einige Ansichten gegeben sind, als der gedrängte Inbegriff der ganzen Schweiz betrachtet werden. Alpen, Gletscher, Schneelauinen, Wasserfälle, Seen sind daselbst in der Beschränkung von wenigen Meilen vorzüglich großartig zu finden, so daß, wer dieses Land gesehen hat, sich rühmen darf daß ihm die größten Naturmerkwürdigkeiten der Schweiz nicht unbekannt seien. Oft glaubt sich der Reisende unter Trümmern einer gigantischen Vorwelt zu befinden. Berge deren Höhe alles Augenmaaß verwirrt umgeben ihn; herabgerollte Steinmassen in den Tiefen, hinter denen Hütten Sicherheit gesucht haben; Flüsse, die aus den Regionen der Wolken über die Felsen hinabstürzen; Ströme, in dem Momente zu Eis erstarrt, wo sie zur Verheerung des Landes vom Gebirge herniederstürmten (gerade so kommen einem die Grindelwaldgletscher vor, deren einen, am Wetterhorn, das Mittelbild unsrer Tafel zeigt); stundenlange Schneefelder, wie in dem fernsten Norden, und Seen, anmuthig wie die Augen des Frühlings; blendendes Licht und ungeheure Schatten — Alles neben und durch einander; und Menschen in diesem Chaos wie Ameisen herumkriechend.

Die meisten der Tausende von Reisenden, welche jeden Sommer die oberländischen Hochthäler und die stummen Einöden der Eiswelt dazwischen besuchen, betreten solche durch das schöne Lauterbrunnen-Thal, von dessen Felsenwänden zwanzig Bäche herabstürzen, darunter, 900 Fuß hoch, der Staubbach, welchen eins unsrer Bilder darstellt, freilich ohne das Hin- und Herwogen des durchsichtigen Gusses vor jedem Windstoß, oder den Regenbogen, der sich häufig in dem nach unten völlig zerstäubten Wasser zeigt, auch nur andeuten zu können, eben so wenig wie bei der Abbildung des Reichenbach-Falles, im nahen Haslithal, das die Felsen erschütternde Schäumen und Toben, womit die große Wassermasse in zwei Sprüngen den jähen Abhang hinabstürzt, versinnlicht werden konnte.

Unter dem Mittelbilde ist eine der Höhlen dargestellt, welche sich gewöhnlich am untersten Rande der Gletscher bilden, indem das vom theilweisen Schmelzen des Eises und Schnees entstandene Wasser einen Ausweg in die Thäler sucht.

Die Abbildung der Sennhütte, deren Dach mit Felsstücken belegt ist zum Schutz gegen die auf den Bergen so heftigen Stürme, und der Spiele der Hirten bedürfen wohl keiner Erklärung. Erstaunlich groß ist die Kraft und Gewandtheit, welche in letztern oft entwickelt wird; aber man bedenke auch, ein wie einfaches, mäßiges Leben, fortwährend in der gesundesten Luft, diese Hirten führen und wie viel Veranlassung und Nöthigung zur Uebung des Körpers sie haben. So sind z. B. in der Schweiz oft schon die gewöhnlichen und vielbetretenen Wege von einem Dorfe zum andern in unsern Augen im höchsten Grade halsbrechend,

wie das Bildchen links unten, aus der Nähe des Gemmi, zeigt, wo 8 Leitern übereinander einen Felsen hinauf führen. Und nun erst die Pfade, auf denen der Jäger dem Lämmergeier, der Gemse, dem Steinbock (welche jetzt freilich alle sehr selten geworden sind) tagelang nachgeht! Hier kann oft der geringste Fehltritt, das augenblickliche Abrutschen einer Hand oder eines Fußes das Leben kosten. (Siehe das Bild unten links). Ausführlicheres über die Naturerscheinungen und das Hirtenleben in den Alpen findet man u. a. in „Wendts malerischen Wanderungen."

14. 15. Die Schweiz. Tafel II. und III.

Die Schweiz hat drei Hauptttheile: das Juragebirge, das Alpengebirge und die zwischen beiden liegende fruchtbare und schöne Ebene, wenn man eine Ebene nennen kann, was in jedem andern Theile von Europa für ein Gebirgsland gelten würde und nur hier, zwischen jene beiden Riesen eingeklemmt, verhältnißmäßig als flache Gegend erscheint. Am Anfang dieses Riesenthals von Südwesten aus liegt quer vor der Genfer See, auf dessen östlichen Theil die Ansicht des herrlich gelegenen Vevay auf Tafel III uns einen Blick thun läßt, am Ende der Bodensee; in der Mitte desselben, außer vielen kleineren, der Neufchateler, Bieler, Murtner, Thuner (s. Taf. III), Brienzer, Züricher See. Hier liegen auch die bedeutendsten Städte der Schweiz: Genf, Lausanne, Neufchatel, Freiburg, Bern, Solothurn, Zürich, Schaffhausen; jenseits des Jura aber, nach Deutschland zu, Basel, und in den eigentlichen Alpengebieten die Vierwaldstädte, Appenzell und St. Gallen. Mitten in die Alpen, die italienische Seite von der deutschen scheidend, schneiden zwei gewaltige Thäler ein, das Rheinthal und das Rhonethal, und südlich von diesen beginnen die romanischen Theile der Schweiz, Tessin und Wallis, während die letzten Ausläufer des gewaltigen Gebirgsstocks sich in den fruchtbaren Ebenen der Lombardei und Piemonts verlieren, und an ihrem Fuße die durch die Großartigkeit der Umgebung und die Lieblichkeit ihres schon italienischen Klimas, sowie durch die Ueppigkeit ihrer bereits südlichen Vegetation berühmten Seen Oberitaliens in breiten, schönen Becken sich gesammelt haben.

Diese gewaltige Grenzscheide dreier Nationalitäten hat der menschliche Geist, trotz ihrer himmelansteigenden Gipfel und ihres schroffen Abfalls, für den Verkehr der Völker geöffnet. Drei schöne, den schwersten Lastwagen zugängliche Straßen, über den Splügen, den Bernardin und den St. Gotthard, führen aus Deutschland nach Italien; drei, über den Simplon, den großen St. Bernhard und den Mont Cenis, aus Italien nach Frankreich. Sie alle sind erst in neuerer Zeit gebauet worden, nachdem Napoleon's gewaltiger Geist durch Anlegung der Simplonstraße gezeigt hatte, daß auch die Urgebirge der Erde bei der Gewalt menschlicher Kunst und Ausdauer dem Weltverkehr keinen unübersteigbaren Damm entgegensetzen können. — Die günstigsten Punkte, um in die Alpenwelt hineinzuschauen, dürften folgende sein: der Weißenstein bei Solothurn, von

welchem Vorsprung des Jura aus man über die dazwischen liegende Aarebene hinweg die ganze stolze Reihe der Alpen, vom hohen Sentis an bis zum Montblanc, übersieht; das Faulhorn über dem Grindelwald, auf dem man die Gebirgsriesen der Alpen, die Jungfrau und ihre Umgebung (welche man zum Theil auch auf unsern Bildern vom Thuner See, aus der Ferne, und von der Simplonstraße sieht), ganz in der Nähe hat, während sich in der weiten Vogelperspective die Aarebene und die Jurawand vor dem Blicke ausbreiten; und der Rigi zwischen dem Zuger und Vierwaldstädter See, der zwischen der Alpen- und Jurakette fast in der Mitte liegt und wohl einen der umfassendsten Blicke nach allen Seiten hin gestattet. Unsre Tafel III zeigt den höchsten Punkt dieses vielbesuchten Berges; unten den am Zuger See anmuthig gelegenen Flecken Arth; dahinter den Roßberg, oder Ruffi, mit deutlichen Spuren des furchtbaren Bergsturzes im J. 1806, der fast das ganze Dorf Goldau verschüttete, und links über denselben hinweg ein Stück des Egeri-Sees. Die Eis-, Schnee- und Felsenwelt der nach Italien hin abfallenden Ketten des Montrosa (s. Taf. III) und St. Bernhard überblickt man am besten von einem Seitenast des Montblanc, dem Col de la Seigne aus; die Montrosa-Kette zeigt sich in ihrer ganzen Herrlichkeit besonders bei einer Fahrt auf dem Comersee. Die Savoyischen Alpen mit ihren hervorragendsten Spitzen, dem Dent du Midi und dem Montblanc, übersieht man in ihrer ganzen Ausdehnung am besten von dem Plateau de Naye aus, dessen Gipfel wir auf unsrer Abbildung von Vevay links erblicken, den Dent du Midi einzeln u. a. sehr gut von Vevay (s. die Ansicht unten auf Taf. III) und die Riesenmasse des Montblanc vom Col de Balme aus (Taf. III rechts.)

Außer den sechs Hauptstraßen sind die einzelnen Thaleinschnitte durch eine große Menge kleinerer Pässe verbunden, die nur der rüstige Fuß des schwindelfreien Wanderers, oder das sichere Saumthier überschreiten kann. Die interessantesten sind: der Gemmipaß (s. d. Bild auf Taf. III), der mit unsäglicher Mühe durch Tyroler Arbeiter an einer fast senkrechten Felsenwand hinauf gesprengt worden ist, und der Grimselpaß, beide aus dem Canton Bern nach Wallis; der Paß durch das Thal von Montjoie nach dem von Aosta, der sich aus dem Arvethale bei Prieuré (Chamouni) nach Piemont fast rings um das Haupt der europäischen Berge, den Montblanc, herumzieht und in der Allee blanche die wildeste Alpenscenerie dem Wanderer ohne Gefahr und Mühe aufschließt; und die beiden Pässe aus dem Chamounithale nach dem Wallis über den Col de Balme und Col de Forclas. Von jenem blicken wir auf Taf. III in das Chamouni-Thal, von diesem in das Wallis. — Unsere Abbildungen geben getreue Ansichten sowohl aus den freundlichen Thal- und Seegegenden, als auch aus der wilden Natur der Kunststraßen und Saumpässe. Die in die Felsen gesprengten Galerieen, über drohende Abgründe kühn geworfenen Brücken und an den Bergwänden auf weiten Umwegen hin und her geführten Straßen, die wir auf den der Via mala, der Bernardin-, der Simplon- und der Gotthardstraße (zu welcher letz-

tern die Teufelsbrücke gehört) entnommenen Bildern sehen, geben Zeugniß von der Mühe und Kunst, mit der hier der Mensch der spröden Natur den Raum abzugewinnen wußte, auf welchem die getrennten Völker zu einander kommen und die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes, ihrer Agricultur, ihrer geistigen Bildung austauschen können.

Auch das Leben der Aelpler bietet außer dem, was schon Taf. I. uns daraus gezeigt hat, der interessanten Eigenthümlichkeiten noch so viele, daß wir gern der bildlichen Darstellung derselben weit mehr Raum gegönnt hätten, als dazu auf unserer dritten Tafel übrig geblieben ist. Wir haben uns begnügen müssen einen Hochzeitszug im Berner Lande, ein echtes Schweizerhaus aus Unterwalden und das Innere einer Sennhütte vorzuführen. Tracht, Gebäude, Sitten, Alles ist bei diesem Kernvolke eigenthümlich, wenn man nämlich auf ihre Alpen steigt, in ihre Thäler eindringt, ihre Sennhütten besucht; denn nur so kann man dieses frische Volk ordentlich kennen lernen. An der breiten Heerstraße ist es durch den großen Durchzug von Reisenden aller Nationen abgeschliffen und modernisirt; in den Städten herrscht der über ganz Europa verbreitete Kulturzuschnitt, und wie man in den besuchtesten Gegenden die großen Hotels von Paris und London nicht vermißt, so auch nicht die gelobte Bildung dieser Weltstädte. Wir rathen keinem Besucher, sich mit der großen Heerstraße zu begnügen, oder nur die an ihr gelegenen, gewöhnlich besuchten Punkte in Augenschein zu nehmen. Wer sich nicht weiter versteigt, als der große Heereszug der Touristen kommt, der sage wenigstens nicht, daß er das Volk kennen gelernt habe. Das Land hat in seiner urgewaltigen Schönheit allerdings durch die Alles beleckende Kultur nicht fashionabler gemacht werden können: sie spielt nur um den Fuß der himmelanstrebenden Bergriesen und muß oft genug ihre Werke in einem Augenblicke verwüstet sehen, wenn jene ihre donnernden Lauinen oder abgelösten Felsenmassen hinabstürzen.

Die interessantesten geschichtlichen Punkte der Schweiz liegen rings um den Vierwaldstädter See her in den Ur- und Stammcantonen; zwei derselben erblicken wir unter den Abbildungen von Taf. III: Stanz mit der Statue Arnolds von Winkelried und die Tellskapelle am Ufer des Vierwaldstädter Sees, da wo der gefeierte Schweizerheld aus Geßler's Barke an das Ufer sprang, mit kräftigem Fußtritte das Fahrzeug in den tobenden See zurückstoßend. Nur wenig entfernt von letzterer liegt die Kapelle bei Küßnacht, wo Tell den Geßler erschoß, und gegenüber das Rütli, wo die drei Männer den Bund beschworen. Die drei eigentlichen Urcantone, Uri, Schwyz und Unterwalden, haben den alten Schweizercharakter am treuesten bewahrt. Eine Tour vom Rigi aus über Goldau, Schwyz und den Mythenstein nach Einsiedeln ist ohne große Beschwerde und bringt den Wanderer mit dem eigentlichen Kern des Schweizervolks in Berührung. — So reich auch der Stoff noch wäre, so manches Interessante auch die Erinnerung noch darbietet: der Raum gebietet, zu Ende zu eilen. Wir bemerken nur noch, daß wir auf unsern Kupfertafeln deshalb die größern Hauptstädte ganz weggelassen haben, weil sie den eigenthümlichen Charakter des Landes darzustellen durchaus nicht geeignet sind.

16. Oberitalien. Tafel I.

Wer von der Schweiz oder von Tyrol aus in die herrliche Lombardische Ebene hinabsteigt, der trifft gleich am Fuße des Gebirges auf eine der größesten Schönheiten Oberitaliens, auf die von den Alpenwassern gebildeten großen Seen zwischen meist sanft aufsteigenden, in üppiges Grün gekleideten Bergen, zu deren Füßen überall die reizendsten Landsitze und freundlichsten Ortschaften sich an die Ufer schmiegen. Und wo einmal dieser schöne Kranz unterbrochen wird, indem die Berge bis dicht an den See herantreten und mit schroffen Felswänden in denselben sich hinabsenken, wie z. B. auf der Fortsetzung der Straßen über das Stilfser Joch und den Splügen an der Ostseite des Comer Sees hinab, wo man bei Varenna an fünf Stellen lange Galerieen durch die Felsen hauen mußte, da erhöhet dieser Wechsel nur noch die Schönheit des Ganzen. — Der reizendste jener Seen ist der Lago maggiore, aus dessen krystallenen Fluthen die wunderlieblichen Borromäischen Inseln sich erheben, während an den Ufern Arona mit dem Borromäischen Palaste und der Riesenstatue des gleichnamigen Heiligen auf einer Anhöhe daneben, das Kloster Sta. Cattarina del Sasso, Baveno, Palanza, Intra, Lavena und andere herrlich gelegene Orte nebst einer Menge prächtiger Villas sich hinziehen, und über die sie umgebenden, bald sanft aufsteigenden bald schroff abstürzenden Berge hinweg die schneebedeckten Gipfel des Monte Rosa und des Simplon in den klaren Wasserspiegel blicken. Die schönste seiner Inseln ist Isola bella, deren herrliche Gartenanlagen voll duftender Citronen-, Granat-, Jasmin- und Orangespalieren, unterbrochen von lieblichen Lauben und Grotten und Bildsäulen, wir auf unserer Tafel in neunfachen Terrassen emporsteigen sehen.

Nur wenige Stunden ist der Reisende weiter gezogen, da erblickt er die glänzende Hauptstadt der Lombardei, Mailand, mit ihrem herrlichen 1386 von deutschen Baumeistern begonnenen, aber erst von Napoleon vollendeten Dome, einem der prächtigsten die es giebt, ganz aus weißem, noch nicht vom Alter geschwärzten Marmor, dessen Glanz den Reiz der schönen Formen noch erhöht, mit einer Menge zierlicher schlanker Thürmchen und einer Unzahl von Statuen (es sollen ihrer 4500 sein, darunter eine des heil. Napoleone mit dem Portraitkopf Bonapartes). Unser Mittelbild zeigt die Vorderseite dieses unvergleichlichen Werkes der Baukunst. Der etwas links sichtbare Hauptthurm hat vom Dache aus, zu welchem man auf 515 Stufen emporsteigt, noch eine Höhe von 325 Fuß bis zur Laterne.

Eine Fortsetzung der Lombardischen Ebene nach Westen zu bildet Piemont, der Haupttheil des Königreichs beider Sardinien, woran sich nordwestlich und südlich die andern auf dem Continent gelegenen Theile dieses Staates anschließen, dort das Herzogthum Savoyen, hier das Herzogthum Genua und die Grafschaft Nizza. Ersteres Land, von Piemont durch die nach ihm benannte Alpenkette getrennt, aus welcher der Montblanc, der kleine St. Bernhard, der Mont Iseran und der Mont

Cenis emporragen, und durch und durch gebirgig, ist als äußerst arm bekannt. Jährlich wandern Tausende seiner Bewohner, darunter viele Knaben in der dürftigsten Bekleidung und mit leeren Taschen, über die hohen Bergpässe nach den angränzenden Ländern, besonders nach Frankreich, um dort mit allerhand kleinen Dienstleistungen (in Paris sind die meisten Essenkehrer Savoyardenknaben) oder mit Singen und einem zum Tanze abgerichteten Murmelthiere ihren Unterhalt zu suchen; viele andere führen auf Eseln und Maulthieren Waaren aus Frankreich nach Italien und umgekehrt, auf den Straßen, welche über die Alpen hinweg beide Länder verbinden, und unter denen die von Napoleon angelegte über den Mont Cenis sowohl die bequemste als an Naturschönheiten reichste ist. Entzückend ist der Anblick, dessen der Reisende genießt, wenn er von Chambery aus das enge Thal der Arc durchzogen hat und mit der im Zickzack an einer hohen Bergwand hinaufsteigenden Straße zu der Stelle gelangt ist, wo das Fort Lesseilon letztere beherrscht. Hier liegt die ganze Kette der Savoyischen Alpen vom Montblanc bis zum Mont Genèvre mit ihren glänzenden Schneegipfeln vor ihm ausgebreitet zu beiden Seiten der nahen Mont-Cenis-Spitze, vor welcher auf einem breiten Felsrücken, den eine tiefe finstere Schlucht von der Straße trennt, die Batterien des Forts achtfach über einander emporsteigen.

Einen gänzlich andern Charakter hat das Gebiet von Genua und Nizza. Zwar bietet dasselbe ebenfalls nur wenig Raum für den Landbau und ist nach Norden, Osten und Westen eben so wie Savoyen durch hohe Gebirgszüge, die Meeralpen und Apenninen mit ihren Zweigen, von den umliegenden Ländern abgeschnitten; aber gegen Süden stößt es an die herrlichste Verbindungsstraße mit aller Welt, an das Meer, das ihm auch im Verein mit dem Schutze, welchen die Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde gewähren, das lieblichste, mildeste Clima gibt. Dies und die außerordentliche landschaftliche Schönheit der ganzen Küste lockte eine zahlreiche Bevölkerung herbei, die dann von Natur auf den Seehandel angewiesen war, zu welchen auch eine Reihe guter Hafenplätze nicht fehlten. Durch ihn wurden Nizza, Chiavari, Spezzia und andere Orte ansehnliche, wohlhabende Städte; besonders aber hob sich bei der Tüchtigkeit seiner Bürger und bei glücklichen politischen und merkantilen Verhältnissen Genua, dessen schönen, gutbefestigten Hafen wir auf unsrer Tafel vor uns haben, umgeben von weithin mit Gärten und unzähligen Villen bedeckten Hügeln, die in wellenförmigen, grünen Terrassen bis zur Höhe nackter Gebirge emporsteigen, auf eine solche Stufe des Reichthums und des Glanzes, daß es in den Annalen des Handels kaum hinter Venedig zurücksteht. Und noch heute ist es eine wichtige und herrliche Stadt, die dem Reisenden in einer Reihe schöner Kirchen und mit Marmor belegter Paläste (besonders in der Strada Balbi und Strada nuova), deren mehrere treffliche Gemälde aus der Blüthezeit der italienischen Kunst enthalten, in ihren wissenschaftlichen Sammlungen, ihrer regen Thätigkeit, ihrem Zusammenfluß von Fremden mit den verschiedenartigsten Trachten, Sitten und Sprachen, endlich in ihren großen geschichtlichen Erinnerungen

des Interessanten viel bietet, wenn sie auch sehr zurückgekommen ist und den stolzen Beinamen „die Prächtige“, welchen sie einst führte, nur noch in Bezug auf ihre herrliche Lage sich aneignen darf. Der Stadt selbst mochte derselbe mit Recht gelten, als sie noch mit Venedig die Herrschaft des Mittelländischen Meeres theilte, die ganze Küste des nach ihr benannten Meerbusens bis über Marseille hinaus, Corsica und Elba, ja Städte in Griechenland, in der Krim u. s. w. besaß und in ihrer Dogana die berühmte Marmorgruppe des Greifen, der einen Adler (Sinnbild Kaiser Friedrichs II.) und einen Fuchs (Sinnbild Pisas) in den Klauen hält, mit der Inschrift „Gryphus ut has angit, sic hostes Genua frangit“ aufstellte. Mit Pisa nämlich, dessen schöne, nur jetzt verödete Straßen und Plätze, vor allen der Domplatz mit dem prächtigen Dome, Glockenthurme und Battisterio, und daneben das Campo Santo (ein von schönen Corridoren mit unschätzbaren alten Sculpturen und Malereien umgebener Begräbnißplatz) von seinem einstigen Glanze und Reichthume zeugen, führte Genua als mit einem nahen Nebenbuhler seit dem Anfange des 12. Jahrh. lange blutige Kriege, die dessen Handel zuletzt gänzlich zerstörten.

Das letzte Bild unsrer Tafel zeigt uns eines jener leichten, bald größern bald kleinern Fuhrwerke der Vetturini, deren sich der italienische Mittelstand sowohl, als der minder wohlhabende Reisende aus der Ferne, unter mancherlei Beschwerden und Verdruß bedient.

17. Oberitalien. Tafel II.

Diese Tafel führt uns nach einigen anderen jener Städte Oberitaliens, in denen sich im Mittelalter das erfreuliche Schauspiel der Republiken der alten Welt erneuerte und von wo, nachdem Deutschland und Italien lange Zeit unter schwerem Drucke tyrannischer Fürsten, herrschsüchtiger Geistlichen und raubgieriger Ritter geseufzt hatte, eine neue Ordnung der Dinge, eine rechtlichere, friedsamere Existenz ausging, das Morgenroth eines neuen Tages für Wissenschaft und Kunst hervorbrach, als eine herrliche Folge der Kreuzzüge, die den ersten Anstoß zu dem kräftigen Aufblühen jener Städte gegeben hatten. Die wichtigste derselben ist Venedig, von flüchtigen Bewohnern der Küsten des nordwestlichen Winkels des Adriatischen Meeres auf unfruchtbaren Strecken Landes, welche über die vom Wasser bedeckten Niederungen (Lagunen) emporragten, gegründet, als Attilas Hunnenschaaren im Jahre 452 jene Küsten verwüsteten. Hier floß durch glückliche Handelsunternehmungen während der Kreuzzüge und kühne Theilnahme am Kriege ein unermeßlicher Reichthum zusammen. Dazu kamen mehrere der für den Handel am glücklichsten gelegenen Trümmer des gestürzten Griechischen Kaiserreiches in den Besitz der Republik: Seestädte in Romanien, verschiedene Inseln des Archipelagus, besonders Candia, und ein Stück von Griechenland; der Handel Europas mit dem Morgenlande lag bald fast ganz in ihrer Hand; später erwarb sie noch einen großen Theil der Lombardei und andere Besitzungen in Italien, das Dalmatische Küstenland, Cypern, u. s. w. Da reihete sich denn in Venedig, dessen Reichthum zum Sprüchwort ge-

worden war, an den Plätzen und den Kanälen hin, welche die Hauptstraßen bilden wie der kleine Plan unten und die Ansicht der schönen Paläste der Foscari (eines der berühmtesten edlen Geschlechter der Stadt) zeigen, Palast an Palast, und zwar meist im edelsten Geschmacke, da eine Reihe der größesten Baumeister aller Völker und Zeiten hier lebte, ein Palladio, Sansovino, San Michele u. a. Und diese Paläste schmückten und füllten sich mit Werken der berühmtesten italienischen Maler und Bildhauer, deren mehrere, wie Tizian und Paul Veronese, Venedig angehörten, und mit Kunstschätzen aus dem untergegangenen Griechenland und untergehenden Constantinopel; so das Portal der Markuskirche mit den vier großen Rossen aus vergoldeter Bronze, die der Podesta Marino Zeno nach der Eroberung Canstantinopels im Jahre 1205 aus dem Hippodrom jener Kaiserstadt (s. Taf. 29) herführte, und das Arsenal mit zwei marmornen Löwen aus dem Hafen von Athen.

Unser Mittelbild stellt den Hauptplatz der Stadt, den prächtigsten Platz in Italien dar, mit den beiden Procuratorien, in denen ehemals die ersten Beamten der Republik wohnten, und der schon erwähnten, in ihrer halb orientalischen halb deutschen Bauart zwar nicht schönen, aber unendlich reichen Markuskirche, in welcher der Blick auf nichts fällt, der Fuß auf nichts tritt als auf Kostbarkeiten, auf lauter Marmorsäulen und Mosaik-Fußböden, reiche Sculpturen, Bronzearbeiten u. s. w. Ausführlicheres über den Glanz dieses Gotteshauses so wie überhaupt über Venedig findet der Leser in „Wendt's malerischen Wanderungen."

Oben auf der rechten Seite der Tafel haben wir den großartigen Dogenpalast, jetzt hauptsächlich für die Kunstsammlungen benutzt, mit seinen imposanten Säulengängen und zwischen ihm und Sansovinos herrlichem Bibliothekgebäude (Zecca) die dem Molo zugewandte Seite der Piazetta vor uns, welche bei dem hohen Glockenthurme in die schon von uns betrachtete Piazza di S. Marco einmündet und vorn mit zwei kolossalen Granitsäulen geziert ist, deren eine die Marmorstatue des heil. Theodor, die andere einen ehernen geflügelten Löwen trägt, jenen als den früheren Schutzpatron der Stadt, diesen als das Sinnbild des heil. Markus; auf der linken Seite aber die große schöne Kirche S. Maria della Salute, welche viele herrliche Gemälde Tizians und Leonardos da Vinci enthält, und die Dogana mit ihrer kunstreichen Kuppel.

Nach einer andern jener ehemals mächtigen und in der Kulturgeschichte Europas so wichtigen Republiken führt uns die Ansicht des, jetzt dem Ministerium eingeräumten, alten großherzoglichen Palastes in Florenz, aus der Loggia dei Lanzi (Halle der Lanzenknechte) aufgenommen, eine Ansicht auf der es, man könnte sagen: von Kunstwerken wimmelt, und die somit schon lebhaft genug daran erinnern würde, daß hier die Medici, unter deren Regierung die Stadt ihren höchsten Glanz erreichte später aber auch freilich durch dieselben ihre Freiheit einbüßte, die bildende Kunst in freigebigster Weise gefördert haben, wenn der Zeichner auch nicht, sich in Gedanken in das 14. oder 15. Jahrh. versetzend, einen dieser Fürsten im Gespräche mit Künstlern uns vorgeführt hätte, vielleicht mit Giotto, oder Masaccio, oder

Ghiberti, die nebst vielen anderen berühmten Bildhauern und Malern, unter denen später auch Michel Angelo, hier lebten. Von den Statuen welche wir sehen ist die vorderste eine Scene aus dem Raube der Sabinerinnen von Giovanno da Bologna, die unter dem letzten Bogen der Loggia stehende Perseus mit dem Medusenhaupte von Benvenuto Cellini, der Löwe dazwischen eine schöne Antike, der Neptun auf dem Brunnen von Bartolomeo Ammanati, die Reiterstatue des Cosimo Medici I. wieder von Giovanno da Bologna.

Hat Florenz, vom Italiener „la bella" genannt, vor allem einen großen Namen in der Geschichte der bildenden Kunst, wiewohl es auch als Vaterstadt Dantes, Machiavellis, Galileis, Boccaccios glänzt, so wird Ferrara, von dessen herzoglichem Palaste unser Bild den Eingang zeigt, besonders in der Geschichte der Poesie mit Ruhm genannt. Denn in dieser Stadt, die im Mittelalter zu den blühendsten Italiens gehörte, waren die Herzöge aus dem Hause Este eifrige Pfleger dieser Kunst. An ihrem Hofe lebten Ariost, Tasso, Guarini und andere der ersten Zierden der italienischen Literatur.

Bologna endlich, dessen seltsame schiefe Thürme aus dem Anfange des 12. Jahrh., von welchen der vordere schon zum Theil hat abgetragen werden müssen und nur noch 130 Fuß hoch ist, wir rechts neben dem Mittelbilde dargestellt finden, ist besonders in der Geschichte der Wissenschaften, hauptsächlich der Naturkunde und Medizin berühmt; außerdem aber auch als eine der ältesten und ehemals reichsten Städte Italiens mit vielen prächtigen Bauwerken. Ihre Universität, die älteste und noch jetzt die ausgezeichnetste des ganzen Landes, ward als Rechtsschule bereits 425 von Theodosius dem Jüngern gestiftet, 1119 durch Hinzufügung der übrigen Facultäten erweitert und nach und nach mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen versehen. — Im Hintergrunde unseres Bildes weist eine Säulenhalle an einem Hause auf die schöne Eigenthümlichkeit der Stadt hin, daß der Fußgänger fast durch alle Straßen unter solchen Hallen trocknen Fußes dahinwandeln kann.

18. Rom. Tafel I.

Unsere Bilder führen uns in dieser berühmtesten Stadt der Welt unter einer ungeheuren Menge von Sehenswürdigkeiten zuerst zu einigen der wichtigsten von denen, welche an die Zeiten des Alterthums erinnern. Im Mittelbilde haben wir das Capitol in seiner jetzigen Gestalt, vom ehemaligen Forum romanum aus gesehen, mit mehreren Ruinen auf dem letztern vor uns, rechts darüber die andere Seite des Capitols, nach dem Hauptttheile der jetzigen Stadt zu. Man sieht leicht, daß von allen den Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die auf diesem wichtigsten Punkte des alten Roms standen, so gut wie keine Spur mehr vorhanden ist und somit fast allein die Stelle an das alte Capitol erinnert. Alles hat sich hier gänzlich geändert, so weit daß das Capitol dem Forum, dem es sonst mit den Hauptzugängen eine prachtvolle Fronte zukehrte, jetzt nur eine höchst unscheinbare Gestalt zeigt,

und sich nach der entgegengesetzten, sonst durch hohe Mauern geschlossenen Seite gewendet hat, auf der man sich nun des schönen Anblicks der drei nach Michel Angelos Plane aufgeführten Gebäude, welche das neue Capitol ausmachen (in der Mitte der Senatspalast, links das Museum und rechts der Palast der Conservatoren, letztere beide mit unschätzbaren Kunstsammlungen) und der hohen Prachttreppe nach der Kirche S. Maria in Araceli erfreut. Letztere erscheint zu Weihnachten, wenn von ihrer Höhe herab das von einem Mönche am Oelberge geschnitzte Christkind dem anbetenden Volke gezeigt wird, welches auf den 124 Marmorstufen knieet, als eine wahre Himmelsleiter gläubiger Katholiken. Auf dem Platze des Capitols dürfen wir die schönen Marmorstatuen der Heldenbrüder Kastor und Pollux vom Theater des Pompejus, die Trophäen des Marius von der Julischen Wasserleitung und die Reiterstatue Marc Aurels, eins der bedeutendsten Kunstdenkmäler aus den Zeiten der Kaiser, nicht unbemerkt lassen.

Nicht viel mehr als vom alten Capitol ist von den glänzenden Kaiser-, oder sogenannten Pracht-Foren übrig: Mauerstücke die größtentheils mit zu den Häusern verwendet sind, welche jetzt meist die Stelle jener Foren einnehmen (nur die Stelle des Forum Trajans ist frei geblieben), einige Säulen und Säulentrümmer, eine Statue der Minerva und einiges Andere. Aber unter diesen Ueberresten ist einer von unschätzbaren Werthe: die herrliche marmorne Ehrensäule des Trajan, auf der in einem Basrelief, das sich spiralförmig 23 mal um den Schaft windet, die Feldzüge jenes Kaisers dargestellt sind. Die Zeichnung und Anordnung der 2500 menschlichen Figuren, der vielen Pferde und andern Thiere, der Kriegsmaschinen, Waffen, Fahnen, Trophäen, Feldzeichen u. s. w. ist so charakteristisch und schön, daß die Säule zu einer reichen Fundgrube sowohl für die Kenntniß des Alterthums wie für die bildende Kunst (Raphael und seine Schüler studirten sie eifrig) geworden ist. Statt des kolossalen vergoldeten Erzbildes Trajans steht jetzt ein 23 Fuß hohes des Apostels Petrus darauf. Um die Säule herum sind in einer 330 Fuß langen Vertiefung mehrere andere hier ausgegrabene Reste des Forum Trajani aufgestellt. Dahinter sehen wir die Kirche Madonna di Loreto. Von den übrigen Resten der Kaiser-Foren sind die 3 korinth. Säulen vom Tempel des Mars Ultor aus dem Forum des Augustus, welche rechts neben dem Mittelbilde dargestellt sind, der wichtigste.

Am besten haben sich mehrere der alten Tempel erhalten, weil sie zu Kirchen benutzt wurden, so der sogenannte Tempel der Vesta aus Parischem Marmor, jetzt Kirche des h. Stephan, und ihm gegenüber der Tempel der Fortuna virilis, noch aus der Zeit der Republik, jetzt Kirche S. Maria Egiziaca, welche das Bild unten rechter Hand darstellt; vor allen aber das Pantheon mit seiner einfach und groß sich aufthuenden Säulenhalle, seiner majestätischen, von den schönsten Marmorsäulen getragenen Kuppel, durch deren offene Mitte allein Licht in das Gebäude fällt, und seinem herrlichen Fußboden von Porphyr, das prächtigste noch erhaltene Denkmal des alten Roms, wo Raphaels Gebeine ruhen.

Wie in den Stürmen, die Rom im Mittelalter trafen, besonders bei den gegenseitigen Befehdungen der dortigen Barone vom 10. Jahrhundert an, viele der wie es schien für die Ewigkeit aufgeführten öffentlichen Gebäude, besonders die Mausoleen und selbst die Triumphbogen, in Kastelle verwandelt wurden, wodurch denn eben die meisten ihren Untergang fanden: daran erinnert vor allem die Engelsburg (jetzt Staatsgefängniß), welche aus dem ungeheuern Grabmal Hadrians entstanden ist, das schon von Honorius als Festung benutzt und im Jahre 537 gegen den Gothenkönig Theodorich, sogar mit Herabwerfen der herrlichen Statuen die es schmückten, vertheidigt wurde. Hier wehrte sich Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich IV., Clemens VII. gegen Kaiser Karl V. (Siehe „Wendt's malerische Wanderungen"). Die Kirche, welche wir über die Engelsbrücke herüberblicken sehen, ist gleich als der Dom St. Petri zu erkennen.

19. Rom. Tafel II.

Unter allen hochliegenden Punkten Roms bietet wohl keiner eine anziehendere Aussicht über die „ewige Stadt" dar, als der Farnesische Garten auf dem Palatinischen Berge, wo Romulus seine Stadt gründete und später die prächtigen Kaiserpaläste standen, von denen jetzt nur noch wenige fast gestaltlose Ruinen übrig sind. Auf diesem Punkte ist das Panorama aufgenommen, welches den obern und untern Raum unsrer Kupfertafel einnimmt. Man denke sich die rechte Seite des obern Theils an die linke des untern, und die rechte dieses an die linke Seite des obern angefügt, so hat man die ganze Aussicht nach allen Himmelsgegenden. Die sechs Hügel außer dem Palitinischen, über welche sich die alte Stadt ausbreitete, sind alle ziemlich deutlich zu erkennen: oben links der Aventinische, wo der alte Waffenplatz war, durch die Ueberreste des Circus maximus von dem Palatinischen getrennt; weiter rechts der Capitolinische, der Sitz der höchsten Götter und der Hauptpunkt des alten Roms; unten links der Quirinalische, wo die Sabiner ihre Stadt hatten, jetzt Monte Cavallo; der Viminalische mit den Bädern Diocletians; dann der Esquilinische, wo Horaz, Properz, Virgil wohnten; rechts der Mons Celius. Dicht unter dem Beschauer aber breitet sich das ehemalige Forum romanum, jetzt Campo vaccino, mit seinen Umgebungen aus, und träumend irrt der Blick von dem Capitol mit den davorstehenden Tempelruinen an dem Triumphbogen des Severus vorüber zu den Ueberresten des Tempels Antonins und der Faustina, den mächtigen Wölbungen des Tempels des Friedens, dem Triumphbogen des Titus, den Ruinen des Tempels der Roma und der Venus, die ganze öde Wahlstätte entlang „über die der Winter der Zeit hinweg gegangen ist, ohne einen Frühling nachzuführen" und auf der „die Scherben einer großen Welt umhergeworfen liegen" und verliert sich in die zahllosen Stufen, Sitzreihen, übereinander gethürmten Bogengänge und Treppen die das Coloseum bilden, von allen Ruinen Roms bei weitem die großartigste, „wie ein Gebirge mit tiefen Klüf-

ten, aus denen in den Zeiten barbarischer Verachtung der Alterthümer die Steine zu ganzen Kirchen und Palästen gebrochen sind." 12,000 Gefangene sollen an diesem Riesenbau gearbeitet haben, und weit mehr verbluteten darin bei den grausamen Kampfspielen der Cäsaren. Die vielen in größerer Entfernung sichtbaren Denkmäler des alten, und die Kirchen, Paläste und Villen des neuen Roms, welche das Panorama zeigt, sind alle durch die beigeschriebenen Namen zu erkennen.

Das Mittelbild stellt das Forum dar, wie es einst war, natürlich ohne den Schimmer der Marmorsäulen, der vergoldeten Statuen u. s. w. wiedergeben zu können. Und hier zeigt sich auch der Glanz des alten Capitols, von dem die prächtigen Tempel des Jupiter Capitolinus und der Juno Moneta mit dem Tabularium majestätisch herabblicken. Zu den wichtigsten der vielen Tempel, Triumphbogen, Ehrensäulen u. s. w., die das Forum schmücken, sind die Namen unter dem Bilde bemerkt. Einige davon haben wir schon in ihrer jetzigen Gestalt auf dem Mittelbilde der vorigen Tafel angetroffen. Vor der Julischen Basilika und auf den Rostris (von den Schiffsschnäbeln also genannt, die zum Andenken gewonnener Seeschlachten ringsum angebracht waren) sind die in der Geschichte so berühmten Rednerbühnen sichtbar. Von diesem Winkel seines Forums aus beherrschte Rom die Welt.

Die kleinen Bilder neben dem Mittelbilde erinnern in charakteristischen Scenen an den ununterbrochenen Rechtsstreit, der durch die ganze innere Geschichte Roms sich hindurchzieht und vermöge dessen die Römischen Gesetze der Grundstein aller spätern Gesetzgebung geworden sind; an die der römischen Schlauheit, Treulosigkeit, Kriegskunst und Grausamkeit gelungene Unterwerfung fast aller der alten Welt bekannten Länder; an die ungeheure Ueppigkeit, welche durch die aus allen Ländern zusammengeraubten Schätze in Rom erzeugt wurde und zu einem Treiben führte, gegen welches das schwelgerische Hofleben in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert fast noch mäßig genannt werden kann. In Wohnung und Kleidung, in dem großen Sclaventrosse, in den aus allen Weltgegenden zusammengeholten Leckerbissen und Getränken, woran bei den Gastmälern die parfümirten, mit Blumen bekränzten, auf weiche Polster hingestreckten und von Tänzerinnen, Sängerinnen und Fechtern unterhaltenen Gäste eine viehische Freß- und Sauflust ausließen, wurde eine Verschwendung geübt, welche nirgends wieder ihres Gleichen gefunden hat.

20. Rom. Tafel III.

Eben so groß wie in der politischen Geschichte des Alterthums und des Mittelalters steht Rom in der Geschichte der christlichen Kirche da; deshalb führt die nun folgende Tafel uns die beiden Hauptkirchen und einige Scenen aus dem kirchlichen Leben der Stadt vor: zuerst die von Konstantin d. Gr. erbaute Laterankirche, als die Pfarrkirche des Papstes, wo dieser auch gekrönt wird, „omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput," dann die Peterskirche, die

prachtvollste Kirche der Christenheit, welche durch die enormen Summen die ihr Bau verschlang, und durch die zu deren Herbeischaffung ergriffenen Mittel die nächste Veranlassung zur Reformation gab. Mit den Erhaltungskosten sollen bis jetzt 80 bis 100 Millionen Thaler dafür ausgegeben sein. Und dabei wurden noch die daran arbeitenden Künstler elend bezahlt. Der große Peruzzi z. B., einer der vielen Baumeister die von 1503 bis 1614 unter 18 Päpsten den Bau leiteten, erhielt jährlich nur 250 Scudi (ungefähr 340 Thaler) so daß er mit Weib und Kind hungern mußte. Immer wachsendes Erstaunen erfüllt den Reisenden von dem Augenblick an, wo er den Platz vor dieser Kirche betritt, der 60—80,000 Menschen faßt und von zwei ungeheuren, ein wahres Heer von Statuen tragenden Colonaden von 372 Säulen und Pfeilern umschlossen und mit zwei schönen Springbrunnen und einem herrlichen, 204 Fuß hohen egyptischen Obelisken aus rothem Granit geziert ist — bis er endlich unter der Hauptkuppel des Heiligthums an der Stelle steht, von welcher unser Mittelbild aufgenommen ist. Aber so sorgfältig auch der Künstler dasselbe ausgeführt hat, so gut auch die in der Nähe des riesenhaften Hauptaltars versammelten Menschen einen Maaßstab für die Größe des Baues abgeben können, so erwarte man doch nicht, dadurch einen richtigen Begriff von letzterer zu erlangen. Das ist, wie auch Göthe sagt, durch eine Zeichnung nicht möglich, und sogar beim Anschauen des Gebäudes selbst sieht man erstaunt alle Maaßvergleichung schwinden und geräth immer von neuem, wie beim Betrachten unseres Bildes wenn man von den winzigen Figürchen auf dem Boden am Altare zu der hohen Kuppel emporschaut, in den Irrthum, Alles für kleiner zu halten als es ist. Nur bei den Einzelheiten kann man die Größe recht inne werden, so z. B. wenn man an Statuen die beim Ueberblick des Ganzen in gewöhnlicher Menschengröße oder gar wie Kinder erscheinen herantritt, und die ungeheuersten Riesengestalten findet. Um wenigstens durch ein Maaß die Phantasie zu unterstützen, sei hier bemerkt, daß der große erzene Baldachin mit Säulen von vergoldeter Bronze über dem Hauptaltar, den wir in der Mitte vor uns haben, mit dem Kreuze darauf 129 Palmi Höhe hat, d. i. ziemlich drei Viertel der Höhe des Farnesischen Palastes, eines der größten Paläste Roms. — Von der unendlichen Menge von Kunstwerken und andern Sehenswürdigkeiten, welche die Kirche enthält, können wir natürlich nur einige nennen und wählen dazu diejenigen, die auf unserm Bilde besonders hervortreten. Die über den Fenstern der Kuppel befindlichen Mosaiken sind nach Zeichnungen von Arpino und stellen den Heiland, die heilige Jungfrau, die Apostel und andere Heilige dar; die ungeheuren Mosaik-Brustbilder in den Bogenwinkeln der 4 Pfeiler darunter (von denen zwei auf unserm Bilde sichtbar), von Giovanni da Velchi und Cesare Nebbia, die 4 Evangelisten. In den untern Nischen der innern Seite dieser Pfeiler stehen die kolossalen Bildsäulen der heiligen Veronika und Helena und des heiligen Longinus und Andreas; in den 4 Loggien über denselben aber, deren jede mit 2 gewundenen Marmorsäulen verziert ist, werden die nach den Gebeinen des heiligen Petrus (in einem

Gewölbe unter dem Hauptaltar) berühmtesten Reliquien der Kirche aufbewahrt: das Schweißtuch der heiligen Veronika, ein Stück vom Kreuze Christi von der heiligen Helena aufgefunden, die Lanze mit welcher der Soldat (der nachmalige heilige Longinus) Christi Seite durchstach, und der Kopf des heiligen Andreas.

Die übrigen Bilder unsrer Tafel, die Prozessionen, darunter eine der an den hohen Festen stattfindenen, bei welchen der Papst, die Kardinäle und übrigen Prälaten in einem endlosen, prächtigen Zuge erscheinen, der im Freien predigende Mönch, die bei einem Muttergottesbilde den Dudelsack spielenden Piferari, die Essenvertheilung bei einem Kloster, die tolle Carnevalsscene und die transparente Darstellung der Anbetung der Hirten, welche in der Christnacht in einigen Kirchen zu sehen ist, erklären sich im Allgemeinen leicht von selbst, und zu näherer Schilderung ist unser Raum nicht ausreichend. In „Wendts malerischen Wanderungen“ findet man viel davon erzählt.

21. Rom. Tafel IV.

Auch in der Geschichte der bildenden Kunst, besonders der Malerei, nimmt Rom einen sehr hohen, wenn nicht unter allen Städten den ersten Platz ein. Viele der größesten Maler haben dort gelebt, und während der höchsten Blüthezeit dieser Kunst in Italien ist ein großer, ja vielleicht der größeste Theil des Vortrefflichsten, was in ihr geschaffen wurde, in Rom erzeugt worden oder nach Rom gekommen, so daß dessen Kirchen und Paläste einen unschätzbaren Reichthum an berühmten Gemälden enthalten und fortwährend Maler aus allen Ländern Europas dorthin pilgern, um daselbst zu studiren oder sich geistig neu zu beleben, zugleich auch von den zahllosen andern Kunstschätzen, besonders der Sculptur, angezogen.

Vor Allem birgt der Vatikan, in den unser Bild uns einige Blicke werfen läßt, zur Zeit der höchsten Macht des Papstthums die Residenz der Päpste, in einem Theile seiner 11000 Säle, Zimmer, Galerieen u. s. w. (er nimmt so viel Raum wie ganz Turin ein) einen fast unübersehbaren Reichthum an Frescomalereien, Gemälden und Kunstwerken aller Art. Mehrere der größesten Maler aller Zeiten, Raphael, Michel Angelo, Giulio Romano, Pietro Perugino u. s. w., haben Jahre lang dort gearbeitet, ihre besten Kräfte an die Ausschmückung jener Räume gewendet, und das Auserlesenste was von Galeriebildern, von antiken und neueren Bildhauerwerken, von Mosaiken und Kunstalterthümern aller Art den prachtliebenden Päpsten erlangbar war, wurde dort aufgestellt. — Von den Fresken sind die berühmtesten in der Sixtinischen Kapelle (Michel Angelo's jüngstes Gericht, Propheten und Sibyllen u. a.) und in den Loggien und Stanzen Raphaels. Jene, die Loggien, sind Corridore, die am zweiten Haupteingange den Hof des Bramante, nach dem Erbauer des ihn umgebenden Theiles des Vatikans so genannt, auf drei Seiten einschließen, und im ersten Stock zunächst nach den Antikensammlungen, im zweiten nach den jetzt nicht mehr bewohnten Privatzimmern der Päpste

und den Festsälen (Stanzen) Leo's X. führen. Hier im zweiten Stock sind die Wände und Pfeiler mit den herrlichsten Arabesken und Bildern nach Raphael's Zeichnungen, die Decken aber mit einer Reihe von Darstellungen aus der Bibel verziert, von denen die ersten 52 (sämmtliche aus dem alten und 4 aus dem neuen Testamente) ebenfalls nach Zeichnungen dieses Meisters von dessen Schülern gearbeitet sind und zu den vortrefflichsten Werken der Malerei gehören. Unser Bild enthält 4 davon, zu 1 Buch Mosis 1, 4. 1 Mos. 1, 16. 1 Mos. 18, 2. 2. Mos. 3, 2.

Noch herrlicher aber sind die Raphael'schen Gemälde in den vier Stanzen. Von ihrer großartigen und reichen Composition sucht unsre Tafel durch leichte Umrisse nach zweien davon eine Idee zu geben. Oben zeigt sie die sogenannte „Schule von Athen“, eine Darstellung des Entwickelungsganges der Philosophie bei den Griechen. Hier sind links im Vorgrunde die älteren Philosophen um Pythagoras (12) versammelt: Empedokles (10), Terpander (13), Epicharmus (7), Archytas (8). Socrates (2) mit seinen Anhängern und Gegnern, worunter Alcibiades (1), bilden den Uebergang zu Plato (4) und Aristoteles (5), die, von ihren Schülern umgeben unter welchen Alexander der Gr. als Jüngling (3) und Pet. Bembo (6), in der Mitte und Höhe des Bildes den doppelten Gipfel der griechischen Philosophie bezeichnen. Weiter rechts und vorn sieht man die Stoiker (Epiktet, 14), Cyniker (Diogenes, 15), Epikuräer und einige spätere; rechts im Vorgrunde Euklid (16) und Zoroaster (17), hinter dem Raphael selbst (18) und sein Meister Pietro Perugino sichtbar sind. — Der zweite Umriß, unten, ist nach dem Bilde gemacht welches die Vertreibung des Heliodor durch Engel aus dem Tempel zu Jerusalem darstellt, als Verherrlichung der Vertreibung des kaiserlichen Heeres aus dem Kirchenstaate durch Julius II., weshalb auch dieser Papst mit angebracht ist.

Zu den berühmtesten Bildhauerwerken, welche der Vatikan in sich schließt, gehören die Gruppe des Laocoon (ehemals in einem Palast des Titus und von Michel Angelo „das Wunder der Kunst“ genannt), der Apoll von Belvedere (so nach dem Theile des Vaticans genannt wo er steht, wahrscheinlich einst eine Zierde eines Gebäudes in dem kaiserlichen Lustorte Antium) und der Antinous von Belvedere, die beiden Faustkämpfer von Canova, die Büsten des Menelaus und Diomedes, die alle unsre Tafel darstellt (vom Apoll und Antinous freilich nur die herrlichen Köpfe), und die Reiterstatue Konstantins, die wir auf dem Mittelbilde neben der Königstreppe, dem Haupteingange des Vatikans, sehen.

Auch die nach colorirten Cartons von Raphael in den Niederlanden gewebten 12 Tapeten, von denen drei an den Pfeilern des Mittelbildes aufgehängt sind, wie sonst jedesmal in der Charwoche alle 12, nebst noch andern 10 nicht nach Raphael gearbeiteten hier und in den anstoßenden Colonaden, gehören zu den größesten Kunstschätzen des Vatikans. Von jenen dreien stellt die links vorn die Predigt des Apostels Paulus in Athen, die dann folgende den Tod des Ananias, die rechts hängende aber den Fischzug Petri dar.

22. Rom. Tafel V.

Ehe wir Rom verlassen treten wir noch mit der vorliegenden Tafel auf den Thurm des Capitols, wo wir noch weit vollständiger als in dem Panorama auf Taf. 19, weil unser Standpunkt viel höher ist, fast das ganze ungeheure Ruinenfeld der alten Stadt vor uns haben. Hier machen sich von der linken nach der rechten Seite zu die Trümmer des Tempels der Minerva medica, der Bäder des Titus, des Friedenstempels, des Colosseums, hinter dem der Lateran sich erhebt, der Kaiserpaläste, über den ganzen Palatinischen Hügel ausgebreitet, und der Bäder des Caracalla als Hauptpunkte besonders bemerkbar, und über sie hinweg und die öde aber doch schöne, von zerfallenen Wasserleitungen und der berühmten Appischen Straße mit ihren Grabdenkmälern durchschnittene Campagna, blicken wir nach dem lieblichen Sabiner- und Albanergebirge. Im Vorgrunde aber, wo links elende Hütten die Stelle der Basiliken und andern Prachtgebäude einnehmen, welche einst die östliche Seite des Forum romanum begränzten, und die wunderschöne Colonade des Faustinentempels fast wie mit Widerwillen die Kirche des heiligen Lorenzo in Miranda einschließt, sehen wir an den tiefen Gruben, aus denen der Triumphbogen des Severus und die Säulen des Phocas und des Jupitertempels, beinahe wie aus offenen Gräbern, hervorragen, wie hoch sich der Schutt zertrümmerter Paläste auf dem alten Forum und der heiligen Straße, deren Raum jetzt das Campo vaccino einnimmt, aufgehäuft hat.

Es war nicht möglich, auf dem Bilde Form und Namen so vieler kleinern Ruinen und Kirchen, so vieler fast sämmtlich in der Geschichte berühmten Ortschaften, am Albanergebirge u. s. w. hingereihet, genau anzugeben, wie es wünschenswerth war und geschehen ist, wenn wir noch Randbilder auf unsrer Tafel anbringen wollten; deshalb haben wir dieselben diesmal weggelassen.

23. Umgegend von Rom.

Die Umgegend Roms gehört zu dem Reizendsten, was Italien bietet; hier gipfelt das Behagen, das ein Aufenthalt in diesem schönen Lande dem nordischen Wanderer bescheert. Das tiefe Himmelsblau über dem schweigenden Ernst der Campagna, das üppige Grün in den Schluchten derselben und ihre zauberischen Fernsichten würden allein schon einen unauslöschlichen Eindruck zurücklassen, nicht gerechnet die fast in jede Landschaft eingestreuten alten Baudenkmale, die in ihren reich überwucherten Trümmern Maler, Dichter und Alterthumsforscher gleichmäßig fesseln. Allein die Campagna ist nur der Vorhof der Freuden, die den Reisenden im Albaner- und Sabinergebirge erwarten. Nicht leicht wird er irgendwo Landschaften finden, so schön in Form und Farbe, mit so prachtvollem Baumwuchs, mit so reizend hoch auf Felsen und an Abhängen gelegenen Städten, Dörfern und Burgen, eine Bevölkerung von so edler Gestalt und Haltung, mit so schöner

Tracht, so liebenswürdig, naiv, offen im Umgange, als in diesen Bergen. — Die gewöhnlichsten Ausflüge nach denselben sind: auf der berühmten Via Appia, welcher entlang die alten Römer weithin prachtvolle Denkmäler errichtet hatten (deren Ruinen jetzt hier und da von der Dürftigkeit um Rom zu Wohnungen verwendet sind, wie das Bild oben auf unsrer Tafel zeigt), nach Castel Gandolfo, wo der Papst im Oktober seine Villeggiatura hält, Albano, Genzano, Nemi, dessen reizende Lage an einem See unser Bild zeigt, Marino, Rocca di Papa, Frascati (dem alten Tusculum) ꝛc.; und dann zum Thor St. Lorenzo hinaus, durch welches auf unserm Bilde eben eine Heerde Stiere auf römische haarsträubende Weise in die Stadt getrieben wird, dem Sabinergebirge zu, nach Tivoli (dem Tibur der Alten), Gericomio, S. Gregorio, Palestrina (dem alten Präneste), Vicovaro, Subiaco u. s. w. Die auf unserm Bilde gegebene Ansicht von Tivoli bietet sich dem Wandrer noch ehe er die Stadt erreicht, beim Heraustreten aus einem lieblichen Olivenwalde dar. Er erblickt hier auf derselben Anhöhe, auf der Tivoli ruht, die mit möglichster Treue dargestellten imposanten Ueberreste eines alten Gebäudes, das die Ueberlieferung durch den Namen Villa des Mäcen, des wohlbekannten Gönners des Horaz, Virgil und vieler anderen ausgezeichneten Geister der classischen Römerwelt besonders merkwürdig zu machen wußte; weiterhin den sogenannten Tempio della Tosse (nicht, wie auf einer Anzahl von Abdrücken des Bildes irrthümlich angegeben, Tempel der Vesta, der näher an der Stadt liegt), ein rundes Gebäude, das Manche für einen der Göttin des Hustens errichteten Tempel, Andere für den Ueberrest der Villa einer Familie Tossius erklären, und dazwischen die klaren Wasser des Anio, in großen Bogen von den Felsen herabstürzend; ganz links die schöne Villa d'Este mit dem Monte Ripoli dahinter, an den sich weiter das Aequergebirge anschließt; in der Ebene zunächst die Trümmer der ungeheuren Villa Hadrians (3 Miglien lang und 1 Miglie breit). Das Ganze bietet ein so mannigfaltiges, wunderschönes Landschaftsbild, wie kaum je die Phantasie eines Poussin oder Claude Lorrain ersonnen hat.

Eine unerschöpfliche Quelle für den Landschaftsmaler ist die Umgegend der höchst romantisch im Sabinergebirge gelegenen kleinen Stadt Subiaco, wo Nero eine eben so kolossale Villa wie Hadrian bei Tibur hatte, aus deren Trümmern fast das ganze Städtchen erbaut ist. Eine Miglie davon liegt das auf unserm Mittelbilde dargestellte Kloster Sacro Speco, an den Felsen angebaut wo der heilige Benedict als Einsiedler lebte. Die herrliche Lage dieses Klosters fällt von selbst in die Augen, und so wenig wir deshalb von ihr etwas zu sagen brauchen, eben so überflüssig würde es sein, die vier noch nicht erwähnten Bilder unsrer Tafel erklären zu wollen. Umherziehende Dudelsackspfeifer, Ciarlatani mit allerhand Wundertincturen und Amuleten, öffentliche Schreiber die auf den Märkten zu Jedermanns Correspondenz bereit sitzen, Fruchtverkäufer die ihre Waare mit gewaltigen Lobreden ausbieten sind so gewöhnliche Erscheinungen im mittlern und untern Italien, daß in jeder Schilderung des Landes davon ge-

sprochen wird, und auch Räuber gehören weder in dem Lande noch in dessen Schilderungen zu den Seltenheiten.

24. Unteritalien und Sicilien.

Lieber noch als in den anmuthigen Gebirgen von Latium baueten sich die reichen römischen Patrizier und nachher die üppigen Kaiser in dem „glücklichen Campanien" an, wo die Meeresküste so entzückend, die Luft so lieblich, der Wein (der beliebte Falerner obenan), die Austern, die Fische so köstlich, wo man dem wogenden Leben und den Augen Roms weit genug entrückt war, um weder im stillen Naturgenuß, noch in Ausschweifung und Zügellosigkeit gestört zu sein. Besonders um Bajä, an der nördlichen Bucht des Meerbusens von Neapel über alle Vorstellung anmuthig gelegen und dazu seiner Heilquellen wegen berühmt, häuften sich die prächtigsten Landsitze eines Piso, Lucull, Marius, Sylla, Cicero, Cäsar, Pompejus, Nero, und mit ihnen wuchsen hier, neben Kunstsinn und vielem andern Guten, Luxus, Genußsucht und Sittenlosigkeit zu einer furchtbaren Höhe auf und schlugen ihre Wurzeln so tief in den Charakter der Bewohner, daß selbst noch lange nach dem Sturze des Römerreichs Bajä als ein Sitz der Ueppigkeit und Ausschweifung berüchtigt war und Ruina dei vecchi e dei giovani hieß. Jetzt ist hier alle menschliche Pracht verschwunden, aber die Natur ist so schön, das Meer schlägt so lieblich an die lachenden Ufer und spiegelt die Hügel mit den freundlichen Ortschaften und den einsamen, epheuumrankten Ruinen in seinem weiten Schooße so zauberisch ab, daß man jene Pracht nicht vermißt. Das Ufer wimmelt von Trümmern römischer Bäder und Villen. Nero's Quellen fließen noch jetzt glühend heiß. Die ganze Gegend scheint auf einer Vulcanmasse zu stehen.

Hinter der Landspitze auf unserm Mittelbilde, vor der Puzzuoli, das Puteoli der Alten, und rechts die Insel Nisida liegt, läuft der Meerbusen von Neuem links hinein, nach Neapel zu, mit welchem in herrlicher Lage von allen Städten Europas höchstens Lissabon, Genua und Constantinopel wetteifern können. Aus dem eigenthümlich regen Straßenleben Neapels bieten die 4 kleinen Bilder auf unsrer Tafel einige charakteristische Scenen dar. In keiner Stadt unsres Welttheils ist das Leben so öffentlich wie hier. Alle Gewerbe, ehrliche wie unehrliche, treibt man auf der Straße; dazu wird auf derselben gekocht und gebraten, gegessen und getrunken, gespielt und gebetet, declamirt und gepredigt; ja ein Theil der Bevölkerung bringt auch die Nacht meist auf der Straße, auf einer Bank vor einem Hause, unter der Säulenhalle eines Palastes oder einer Kirche zu, von dem milden Klima in seiner Sorglosigkeit begünstigt. Dieser Theil der Bewohner Neapels gehört zu den allbekannten Lazzaroni, den Fischern, Schiffern, Trödlern, Lastträgern, Kesselflickern, Schuhputzern der Stadt, Leute, die mehr verschiedene Geschäfte treiben, als sie Finger an den Händen haben, jedoch an jedem Tage nur so lange, bis sie die äußerst geringe, zur Befriedigung ihrer augenblicklichen Bedürfnisse nöthige Summe erworben haben, dann sich dem dolce far

niente, wie es in Italien heißt, (dem süßen Nichtsthun) hingebend. Ueberall auf den Straßen und Plätzen sieht man die, nur mit einem Hemde und leinenen Beinkleidern bedeckten Lazzaroni ganz unthätig daliegen, oder Karte spielen, oder nach einem guten Verdienste bei einem Macaroni-Verkäufer eine splendide Mahlzeit halten indem sie die langen Teigbänder in den Schlund hinabgleiten lassen, oder sich den Kopf reinigen und den Bart scheeren; auch wohl zuweilen um einen Improvisator versammelt, der indeß nicht so häufig vorkömmt als man gewöhnlich bei uns meint, stets aber mit seiner bewundernswürdigen Fertigkeit im Erzählen und Versemachen, und mit seinem ungemein lebendigen und ausdrucksvollen Vortrage, eine sehr interessante Erscheinung ist.

Die untere und obere Darstellung auf unserm Bilde (zu einer vollständigen Rundansicht zusammenzusetzen) führt uns an das in üppigster Vegetation prangende Ufer Siciliens, in die Nähe des Aetnas. Beim ersten Blick auf denselben erkennt man, wie falsch es ist sich ihn als einen einzelnen Berg zu denken, und daß er vielmehr eine Anhäufung mehrerer vulkanischer Berge ist, deren höchster, über 10,000 Fuß hoch, seinen dermaligen offenen stets rauchenden Krater bildet. Nur der Umstand, daß dieser höchste Gipfel in der Mitte liegt und alle übrigen sich fast terrassenmäßig um ihn her reihen, gibt dem ganzen Gebirge aus weiter Entfernung das Ansehen eines einzelnen Berges. Bei solchem Bau hat denn der Aetna natürlich eine äußerst breite Basis (15 bis 20 Meilen im Umfang), wodurch er von unten sich weniger hoch ausnimmt als er ist, während bei der, selbst der lebendigsten Schilderung spottenden unermeßlichen Aussicht von oben, durch die ungewöhnlich große Entfernung aller Gegenstände in den nächsten Ebenen die umgekehrte Täuschung stattfindet. Im ganzen zählt man auf dem Aetnagebirge an 100 erloschene Krater, von denen aber die meisten, noch in der Waldregion gelegen, einen sehr lieblichen Anblick gewähren, über und über grün bewachsen. Höher hinauf am Gebirge werden die schönen Eichen- und Kastanienwälder, welche jene Region bilden, lichter, breiten sich nur noch über einzelne geschütztere Stellen aus und hören endlich ganz auf, der Regione deserta weichend, die je höher hinauf desto mehr aus einer Wildniß von durcheinander geworfenen Massen erstarrter Lava und von Trümmern der aus dem Schlunde des Aetna geschleuderten Felsen besteht, zwischen welchen weite Felder von Eis und Schnee liegen, an vielen Stellen von einer Kruste von schwarzer Asche bedeckt. Nach unten zu geht dagegen die Waldregion, noch meilenweit von der Ebene entfernt, in die angebauten Gegenden über, wo sich, wie unser Bild zeigt, der üppigste Pflanzenreichthum und eine Mannigfaltigkeit von Gewächsen darstellt, wie nur der dortige Boden und der Himmel Siciliens sie hervorzubringen vermag. Außer Pinien, Cypressen, Lorbeerbäumen, großen Cactusarten und andern auch in Italien anzutreffenden Erzeugnissen der südlichen Vegetation, die hier alle in reichster Fülle vorhanden sind, erscheinen auch einzelne Dattelpalmen (s. oben links) Lotusbäume und andere Bäume und Gewächse der Sicilien gegenüberliegenden Küste Afrikas.

Mitten auf dieser ersten Stufe des Aetnas, nach Süden zu, liegt das Dorf und Kloster Trecastagne, in dessen Nähe auf einem Weinberge unser Rundgemälde aufgenommen ist, an dem Wege, auf welchem gewöhnlich von dem noch 2 deutsche Meilen südlicher liegenden Catania aus der Aetna erstiegen wird, da seine Südseite am wenigsten steil ist. Unten links sehen wir zwei Männer auf Maulthieren diesen Weg verfolgen, der sich von hier durch den Wald und dann am Fuße des Monte dei Fagi (Buchenberg) und hinter der Felsenwand Schiena del Asino (Eselsrücken) weg nach der letzten auf dem Bilde bemerkbaren Stufe unter dem Doppelhorne des Kraters hinzieht, wo links das von einigen Engländern zum Rastorte erbaute sogenannte Haus des Gemmelaro, rechts, noch etwas höher, il Torre dei Filosofo liegt, die Ruine eines alten Gebäudes, in welchem der Sage nach der sicilianische Naturforscher Empedokles seine Wohnung aufgeschlagen hatte, um die Erscheinungen des Aetna in der Nähe zu beobachten. Ziemlich in der Mitte der Schiena del Asino brach 1733 ein gewaltiger Lavastrom hervor, und auch die Spuren der Ausbrüche von 1737 und 1766 ziehen sich auf dieser Seite nach dem Monte dei Fagi zu; die des Ausbruchs von 1792 sind in derselben Höhe gerade unter dem Namen Torre del Filosofo zu gewahren. Bis in die angebaute Region ist äußerst selten ein Lavastrom gedrungen, da zwischen dem obern Theile des Gebirges und dieser so viele Berge, Schluchten und Thäler liegen; einen hielt z. B. der davon benannte Monte del Difeso (Schirmberg) auf, welcher in unserm Bilde gerade unter dem Monte dei Fagi in der Waldregion bemerkbar ist. — Eine Aussicht von ganz anderem Charakter, aber nicht minder herrlich, ja von Vielen der nach dem Aetna vorgezogen, thut sich nach der andern Seite hin auf. Hier blickt man über das Dorf und Kloster hinweg auf das offene Meer und bis nach der Küste von Calabrien hinüber, die man von Rhegium bis zum Cap Spartavento verfolgen kann, während vorn die Küste Siciliens von Taormino aus, dem Tauromenium der Alten mit seinem berühmten in die Felsen gehauenen Theater, bis in die Gegend von Syracus in schönen malerischen Windungen sich hinzieht.

25. Griechenland. Tafel I.

Wir betreten mit dieser Tafel die gesegneten Gestade, von denen aus der Begriff der Humanität und der Menschenrechte, wie Kunst und Wissenschaft zuerst über Europa sich verbreiteten, deren Geschichte das höchste Maaß großer Gedanken und Thaten aufweist, das der menschliche Geist für sich allein, ohne das Licht göttlicher Offenbarung, je erreicht hat. Außer Palästina erweckt kein Land der Erde auf kleinem Raume so viele glänzende historische Erinnerungen; an jede Ortschaft, an jede Bergschlucht, an jede Ebene und an jede Meeresbucht knüpft sich hier das Andenken an große Männer und Thaten. Aber auch fast eben so vollständig, wie im heiligen Lande, sind in Griechenland die Werke der Menschenhand aus den

Zeiten seines Glanzes unter Kriegen und Verheerungen der Barbaren dahingeschwunden, und überall, etwa Athen ausgenommen, ist die aus den griechischen Dichtern und Geschichtschreibern so wohlbekannte Gestalt des Landes das alleinige, oder doch neben nur wenigen Trümmern alter Bauwerke das hauptsächlichste Denkmal des dort Geschehenen und Bestandenen.

So sind auf der lieblichen Insel Aegina, dem Vaterlande der Myrmidonen, deren vortheilhafte Lage, Naturschönheit und entzückendes Klima eine reiche Bevölkerung herbeigezogen hatten, und die in der Zeit vor und während der Perserkriege in jener Blüthe des Handels, der Schifffahrt (ihre Flotte war die Hauptmacht bei Salamis) und des Reichthums stand, welche stets Aufschwung der Kunst in ihrem Gefolge hat, von einer großen Menge von Prachtbauten nur eine einzelne Säule an der Stelle der alten Stadt Aegina und die Tempelruine übrig, welche wir rechts neben dem Mittelbilde sehen, ungemein schön auf einer Anhöhe am Meer gelegen, von wo man den größten Theil der Insel und den Golf von Salamis mit den steilen Küsten von Attika und Elis überblickt. So ist ferner von den 16 Tempeln und all den Bädern und Theatern, die den Ruhm des reichen, prächtigen und üppigen Korinths erhöheten, nichts mehr zu finden als 7 Säulen und mancherlei wüste Steinhaufen, zwischen denen jetzt wieder eine Anzahl elender Häuser steht; und nur der grandiose Felskegel der Akrokorinth, uneinnehmbar wie Gibraltar, mit unvergleichlich schöner Aussicht, steht noch eben so da wie vor 2000 Jahren, auch in unserm Bilde einen imposanten Anblick gewährend.

Die größten Ruinenmassen im Peloponnes weist die Stelle des uralten Herrscherſitzes Mycenä, der Heimath Agamemnons, südlich von Korinth auf, von denen wir einen Theil mit dem berühmten Löwenthor abgebildet finden. Die Mauern der Burg, deren Lob schon im Homer steht, waren aber auch von solcher Stärke, daß man ihre Erbauung den Kyklopen zuschrieb, daß sie den Argivern, die im Jahre 466 v. Chr. Mycenä zerstörten, selbst da noch zu fest waren, als die Burg durch Hunger in ihre Gewalt gekommen war, und daß sie noch heute an manchen Stellen 20 Fuß Höhe haben. Behauene Steinblöcke von 8 bis 10 Fuß Länge und 3 bis 4, ja noch mehr Fuß Dicke finden sich hier in Menge verbaut — auf einer beträchtlichen Höhe! Denn wie einen rechten Adlerhorst hatten die Erbauer der Burg sie hoch in einen Winkel des felsigen Gebirges eingeklemmt, welches hier die von Argos herkommende Ebene schließt. Die Stadt, sofern aus der Nachricht, welche Pausanias von den Schatzkammern des Atriden gibt, mit Recht auf eine solche neben der schon viele Bewohner fassenden Burg (mit wenigstens 1000 Schritt Umfang) zu schließen ist, muß am Abhange desselben Berges gelegen haben. Denn in dem rechts auf unserm Bilde sichtbaren sogenannten Schatzhause des Atreus (mitunter auch für das Grab Agamemnons ausgegeben), einem noch ganz vollständig erhaltenen Kyklopenbau mit zwei großen Rundgewölben (das größte von 48 Fuß Durchmesser und gleicher Höhe) und in den Ueberbleibseln zweier kleinern Bauten derselben Art erkennt man jene von Pausanias angeführten Schatzkammern nebst

dem „Grabe des Atreus und aller derer, welche Aegisthus dem Agamemnon geschlachtet hatte," die nach dem genannten Topographen Griechenlands unter den Ruinen von Mycenä lagen.

Das auf dem Hügel rechts im Hintergrunde bemerkbare Mauerwerk ist die Citadelle von Argos, dem alten Sitze des Phoroneus und des Diomedes, wohin uns das gegenüberstehende Bild führt, etwa eine Meile landeinwärts von Nauplia am Westrande der schon erwähnten schönen und fruchtbaren Ebene, in der jetzt außer Getreide viel Tabak gebaut wird welcher in Konstantinopel sehr geschätzt ist. Außerdem treibt die, jetzt etwa 10,000 Einwohner zählende Stadt etwas Seidenbau und ist deshalb mit Maulbeerbäumen geschmückt, die gegenwärtig im Peloponnes seltener zu sein scheinen als im Mittelalter, wo das ganze Land von ihnen den Namen Morea erhielt. Die über die Stadt emporragende Burg, welche man selbst unbewaffnet und ohne hindernden Feind nur schwer erklimmen kann, zeigt von der uralten Herrscherburg nur noch wenige Spuren in der Kyklopenmauer, die an einer Seite der neuern, im Mittelalter von den Venetianern erbaueten Mauer zu Grunde liegt. Letztere ist noch ziemlich gut erhalten; von den Gebäuden dazwischen steht aber keins mehr. Die Aussicht über die Ebene und den Argolischen Meerbusen mit seinen Buchten, Felsenriffen und Vorgebirgen ist unvergleichlich schön.

Unter den letztern finden wir auf unserm Bilde durch Vergleichung mit der besondern Ansicht von Nauplia leicht dasjenige heraus, auf welchem die eben genannte uralte Stadt, jetzt eine der größten und wichtigsten Griechenlands, liegt. Im Befreiungskriege frühzeitig in die Hände der Griechen gefallen, war sie Sitz der Regierung, bis der König zu Ende des Jahres 1834 seine Residenz nach Athen verlegte. Bei der St. Georgskirche zeigt man den Ort wo Capodistrias ermordet wurde. Die Stadt trägt auch mehr als die meisten griechischen Städte einen regelmäßigen europäischen Charakter. Der Hafen ist vortrefflich; das Haupt-Fort, welches von jenem Palamedes seinen Namen hat, dem die Rachsucht des schlauen Odysseus den Tod brachte, auf einem hohen steilen Felsen gelegen und nur von der Ostseite zugänglich, scheint völlig uneinnehmbar zu sein.

Das nächste Bild führt uns zu der Stelle, wo einst das unglückliche Messene lag, das die Herrschsucht und die durch die Lykurgische Erziehung geflissentlich genährte Grausamkeit der Lacedämonier so schwer empfinden mußte. Sie wird nur noch durch ein Stück der spätern Mauer (die ursprüngliche rissen die Spartaner nieder) mit 6 Thürmen bezeichnet; und auch das Bergkastell Ithome, links auf der Höhe, wo sich die Messenier, eines bessern Erfolges würdig, noch so tapfer vertheidigten als die Stadt schon längst gefallen war, liegt gänzlich in Trümmern. Aber auch die Zerstörerin Messenes, das einst so mächtige Sparta, existirt nicht mehr, ja es ist davon kaum noch eine Spur vorhanden.

An einen glücklichern Kampf der Freiheitsliebe gegen Unterdrückung erinnert im alten Gebiete Messeniens der Hafen von Navarin, dessen weitausgedehntes

tiefes Becken, bequem 2000 Schiffe fassend, im Jahr 1827 der Schauplatz der Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte durch das franz.-engl.-russische Geschwader unter Admiral Codrington wurde, nachdem die europäischen Großmächte, die glücklicher Weise diesmal ihren Vortheil auf Seiten der Humanität sahen, sich vergeblich bemüht hatten, die Türken von dem unmenschlichen Blutvergießen in Morea abzubringen und einen billigen Frieden zu vermitteln. Auf unsrer Abbildung hat man sich das Meer jenseits der drei Felsenpartieen links zu denken, von denen die vorderste und hinterste (letztere Alt-Navarin, das ehemalige Pylos, tragend) den Hafen gegen Süden und Norden begränzen, die mittlere aber, die Insel Sphacteria, vor demselben liegt, so wenig Raum zur Einfahrt lassend, daß nur zwei Schiffe auf einmal einlaufen können. Rechts zieht sich der Hafen noch ein Stück hin, von meist steiler Küste umgeben.

Neben Nauplia und dem neuern, erst unter den Venetianern wichtig gewordenen Navarin hat von den alten Städten des Peloponnes noch Patras, das alte Patrae, mit einer festen Citadelle, als einer der beträchtlichsten Seehäfen Griechenlands bis auf die neueste Zeit die meiste Wichtigkeit behauptet. Es stand lange Zeit unter venetianischer Herrschaft und war damals, wie später auch im Befreiungskriege, Schauplatz vieler blutigen Kämpfe mit den Türken. Jetzt ist es fast ganz neu aufgebaut.

Das Mittelbild zeigt uns endlich das am vollständigsten erhaltene Kunstdenkmal des Peloponnes, den Tempel des Apollo Epikurios, 40 Stadien weit von Phigalia. Seine einsame Lage hoch am Berge Kotylion, fern von allen Städten und Dörfern, hat wohl am meisten dazu beigetragen ihn in dem Zustande zu erhalten, in welchem wir ihn bewundern. Einzelne Basreliefs &c. haben die Engländer noch zur türkischen Zeit hinweggeschafft — sonst aber sind alle Steine, aus denen das herrliche Gebäude bestand, noch vorhanden und bilden, wo sie herabgestürzt sind, große Trümmerhaufen. Sie sind von ungemeiner Härte, so daß die Zeit beinahe keinen Einfluß auf sie ausgeübt hat und die meisten noch so frisch aussehen, als sollten sie eben jetzt erst zum Baue gebraucht werden, wie denn dieser von Iktinos, dem Zeitgenossen des Perikles, erbaute Tempel schon im Alterthume eben sowohl wegen der Schönheit und Härte des zu ihm verwandten Materials (eines Steines der an Dichte und Härte dem Marmor gleich kömmt und dem nur der Glanz und die Weiße des letztern fehlt) als wegen seiner Schönheit und der vortrefflichen Arbeit daran berühmt war (s. Pausanias VIII. 41, 7 ff.). Der Fußboden aus großen Platten und die innere Einrichtung sind fast noch vollständig erhalten und an den 38 Dorischen Säulen, von denen 35 noch stehen, haben die Riefen fast durchgängig noch scharfe, ja schneidende Kanten. Und doch liegt der Tempel schon über 2000 Jahre in Ruinen. Hin und wieder finden sich unter den Trümmern Reste der lacunarischen Deckenverzierung. Hier besteht das Innere der Lacunen aus einer kleinern viereckigen Vertiefung in der größern, beide aber haben wieder ihre besondern Hohlkehlen, so daß eine einzige solche Lacune

gewiß acht Tage Arbeit erfordert hat, besonders da die Kanten und Winkel so scharf und sorgfältig ausgemeißelt sind, daß sie die Bewunderung jedes Technikers erregen.

Die vier kleinen Darstellungen über und unter dem Mittelbilde, von denen die beiden unteren nach antiken Verzierungen gezeichnet sind, können einige Idee von den alt- und neugriechischen Trachten und Sitten geben helfen. Zum Reisen bedient man sich allgemein der Saumrosse, welche von mittlerer Größe aber sehr kräftig und behend sind und die so oft vorkommenden Felsenpfade mit der vollkommensten Sicherheit und Zuverlässigkeit hinauf- und hinunterklettern, wenn man sie nur, was allgemein geschieht, den Weg selbst wählen läßt. Fahrstraßen gibt es nur auf wenigen Hauptrouten, wie von Athen nach Theben, von Athen über Eleusis nach dem Isthmus und von Nauplia nach Argos. Pallikaren hießen im neuern Griechenland vorzugsweise die freien Bergbewohner, die Klephten, die sich der Türkischen Regierung nie unterwarfen, wohl aber unter eigenen Kapitanis bald als Söldner den türkischen Paschas dienten, bald auf eigene Faust ein kriegerisches Räuberleben führten. Sie waren es hauptsächlich, welche 1821 auf dem festen Lande die Revolution machten und hielten. Seit der Errichtung des griechischen Königreichs bestehen sie, im Gegensatz zu den regelmäßigen Truppen, in ihrer frühern Albanischen Tracht und Ausrüstung (lange Flinte, zwei Pistolen und langer Dolch), wie die hübsche Gruppe auf unsrer Tafel sie zeigt, als unregelmäßige Kriegstruppe fort.

26. Griechenland. Tafel II.

Der Mittelpunkt der ganzen geistigen Bildung des alten Griechenlands war Athen, wohin uns diese zweite Tafel führt. Hier wurden auf der Pnyx (einem hohen Platze zu Volksversammlungen) und auf der Agora (dem Marktplatze), unter den Säulenhallen der Phökile, jene Reden, in den Gymnasien jene philosophischen Vorträge gehalten, im Odēon jene Geschichtswerke, jene Gesänge vorgelesen, in den Theatern jene Trauerspiele, jene Lustspiele voll attischen Salzes aufgeführt, welche noch jetzt die ganze gebildete Welt als die herrlichsten Muster der Beredtsamkeit, der historischen Kunst, der Poesie bewundert; hier stiegen jene Bauwerke empor, hier füllten sich die Tempel, die öffentlichen Plätze, die Straßen mit jenen Bildhauerarbeiten, deren Ueberreste wir als Denkmäler des vollendetsten Kunstgeschmacks anstaunen. Mehr als irgendwo tritt in Athen die Gegenwart hinter die Erinnerung an die Vorzeit zurück, und damit ist es zu entschuldigen, daß unsere Tafel allein auf die letztere hinweist.

Auf dem Mittelbilde haben wir einen Platz in der Akademie in seiner ehemaligen Gestalt vor uns, wo Plato, der in der Nähe wohnte, seine Schüler um sich zu versammeln pflegte, wie auch andere Philosophen hier und in den übrigen Gymnasien. In der Ferne aber sehen wir, ebenfalls in ihrer ehemaligen Gestalt, die herrliche Akropolis, die Burg von Athen, ein Wunder der Bau- und Bild-

hauerkunst und der Gipfel dessen, was die höchste Blüthezeit dieser Künste in Griechenland hervorgebracht hat, mit ihrer von Menesikles aus weißem Marmor erbauten Prachtpforte (den Propyläen), ihrer ehernen Colossalstatue der Pallas Promachos (50—60 Fuß hoch ohne die Basis), deren Helmbusch und Lanzenspitze die Schiffer schon von Sunium aus erblickten, und dem großen Tempel der Pallas Athene (Parthenon, d. i. Haus der Jungfrau), der Krone der griechischen Prachtbauten, ebenfalls von weißem Marmor, von Iktinos aufgeführt. In letzterem Tempel stand die aus Elfenbein und Gold zusammengesetzte Colossalstatue der Göttin von Phidias, das vollkommenste Bild einer siegreichen, in heiterer Majestät strahlenden Götterjungfrau, welches ganz Griechenland begeisterte. Die großartige Einfachheit der Figur, die in der noch vorhandenen Nachbildung (in der Villa Albani in Rom; s. unsere Tafel links) sich zeigt, wurde, wie in andern Werken des Phidias, durch reichen Schmuck an Helm und Schild (welches letztere am Boden stand und auf der innern Seite die Gigantenschlacht, außen die Amazonenschlacht darstellte), an der Basis, und selbst am Rande der Sohlen, schön gehoben. An Gold soll die Statue über 2000 Pfund an sich gehabt haben. — Die Giebelfelder des Tempels waren mit colossalen Figurengruppen von Phidias und seinen Schülern, die erste Erscheinung der Athene unter den Göttern und den Sieg derselben über Poseidon im Streit um Athens Schutzherrschaft darstellend; die Räume über den Säulen aber und oben in den Säulenhallen mit Basreliefs von denselben Künstlern geschmückt. Letztere stellten außen Kämpfe dar, bei denen Pallas ihren Schützlingen beigestanden: den Kampf der Lapithen und Kentauren, der Amazonen u. s. w. (s. Einzelnes daraus auf unserer Tafel), unter den Säulenhallen aber die Vorbereitungen zu dem heiligen Zuge bei den Panathenäen und diesen Zug selbst. Fast Alles, was von diesen herrlichen Statuen und Basreliefs noch übrig, ist während der Herrschaft der Türken, die keine Idee von dem Werthe derselben hatten, nach Italien, Frankreich, und besonders nach England gewandert und so vor weiterer Zerstörung bewahrt worden.

Von den übrigen Alterthümern, die Athen noch aufzuweisen hat, stellt unsre Tafel noch das zierliche Denkmal des Lysikrates, ein Tempelchen aus weißem Marmor dar, dessen 6 korinthische durch Mauerwerk verbundene Säulen mit den Capitälen 11 Fuß Höhe haben (das Ganze, mit dem viereckigen Unterbau, ist etwa 34 Fuß hoch) und das nach der Form dazu bestimmt war einen heiligen Dreifuß, den Preis eines Sieges in den olympischen oder andern Spielen, zu tragen. Auch steht es an der Stelle (an der Ostseite der Burg, auf dem Wege nach dem Tempel des olympischen Jupiter), wo ehemals die Tripodenstraße hinlief, die ihren Namen von den Dreifüßen hatte, welche die Sieger in den scenischen Spielen hier dem Dionysos aufstellten. Die Inschrift am Architrav nennt den Choragen Lysikrates als den Stifter; als Zeit der Errichtung geht aus ihr das Jahr 320 v. Chr. hervor. Leider sind die obern Theile und die feinern Zierrathen sehr verwittert; doch erkennt man am Friese noch deutlich die Mythe wie Bacchos die tyrrhenischen Seeräuber in Delphine verwandelt.

27. Griechenland. Tafel III.

Besser noch als die vorige Tafel läßt uns das Mittelbild der gegenwärtigen einen Blick in die Herrlichkeit des alten Griechenlands thun. Der Tempel der Pallas auf der Akropolis von Athen oder das Parthenon steht in seiner ursprünglichen Pracht vor uns. Es ist die Zeit des hohen Festes, welches alljährlich im April der Göttin zu Ehren gefeiert und mit einem großen Opfer beschlossen wurde, zu dem der Festzug aus der Stadt an der Ostseite des Heiligthums angelangt ist. Neben dem Tempel, dessen Giebelfeld auf dieser Seite die Einführung der Athene in die Götterversammlung darstellt, sieht man noch die Propyläen, deren andere Seite wir bereits aus der vorigen Tafel kennen, das kolossale eherne Standbild der Pallas, welches Phidias aus der Beute des ersten Perserkrieges gegossen haben soll, und das Erechtheion, das die seit uralter Zeit jener Göttin geheiligte Stätte einnahm und den Oelbaum umschloß, welchen sie hervorrief, nebst der Quelle, die Poseidon aus dem wasserlosen Felsen sprudeln ließ, und dem Grabe des Erechtheus, des Vaters der Stadt. Auf der andern Seite aber fällt der Blick auf den Hügel der Pnyx, den wir schon bei der letzten Tafel erwähnt haben, dann auf das Meer und die Gebirge des Peloponnes, die hier den Horizont begränzen, während auf der rechten Seite die Gebirge Attika's den Meerbusen von Eleusis theils verdecken, theils hinten abschließen. Die Insel Salamis, welche vor diesem Meerbusen liegt, ist nebst den Häfen von Athen durch das Parthenon unserm Blicke verdeckt.

Als das Heidenthum gefallen war, wurde aus dem Parthenon eine christliche Kirche, der Jungfrau Maria geweiht, und die heidnischen Darstellungen mußten christlichen weichen, wie noch Reste byzantinischer Gemälde zeigen. Dann machten die Türken eine Moschee daraus, als welche der Prachtbau im Jahre 1687 noch ziemlich vollständig dastand. Da aber mußten in dem Kriege der Venetianer mit den Türken die marmornen Mauern als Veste dienen und wurden zum Theil durch venetianische Bomben zerstört, und Witterung und Menschenhände arbeiteten bis zur Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche im Jahre 1825 nach Kräften nach. So erhielt der Tempel das Ansehen, das uns der Hintergrund des mittlern Bildes oben zeigt. In neuerer Zeit hat die griechische Regierung der Erhaltung dessen, was von ihm und von den übrigen Prachtbauten auf der Akropolis noch steht, eine höchst dankenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet, auch Alles wegnehmen lassen, was die Türken behufs der Benutzung als Festung dort angebaut hatten, und die hier, in der Stadt und deren Umgegend aufgefundenen einzelnen Bildwerke sind in dem zum Nationalmuseum umgeschaffenen Tempel des Theseus und in den Hallen zu beiden Seiten der Propyläen, von welchen die eine schon im Alterthume für Gemälde diente, aufgestellt.

Der Vorgrund des Bildes oben in der Mitte zeigt uns die wenigen Ueberbleibsel von dem großen Tempel des olympischen Zeus, der von Kaiser

Hadrian, welcher für Athen eine große Vorliebe hatte, vollendet wurde, nachdem von den Zeiten des Pisistratos an gegen 700 Jahre lang abwechselnd an ihm gearbeitet, er auch bei der Eroberung Athens durch Sylla zum Theil zerstört worden war. Er war einer der größten von den Griechen errichteten Tempel; nur der der ephesinischen Artemis übertraf ihn an Größe. Wahrscheinlich 122 solcher (korinthischen) Säulen aus pentelischem Marmor, wie wir vor uns sehen, über 60 Fuß hoch, ungefähr 18 Fuß von einander entfernt, umgaben ihn, an den Seiten in doppelten, vorn und hinten in vier- und dreifachen Reihen. Und nicht minder großartig war sein Inneres, wo vor Allem die kolossale Statue des olympischen Zeus, nach dem Muster der von Phidias zu Olympia errichteten von Gold und Elfenbein zusammengefügt, prangte. Die beiden Säulengruppen welche unser Bild zeigt, eine von 13 die andre von 3 Säulen, sind, nebst mehreren Ueberbleibseln der mächtigen Mauern welche die Grundterrasse ausmachten, Alles was von diesem Bauwerke übrig, immer aber genug um seine Schönheit erkennen zu lassen. Denn der Marmor hat nur unten etwas gelitten, im übrigen aber prangt er noch in seiner ursprünglichen Schöne und Weiße, und von den Kapitälen, die mit solcher Schärfe en haut relief gearbeitet sind, daß man die einzelnen Theile ungeachtet der großen Höhe deutlich wahrnimmt, ist jedes ein vollendetes Kunstwerk. Wie fest die Säulen stehen, geht nicht allein daraus hervor, daß auch die nicht mehr von Architraven gehaltenen bis zum Jahre 1852, wo eine davon bei einem furchtbaren Sturme zusammenstürzte, unerschüttert blieben, sondern auch aus dem Umstande, daß es, als früher die Türken eine damals noch vorhandene siebzehnte zu einem Bau verwenden wollten, einer viermaligen Pulverexplosion bedurfte, um sie niederzuwerfen. Die Volkssage erzählt, die übrigen Säulen ließen seit dieser Katastrophe jene wunderbar melodischen Töne hören, in deren Klagelaute das Gemüth des Beschauers bei dem Gedanken, welch ein Bauwerk hier vernichtet ist, so leicht mit einstimmt. Da aber offenbar der Wind beim Hindurchstreichen durch die großen und so fein gearbeiteten Säulenschäfte und Kapitäle diese Töne hervorbringt, so müssen sie auch schon früher zu hören gewesen sein. Sonderbar nimmt sich oben auf dem Architrav zweier Säulen das, wie es scheint aus Backsteinen erbaute, Häuschen eines Derwisches aus, der als Stylit hier früher ein in jedem Sinne beschauliches Leben führte. Der Heilige beschloß hier sein Leben, ohne je herabzusteigen, bei Brod und Wasser. Möge sein Allah ihn mit der Würde eines himmlischen Wetterhahns belohnt haben!

Zwischen der Hauptgruppe der Säulen des Jupitertempels sehen wir ein Stück des sogenannten Pantheons des Hadrian (wahrscheinlich das Frontispice eines von diesem Kaiser angelegten Wasserbehälters) hervorblicken, und am Felsen der Akropolis gewahren wir unten die Ruinen des Theaters des Dionysos, darüber die Felsenkapelle zu unsrer lieben Frau in der Grotte, im Alterthume das choregische Denkmal des Thrasyllos, und noch höher zwei einzelne korinthische Säulen, auf denen ehemals Sieges-Dreifüße standen. Diese

Stelle zeigt die einstige Richtung der schon bei der vorigen Tafel bei Besprechung des Denkmals des Lysikrates erwähnten Straße der Tripoden an.

Auf der entgegengesetzten Seite der Akropolis, nahe am Hügel des Areopag, liegt der schon genannte Tempel des Theseus, von welchem unsre Tafel ebenfalls eine Abbildung gibt. Er ist das am besten erhaltene Baudenkmal des alten Athens, eine Zeit lang als christliche Kirche benutzt, und wird wegen seines einfach edeln Baustyls allgemein bewundert.

Das vierte Bild aus Athen führt uns auf die neue Agora (Marktplatz), die rings von schönen Säulenhallen umschlossen war. Der hier dargestellte Eingang ist Alles, was von der Pracht dieses Platzes noch vorhanden. An dem einen Pfeiler sieht man noch eine Bekanntmachung Hadrians wegen Einlieferung eines Theils vom Ertrage des Oelbaus.

Unten auf der linken Seite der Tafel haben wir ferner eine Ansicht von Theben, das, von Kadmos gegründet und schon in der ältesten griechischen Geschichte durch die von Aeschylos und Sophokles verewigten Schicksale seiner Fürsten berühmt, später das letzte Bollwerk der griechischen Freiheit war. Denn nachdem bei dem beständigen Streben der griechischen Staaten nach der Vorherrschaft zuerst Sparta den Sieg über Athen davon getragen hatte, fiel zuletzt durch die großen Feldherren Epaminondas und Pelopidas die oberste, das Ganze schützende Gewalt Theben zu, und blieb bei diesem, bis König Philipp von Macedonien seine Macht brach und nachher dessen Sohn Alexander es gänzlich zerstörte. In seiner Blüthezeit war es reich an prächtigen Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden; jetzt bekunden nur noch einzelne zerstreute Säulentrümmer von seltenem Marmor in und neben dem wenig bedeutenden Orte und die noch vorhandenen Spuren von starken Festungswerken, daß hier einst eine herrliche Stadt gestanden hat. Ein großer türkischer Thurm auf der Höhe, welcher den Ort beherrscht, bezeichnet wahrscheinlich die Stelle der von Kadmos erbauten Citadelle. Die schöne böotische Ebene, wo sonst der Feldbau so herrlich blühete und, wie unser Bild zeigt, selbst die Dattelpalme fortkömmt, ist jetzt wenig bewohnt und fast ohne Kultur. Stundenweit begrüßt kein Dorf den umherschauenden Wanderer.

Zu den wichtigsten Städten des alten Griechenlands gehörte auch Delphi. Hier war der Sitz des berühmtesten Orakels, das durch seine Aussprüche vielfach in das Schicksal der Könige und Völker eingriff, bis das Sinken der griechischen Nationalität seine moralische Gewalt untergrub und es im peloponnesischen Kriege zum Parteiwerkzeuge herabsank; hier wurden die pythischen Spiele gefeiert, zu denen alle vier Jahre eine ungeheure Menschenmenge aus ganz Griechenland, besonders aber aus Hellas, zusammenströmte; hier versammelte sich im Frühling (im Herbste bei Thermopylä) der Amphiktyonenbund, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Staaten von Hellas zu ordnen und ein Band der Nationalität zu bewahren. Die Stelle des eigentlichen Delphi ist auf unserm Bilde nicht bemerkbar, aber die Vorstadt Pythia, welche die Tempel der Leto, der Artemis, der Pallas

Athene und des Apollo umschloß, lag auf der Höhe wo wir den Ort Kastri sehen, der Tempel des Apollo auf dem höchsten Punkte, von einem weitläufigen Tempelhofe mit einigen kleinern Heiligthümern, mehreren Schatzhäusern und einer Menge von Statuen und Weihgeschenken umgeben; und aus der Schlucht zwischen den hohen Felswänden die den Hintergrund des Bildes einnehmen, den Parnaß verdeckend, und aus welchen die ehemals dem Dionysos und Apollo geweihten, wahrscheinlich einst mit Heiligthümern gezierten Spitzen Hyampeia und Likoreia hervorstehen, fließt noch heute der kastalische Quell hervor und eilt dann in der Felsspalte weiter, welche Kastri von dem uns deutlich sichtbaren Panagiakloster trennt, an der Stelle gelegen wo sonst das Gymnasium war, bis er sich in das Thal stürzt und hier dem Plistus zufließt. Delphi selbst lag terrassenartig in einem weiten Halbkreise an dem Abhange der Höhe links hinab, wo sich noch jetzt die cyklopischen Grundmauern nachweisen lassen. Im Vorgrund bemerken wir auch eine der vielen Höhlen, aus welchen der alte Aberglaube finster auf die einst von ihm beherrschte Gegend schaut und in der Schlucht von Kastri herunter nach der Stelle, wo der Rauch eines von Hirten geschürten Feuers aufsteigt, eine der Treppen, die mit noch andern Spuren der Menschenhand in der Umgegend, z. B. von Sitzen, Sarkophagen u. s. w. noch jetzt die Nähe der einst so prächtigen und vielbesuchten heiligen Stätte verkünden.

Die vier kleinen Darstellungen neben dem Mittelbilde sind Gegenden gewidmet, denen die Vaterlandsliebe und Tapferkeit der Griechen ewigen Ruhm verliehen hat. Wer hat nicht von Leōnidas und seiner 300 Spartaner Heldentode bei Thermŏpylä zu Anfang des zweiten Perserkrieges gelesen! Wer weiß nicht, wie darauf Themistokles durch die schlau erzwungene Seeschlacht bei Sălamis das Vaterland rettete und den bestürzten Xerxes zur eiligsten Flucht nach Asien trieb, und wie dann Pausanias den Rest des ungeheuren Perserheeres bei Platää vernichtete! Dem aus dem alten Thessalien nach dem ehemaligen Hellas ziehenden Heere läßt das Oetagebirge nur jenen beengten Weg ganz dicht am Meere hin offen, der auf unserem Bilde (dessen Vorgrund nach Norden zu liegt und das zunächst den Berg Anopeus und weiter hin den Berg Knemis zeigt) zu erkennen ist; über die Bergkette hinweg gehen aber nur äußerst beschwerliche und allein bei näherer Kenntniß des Gebirges aufzufindende Fußpfade, deren keinen die Perser gefunden haben würden, hätte nicht ein verrätherischer Grieche sie geführt. Jener Weg am Meere hin hieß Thermopylä (verdeutscht Warmthor) von in der Nähe befindlichen, dem Herakles geweiheten Heilquellen. Er ist ungefähr der westlichsten Spitze der Insel Euböa gegenüber. — Die Ebene von Platää ist von der Seite aufgenommen, wo man von Theben kommt. Hier war das Lager des Mardonius und, wie schon aus den großen Sarkophagen im Vorgrunde zu schließen ist, der Hauptkampf. Im Hintergrunde steigt der Kithäron empor. Die Stelle von Platää, das an einem der Abhänge jenes Berges lag, ist jetzt unbewohnt und nur an einigen Grundmauern zu erkennen; in der Nähe aber liegt das auf unserm Bilde

sichtbare Dorf Kokla. — Die Ebene von Chäronea ist wegen drei großer Schlachten berühmt, wegen des Sieges der Athener über die Böotier (fünftes Jahrh. v. Chr.), Philipps über die Thebaner und Athener (viertes Jahrh. v. Chr.) und Sulla's über Mithridates (erstes Jahrh. v. Chr.). Die Lage der Stadt bezeichnen im Hintergrunde unseres Bildes die Spitze des Theaters, das noch ziemlich gut erhalten ist. Etwa 2000 Schritte davon, am Wege gegen Orchomenos, liegt das Grab der hier gefallenen Böotier, welches der Hauptgegenstand unserer Abbildung ist. Als der englische Archäolog Dodwell (zwischen 1802 und 1806) diese Gegend besuchte, war nur der Grabhügel da, aber keine Spur von dem kolossalen Marmorlöwen, dessen Pausanias erwähnt; später aber hat man Bruchstücke desselben beim Nachgraben an dem Hügel entdeckt, die nun an den Seiten und im Innern der Aushöhlung liegen. Einige Stücke scheinen weggeschafft worden zu sein.

Der Gegenstand unsres letzten Bildes, Suli, liegt zwar schon über die Gränze Griechenlands hinaus, ohnweit Janina in der Türkei, doch lebt in den Sulioten, wie im griechischen Befreiungskriege ihre Heldenthaten unter Marco Bozzaris gezeigt haben, ein so echt griechischer Geist, daß wir nicht Anstand genommen haben eine Ansicht aus ihrer Heimath hier aufzunehmen, gleichsam als Repräsentant der vielen von Griechen bewohnten Gegenden und Inseln, die noch unter türkischer Tyrannei schmachten und ihrer Befreiung harren.

28. Constantinopel. Tafel I.

Da die osmanische Bevölkerung der Türkei als die herrschende und in ihren Sitten, ihrer Bauart und Allem, was zur Abbildung sich eignet, die meiste Eigenthümlichkeit zeigende, das größte Interesse für uns hat, dieselbe aber im europäischen Theile des Landes, wo sie überhaupt nur 2 Mill. Köpfe zählt, nur in Constantinopel in größerer Menge zusammengedrängt ist: so haben wir uns für die Darstellung der Europäischen Türkei allein auf diese glänzende Hauptstadt derselben beschränkt. Wir betreten darin zuerst den Hof einer Moschee, deren sie an 500 zählt, unter welchen die Aja Sofia (auf der Ansicht des Hafens im Hintergrunde die letzte links), einst die griechische Kathedrale zur h. Weisheit, von Constantin dem Großen erbaut, die vornehmste ist, die prächtigste aber die Moschee Suleimans des Großen, nahe am Hafen (auf unserm Bilde von höher liegenden Häusern und Bäumen verdeckt.)

Die Höfe dieser Moscheen sind fast sämmtlich mit Marmor gepflastert, von hohen Bäumen beschattet und mit einer Fontaine versehen, an welcher die Gläubigen sich waschen, ehe sie in das Heiligthum treten. Hier sammeln sich häufig Gruppen von Muselmännern, die ihre Teppiche an der Erde ausbreiten und, ihre Pfeife rauchend, die Andächtigen betrachten, welche vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne den Ort besuchen. Auch bieten oft Trödler, meistens Pilgrime in grünen Turbanen und mit langen Bärten, Reliquien aus Mecca, Amulete, Wohl-

gerüche, Pfeifenstücke aus Bernstein oder Elfenbein, Schminke und Spielwerk für den Harem u. s. w. hier feil, nebenbei durch ihre Erzählungen und trockenen Witze eine Menge Müßiggänger herbeiziehend, die sich um sie her gruppiren. Und neben den Menschen sieht man auf diesen Höfen beständig Schaaren von Tauben, die auch oft durch die Moscheen fliegen, ohne gestört zu werden: denn sie sind den Türken heilig, und wer eine tödtete, möchte leicht sein Leben auf das Spiel setzen.

Aus dem Innern der Moscheen stellt unsere Tafel die verschiedenen, beim gewöhnlichen Gebete, das fast jeder Türke wenigstens einmal des Tages in einer Moschee verrichtet, auf einander folgenden Stellungen und den sehr eigenthümlichen Gottesdienst der Derwische (einer Art Bettelmönche) dar, welche sich durch anhaltendes schnelles Herumdrehen in eine Art Verzückung bringen.

Sehr charakteristisch für Constantinopel sind die vielen und großen, in dichten Cypressenschatten gehüllten Begräbnißplätze, die sich noch immer mehr ausdehnen, da nie die Stelle eines Grabes wieder zu einem neuen verwendet wird. Der Begräbnißplatz der Vorstadt Scutari (auf der asiatischen Seite) ist über 3 engl. Quadratmeilen groß und drängt ein Jahr nach dem andern die Weinberge und Kornfelder noch weiter zurück. Diese Plätze, auf denen die Luft durch den Harzgeruch der Cypressen gereinigt wird, sind die gewöhnlichen, wiewohl bei der allgemeinen Vorliebe für gemächliches Sitzen und Liegen (die sich auch in unsrer kleinen Darstellung aus einem Harem zeigt) nicht allzuviel benutzten Spaziergänge der Türken, und oft sieht man Frauen oder Männer, wie in einem unsrer Randbilder, neben den Gräbern ruhen. Auf den Leichensteinen ist gewöhnlich ein Turban, ein Feß oder ein Rosenzweig angebracht, die erstern, je nach dem Stande des Verstorbenen in verschiedener Form, auf einen Mann, der letztere auf eine Frau hindeutend.

Die Aussicht vom Begräbnißplatz der Vorstadt Ejub, welche das Bild unten in der Mitte darstellt, hat an Schönheit kaum ihres Gleichen. Man überblickt das ganze goldene Horn (den Hafen) und den größten Theil der Stadt und Vorstädte, rechts jene mit ihren vielen prächtigen Kuppeln und hohen Thürmen, auf 7 Hügeln sich hinziehend, bis zu der mit den Palästen des Serail bedeckten Stelle des alten Byzanz, über welche hinaus man das Ende des Bosporus und die Bergkette von Bulgurlhu am Thrazischen Ufer des Kanals entdeckt; links vorn zwei Vorstädte; nach denen (auf dem Bilde zwischen der zweiten Landspitze und der Brücke) die Gebäude des Seearsenals und die Schiffswerfte folgen; weiter hin, hinter einer nach dem Wasser zu abfallenden und mit Cypressen bedeckten Höhe (dem sogenannten kleinen Leichenhof) einige Häuser der Vorstadt Galata, des Reviers der europ. Kaufleute, von deren Hafendamm die Schiffbrücke ausgeht. Von dort die Anhöhe hinauf liegt Pera.

Von der Serailspitze aus ist die erste Moschee die Aja Sofia, die zweite die Moschee Achmeds I., die einzige im ganzen Osman. Reich welche 6 Minarets hat (auf dem Mittelbilde von Tafel II. deutlicher zu sehen), die vierte die Moschee Bajazeds, deren Hof wir auf dem Mittelbilde besucht haben.

Eine andere charakteristische Erscheinung in Constantinopel sind die vielen großen und zum Theil sehr prächtigen öffentlichen Bäder, Hammams. Ihre Zahl wird auf 130 angegeben, von denen die ansehnlichern des Abends erleuchtete Kuppeln haben. Diejenigen für Frauen, in deren eines das Randbild unten rechts uns blicken läßt, sind die hauptsächlichsten Vergnügungsörter der Damen, so daß manche ihre sämmtlichen Mußestunden darin zubringen, nach dem Bade in den Nebenzimmern mit einander plaudernd und rauchend. (S. rechts in der Mitte.)

Auch der Sclavenmarkt gehört nothwendig zum Bilde Constantinopels, da jedes nicht ganz geringe Haus seine Sclaven hat, bei denen man aber nicht an die schreckliche Lage des größten Theils der Sclaven in Westindien und Südamerika denken darf. Die Türken behandeln ihre Sclaven meist sehr gut.

Die sich im Dscheridwerfen übenden Soldaten können an das lange Zurückbleiben des türkischen Kriegswesens hinter dem aller übrigen Völker Europas erinnern. Erst in neuerer Zeit, und besonders seit dem Beginne des jetzigen Krieges mit Rußland, sind Bewaffnung, Bekleidung und die ganze Einrichtung des Militairs im türkischen Reiche zum Theil schon anders geworden und fortwährend in gänzlicher Annäherung an das Heerwesen des übrigen Europas begriffen, wie denn überhaupt das Leben in der Hauptstadt, und zum Theil im ganzen Lande, jetzt so sehr ein neues Ansehen gewinnt, daß die auf unsern beiden Tafeln von Constantinopel angebrachten Volksscenen bald größtentheils nicht mehr daselbst anzutreffen sein werden. Dennoch aber scheinen uns diese Darstellungen der so sehr eigenthümlichen bisherigen Sitten der Türken von bleibendem Interesse zu sein.

29. Constantinopel. Tafel II.

Das Mittelbild dieser Tafel giebt noch eine der herrlichen Aussichten wieder, die fast jeder hohe Punkt bei Constantinopel darbietet. Vorn sieht man den großherrl. Palast bei Beschick-Tasch am Anfang des Bosporus, der sich links hinzieht; noch weiter linker Hand einen Theil von Scutari und nahe dabei den bekannten Thurm des Leander; gegenüber in der Mitte die Serailspitze mit ihren Palästen und Gärten, von wo sich Constantinopel mit dem Hafen davor rechtshin ausdehnt; weiter hinten aber das Marmara-Meer, von dessen Inseln ganz links eine sichtbar ist, und (etwas weiter rechts) am fernen Horizont den stattlichen schneebedeckten Olympus in der Nordwestecke Kleinasiens. Ueber diesem Bilde sehen wir den Atmeidan (Roßplatz), den alten, in der Geschichte des Griechischen Kaiserreichs oft genannten Hippodromos (Rennbahn), in der neuern Geschichte der Hauptschauplatz der unmenschlichen Vernichtung der Janitscharen. Ehedem war dieser Platz von einer großen Menge von Statuen aus Marmor und Bronze geziert, unter denen auch die 4 Pferde, welche jetzt über dem Haupteingange der Markuskirche in Venedig stehen (s. Oberitalien Taf. II.); jetzt sind von aller seiner frühern Pracht nur die Denksäule Constantins, jedoch ihrer Erzumkleidung beraubt (sie

steht weiter rechts, als die Ansicht reicht), eine kleine, aus drei in einander gewundenen metallenen Schlangen ohne Köpfe bestehende Säule (rechts) und der 61 Fuß hohe, von Hieroglyphen bedeckte Obelisk übrig, welchen Kaiser Theodosius, nachdem er durch ein Erdbeben umgestürzt war, wieder aufrichten und mit einem mit der Darstellung seiner Siege geschmückten Fußgestelle versehen ließ. Die Schlangensäule, die ehedem im Tempel zu Delphi den Dreifuß getragen haben soll, ist durch eine Tradition interessant, an welche die Türken fest glauben, nämlich daß, wenn sie durch einen Zufall zerstört oder verrückt werden sollte, Constantinopel wieder eine christliche Hauptstadt werden würde.

Das Bild unten führt uns nach einem beliebten Vergnügungsorte der Damen Constantinopels in reizender Lage am Bosporus, nahe bei den festen Schlössern Anatoli Hissar und Rumili Hissar, und zeigt uns eines jener reichverzierten bunten türkischen Brunnenhäuser mit schwerfälligem Dache, die wie alle übrigen so malerischen Reste maurischer Architektur, denen der orientalische Charakter deutlichst aufgedrückt war (z. B. die hölzernen mit den grellsten Farben angestrichenen Wetterdächer und Erker) mehr und mehr verschwinden; zugleich auch Form und Bespannung der von den vornehmen Frauen benutzten Fuhrwerke. Die Bilder daneben und oben rechts aber führen uns die beliebtesten Unterhaltungen der Männer vor, die im Besuche der Bäder und Kaffeehäuser bestehen. In den ersteren wird der Badende (wie unser Bild zeigt), wenn er in dem oft sehr schönen, mit Marmorfußboden, einer Fontaine u. s. w. versehenen Vorzimmer sich entkleidet und eine Art Mantel umgenommen hat, in dem heißen Badezimmer von einem Diener abgewaschen, an allen Gliedern gestrichen und gerieben, an den Sehnen förmlich durchknetet, worauf ein äußerst behagliches Gefühl folgen soll, dessen erstem Genusse er sich noch im Vorzimmer, auf einen Divan hingestreckt und seine Pfeife rauchend, hingiebt. Die Kaffeehäuser haben meist hervorragende Dächer, unter denen die Gäste, wie in dem Bilde oben rechts, Platz nehmen, aus kleinen Schalen duftenden Mokka-Kaffee trinken, und dabei ihre Pfeife rauchen, gewöhnlich ohne mit einander zu sprechen. Im Innern sitzen sie eben so stumm mit ihren Pfeifen auf den Divans (s. das Bild unten links), im Anhören eines Declamators, oder einer Musikerbande, oder im Ansehen eines Schattenspieles oder eines Tänzers versunken, dessen Bewegungen gewöhnlich ein Zerrbild der anmuthigen Tänze des Harems sind. Auch zu einem Spiele Trictrac kömmt es wohl; aber nur selten überwindet der Türke auf einige Zeit seine Abneigung gegen vieles Reden und läßt sich auf ein ordentliches Gespräch ein.

Links neben dem Atmeidan zeigt sich uns eine Marktscene, die wohl keiner Erklärung bedarf. Die etwas massive Handhabung der Polizei, welche hier zu bemerken ist, hat in der Türkei nichts Auffälliges.

Noch haben wir von unsern Darstellungen einen Bazar, oder Tscharschu, und einen Chan übrig. Sollte einer unsrer Leser von den Bazars von Constantinopel die bei uns nicht ungewöhnliche Vorstellung haben, als seien sie so schim-

mernd und prächtig wie der Zaubergarten Aladdins, so kann schon das Bild ihn eines Bessern belehren. Ein solcher Bazar ist nur interessant durch seinen großen Umfang, durch die pittoreske Wirkung der immer sich verschieden gestaltenden Menschengruppen, hier und da durch kostbare schöne Waaren, aber — an dem Gebäude und der Einrichtung des Ganzen ist nichts Schönes, es sieht dasselbe im Gegentheil ziemlich unfreundlich aus. Die Chane, ein anderer Schauplatz des Handels, wo fremde Kaufleute wohnen und ihre Waaren auslegen, sind große steinerne Gebäude, in denen auf allen Seiten umherlaufende Gallerien mit daranstoßenden kleinen Zimmern einen geräumigen Hof einschließen. Sie vertreten im Orient die Stelle unserer Gasthäuser, nur mit dem Unterschiede, daß der Reisende meist unentgeltliche Aufnahme in ihnen findet, dann aber freilich auch keine Möbel, keine Kost und Aufwartung. Diese freien Chane sind durchgängig fromme Stiftungen reicher Türken.

Ausführlichere Schilderungen zu den auf beiden Tafeln von Constantinopel enthaltenen Bildern findet man in „Wendts malerischen Wanderungen."

30. Rußland. Tafel I.

Die östlichen Slaven, welche sich bei der Völkerwanderung im 5. Jahrhundert im jetzigen Rußland ausgebreitet hatten, bildeten eine Menge einzelne Horden ohne bedeutende Macht, bis es im 9. Jahrhundert einem skandinavischen Abenteurer Namens Rurik gelang, sich zum Oberhaupte mehrerer zu machen, und so die Grundlage zu einem großen slavischen Reiche gelegt wurde, in welchem nach und nach alle jene Horden aufgingen. Die Hauptstadt dieses Reiches, mit dem der Name Rußland in die Weltgeschichte eintritt, war zuerst Nowgorod, schon unter Ruriks erstem Nachfolger aber wurde bei wachsender Ausdehnung Kiew dazu erwählt, so daß dieses als Ursitz der russischen Macht zu betrachten ist und deshalb mit Recht die Mitte unseres Bildes einnimmt. Dort prangen die ältesten Nationalheiligthümer, immer wieder hergestellt, so oft auch die Stadt bis auf den Grund zerstört worden ist, noch heute im alten Glanze: das berühmte Höhlenkloster, in welchem über 100 Heilige ruhen die jährlich viele Tausend Pilger herbeiziehen, mit seinen 8 glanzvollen Kirchen, die Kirche der heil. Sophie mit 11 strahlenden Kuppeln (beide auf unserm Bilde auf der Höhe sichtbar, das Höhlenkloster links in der Citadelle von Petschersk, die Sophienkirche rechts auf der Höhe von Alt-Kiew), und zahlreiche andere alte Kirchen und Klöster in mannichfacher, oft wunderbarer Gestalt, die meisten mit goldenen Kuppeln, so daß selbst der Reisende der die fabelhafte Pracht der Zaarenburg in Moskau kennt, sich beim Anblick dieser halb ernsten halb glänzenden Gruppen, dieser eigenthümlichen Formen wunderbar überrascht und ergriffen fühlt. Kiew ist zugleich der Ursitz des Christenthums in Rußland, und das zwischen Petschersk und der Höhe von Alt-Kiew sich hinziehende Thal, das Taufthal genannt, war der Schauplatz der ersten großen christlichen

Taufe, zu der das Machtwort Wladimir's des Großen im Jahre 989 die Russen aus weitem Umkreise versammelte.

Ueber das immer mehr aufblühende russische Reich fiel im Jahr 1225 Dschingis Chan mit seinen mongolischen Horden her und machte die Großfürsten zu seinen Vasallen, und erst im Jahr 1480 wurden diese durch Timurs Eroberungen und den von ihm bewirkten Umsturz aller bestehenden Verhältnisse im mittlern Asien wieder frei.

Damals verlegte Iwan Wasiljewitsch den Sitz der Großfürsten nach Moskau, auf dessen im 15. Jahrh. von italienischen Baumeistern angelegte Kaiserburg, den Kreml, das eine Bild unten unsern Blick hinwendet.

Jenseit des breiten Moskwaspiegels erheben sich die weißen Ringmauern mit ihren zahlreichen mittelalterlichen Thürmen und innerhalb derselben die vielen großartigen Bauwerke, an denen sich seit der Gründung Moskau's sieben Jahrhunderte verewigten. Im Mittelpunkte sieht man den schlanken Glockenthurm des Iwan weliki, daneben die prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä und des Erzengels Michael, mit goldenen Kuppeln; weiterhin ragen die Kuppeln der zahlreichen andern Kirchen und Klöster, unter denen die elf der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die acht dunkelblau und goldenen des Tschudowa-Klosters alle übrigen an Glanz überstrahlen, und der kolossale Zaarenpalast empor, dessen Inneres um 1848 in prachtvollster Weise neu hergestellt wurde; und den Hintergrund bilden die Kuppeln und Dächer der riesenmäßigen Gebäude auf der Nordseite des Kreml, des Senatspalastes und des alten und neuen Arsenals, über die hie und da noch die schlanken gothischen Mauerthürme der Nordwestseite der Ringmauer blicken. Und der seltsame Eindruck, den schon die Größe, die Gedrängtheit, die für den West-Europäer neue und theilweise barocke Form dieser Bauwerke macht, wird noch um vieles durch die blendenden Farben vermehrt, die aufs mannichfaltigste und in den schroffsten Gegensätzen Alles schmücken. Kirchen mit weißen Wänden, mit blutroth bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernden grünen Dächern und lasurblauen und glänzend goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude.

Von den Eingängen zum Kreml sind die beiden nach Osten gelegenen die lebhaftesten: das heil. Thor des Erlösers (rechts auf unsrer Ansicht), welches zunächst nach dem kolossalen Kathedralenplatze auf der Höhe des Kremls führt, und das viel weiter hinten und mehr links gelegene Thor des heil. Nikolas (s. das Nebenbild), welcher vor dem langen Platze Wache hält, an dem das Senatsgebäude und das alte und neue Arsenal stehen.

Rings um den Kreml herum breitet sich die Stadt aus, von Gärten durchzogen, die ihr im Verein mit den glänzenden Kuppeln und Thürmen von 300 Kirchen und Klöstern und dem stets frisch erhaltenen Anstrich der hübschen Häuser in den innern „Quartieren" im Sommer ein äußerst freundliches Ansehen geben, mit dem kolossalen Umfange von 6 Meilen und mit 380,000 Einwohnern, reich

an Industrie und Handel. Aus ihr sehen wir links neben dem Mittelbilde die seltsamste aller russischen Kirchen, die Kathedrale Wassili-Blaggenoi, von so abnormer Bauart, daß sie jede Vergleichung mit einer andern zurückweist. Kein Thurm ist wie der andere; es wird dem Beschauer sogar schwer zu sagen, wie viel Seiten und Thürme das Gebäude hat; und die Farben sind so grell als möglich. In Bezug auf kolossale Größe und auf erzielte äußere Pracht ist diese, nicht weit vom Kremlthor des Erlösers gelegene, vom Zaaren Iwan nach der Eroberung Kasans im Jahr 1554 gestiftete Kirche für die russische Baukunst ungefähr das, was der Kölner Dom für die altdeutsche ist. Aber das enge, finstere, winkelige Innere sticht überraschend gegen das Aeußere ab.

Das Troizer Kloster des heil. Sergius in der Nähe von Moskau, aus dem unsre Tafel oben eine Ansicht gibt, ist nächst dem Kiewschen Höhlenkloster das historisch bedeutendste in Rußland. Kaum ist in den ersten 3 Jahrhunderten seiner Existenz irgend ein wichtiges Ereigniß in der russischen Geschichte eingetreten, an dem es nicht einen bestimmenden Antheil genommen hätte. Seine Macht und sein Einfluß waren so groß, daß etliche Male die Rettung des ganzen Reichs von ihm ausging. In den Jahren 1608 und 1609 vertheidigte es sich 16 Monate lang gegen 30,000 Polen, Kosaken und russische Rebellen unter Anführung Sapieha's, bis derselbe vor der Annäherung des Fürsten Michail flüchten mußte.

Unten auf unsrer Tafel leitet die Ansicht von Tobolsk, der Residenz des General-Gouverneurs von West-Sibirien und dem Haupt-Stapelplatze des Handels zwischen dem Europäischen und Asiatischen Rußland schon hier unsern Blick auf den letztgenannten Theil des Reiches, dessen ungeheure Ausdehnung über das ganze nördliche Asien es ist, wodurch dasselbe in räumlicher Beziehung zum größesten der Erde geworden, von deren Gesammtoberfläche es fast den dreißigsten Theil einnimmt. Wir kommen übrigens bei der dritten Tafel von Rußland auf diesen Theil desselben zurück. Von den mehr als hundert zum großen Theil durch besondere Sprache und Sitte, Herkunft und Schicksale von einander geschiedenen Nationen, welche das russische Reich bewohnen, konnten wir natürlich nur die wichtigsten in unsern Bildern darstellen. Im Ganzen lassen sich diese Völker unter etwa 11 Hauptstämme bringen, von denen der Slavische in Groß- und Klein-, Weiß-, Schwarz- und Neu-Rußland, in Bessarabien, Podolien, Volhinien und Polen seinen Hauptsitz hat; der Lettische in Litthauen, Kurland und Lifland; der Finnisch-Tschudische in Finnland und Lappland, um den Ladoga- und Onega-See und um den Finnischen Meerbusen, wie in den Theilen von Großrußland, Kasan und dem mittlern West-Sibirien, die sich zwischen Archangel, Wiätka, Kasan, Jekaterinburg, Tobolsk, Tomsk, Narim und Beresow ausbreiten, meist aber diese Städte nicht erreichend; der Turkische (uneigentlich Tartarische genannt) in der Krim und ein Stück am Asowschen Meere hin, dann um das Kaspische Meer und von da den ganzen Süden Sibiriens hin bis an den obern Lauf des Jenissei, und endlich noch am untern Laufe der Lena; der Kaukasische um das Kaukasusgebirge; der

Samojedische vom Weißen Meere den ganzen Norden Sibiriens entlang bis in die Nähe der Lena; der nordwestliche Mongolische von der untern Lena bis an das Meer von Kamtschatka; der Tatarisch-Mongolische im südlichen Theile des Gouvernements Astrachan und um den Baikalsee; der Mandschu-Tungusische um den Mittellauf des Jenissei und von da bis nach dem Ochozkischen Meere.

Unsre jetzige, bis auf die Ansicht von Tobolsk dem Gebiete des slavischen Stammes angehörige Tafel führt uns in einer Gruppe von großrussischen Bauern und einer Anzahl Kosaken zwei Völker dieses Stammes vor. Die Erstern belustigen sich mit einem ihrer Nationalspiele, dem Garodkispiel, bei welchem es darauf ankömmt, die in dem Kreise jeder Partei aufgehäuften kurzen Holzstäbe durch geschicktes Daraufschlagen mit einem Stocke in den Kreis der Gegenpartei zu schleudern. So aber zeigen sie uns gleich eine ihrer charakteristischen Eigenschaften, ihren Hang zu Vergnügungen, eine Eigenschaft die bei ihrer großen Genügsamkeit nicht gerade Gefährliches für sie hat und mit manchen sehr schönen Charakterzügen, mit stetem Frohsinn, großer Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit in enger Verbindung steht. Achtungswertheres an ihnen bleiben indeß immer ihre nicht zu beugende Ausdauer bei den größten Beschwerden, ihre unerschütterliche Standhaftigkeit, ihr Muth und ihre bis zur Verwegenheit gehende Furchtlosigkeit. **Nebóss** (fürchte nichts) und **Nitschews** (es hat nichts zu bedeuten) sind zwei Worte, mit denen sie jedes, selbst das schwierigste Unternehmen beginnen und beim Mißlingen desselben sich trösten. Zugleich sehen wir auf diesem Bilde die gewöhnliche Form der russischen Bauernhäuser, die sich fast in allen Regionen des weiten Reiches, in Europa und eine Strecke nach Asien hinein, von der nordischen bewaldeten an durch die steinige halbbewaldete und die fette fruchtbare hindurch bis in die Steppengegenden, wo die Häuser den Hütten von Filz und anderm leicht fortzuschaffenden Material weichen, merkwürdig gleich bleibt. Diese Bauernhäuser bestehen in Großrußland und den östlich daranstoßenden Gegenden bei dem großen Holzreichthume aus lauter dicken über einander gelegten und in einander gefugten Balken, die man auswendig rauh und halb rund gelassen und nur inwendig flach gehobelt, und deren Zwischenräume man sorgfältig mit Werg oder Moos, oder auch mit Lehm verstopft hat. Da dieses Material leicht unter den Einwirkungen der Witterung leidet, so haben sie meist die unfreundliche Farbe verwitterten Holzes. In Kleinrußland aber und in den übrigen südlichern Gegenden, wo das Holz selten ist, baut man sie nur aus dünnen Baumstämmen, die mit einer dicken Lehmschicht bekleidet werden, und sie gewähren dort einen ganz freundlichen Anblick, indem man sie fast wöchentlich mit weißer Kalkfarbe frisch anstreicht, von außen und innen, sammt Schränken, Tischen, Bänken u. s. w. Das Dach endet in einen häufig mit Schnitzwerk gezierten Vorsprung, der ein Schirmdach im Sommer gegen die Sonne und im Winter gegen Schnee und Regen bildet. Die Fenster sind sehr klein und in Großrußland, wo überhaupt Alles am dürftigsten ist, noch sehr oft ohne Glasscheiben,

nur mit einem Schieber. So sieht das Haus ein wie allemal mit der Giebelseite und den (gewöhnlich drei) Fensterchen der einen gemeinsamen Stube auf die Straße, und auch das russische Bürgerhaus in den Städten ist nur das verschönerte und bemalte kleine Bauernhaus; ja selbst die Häuser des Adels im Innern sind der Regel nach nur von Holz und einstöckig, einzig mit dem Unterschiede, daß sie geräumiger und meist mit einigen Säulen vor der Thür oder einem Balcon geziert sind. Im Innern des Bauernhauses aber nimmt der breite flache Ofen, welcher zugleich die Stelle des Heerdes vertritt (S. Taf. II links) einen nicht unbeträchtlichen Theil der Stube für sich in Anspruch. Er erspart aber auch den Heerd und meist sogar die Betten, die der russische Bauer selten hat, denn auf ihm bringt oft die ganze Familie, ohne sich zu entkleiden, die Nächte und an Sonn- und Festtagen auch den Tag zu. Sind der Familienglieder zu viele, so breiten sich diejenigen, welche nicht auf dem Ofen Platz finden, zum Schlafen Matten, Pelze u. dgl. auf die Bänke oder den Fußboden. Der Thür gegenüber ist meist ein Heiligenbild angebracht, vor dem der Eintretende, noch ehe er den Hauswirth begrüßt, sich verbeugt und über Stirn und Brust ein Kreuz schlägt.

Die Kosaken, deren Hauptsitz am untern Laufe des Don ist, haben ihren Namen von dem Tatarischen Worte „Kaisak“ das einen umherschweifenden Menschen ohne feste Wohnung bezeichnet. Und in der That waren sie dies lange Zeit. Als nämlich die Litthauer 1320 Kiew eroberten und hier Statthalter einsetzten, waren vielen Bewohnern des Landes die fremden Einrichtungen so zuwider, daß sie sich aus ihren Wohnorten in die benachbarten endlosen Steppen flüchteten und hier ein kühnes Abentheurer- und Räuberleben anfingen, dem nachher die Einfälle der Mongolen in Südrußland großen Vorschub leisteten. Von den Ufern des Dniepr breiteten sie sich, bald mit turkischen und mongolischen Elementen vermischt, bis zur Wolga aus, thaten kühne Raubzüge in das nördlich gelegene russische Gebiet, schweiften bis zu den Ufern des Asow'schen und schwarzen Meeres, wo Genueser und Venetianer reiche Niederlassungen besaßen ja, auf unzuverlässigen kleinen Boten fuhren sie bis nach Constantinopel, Sinope und Trapezunt, von wo sie oft mit Beute reich beladen heimkehrten. Solche Züge, die sie immer unter der Anführung eines selbstgewählten Hettman (Ataman) vollbrachten, sind noch jetzt der Inhalt ihrer Sagen. Als Rußland die Mongolenherrschaft abgeschüttelt hatte, und nach innerer Zerrüttung anfing in sich zu erstarken, mußten auch diese unruhigen Nachbarn sich ihm unterwerfen. Das geschah im Anfang des 17. Jahrhunderts, und obgleich man ihnen zuerst ihre eigene Verfassung und den selbstgewählten Hettman ließ, so dienten doch spätere Unruhen, wie die unter Mazeppa und Pugatscheff, dazu, sie auch dieser zu berauben, und sie unter unmittelbarere Aufsicht der russischen Krone zu bringen. Jetzt ist der jedesmalige Thronfolger von Rußland Hettman der Kosaken. Da indeß der Kosak nur für kriegerische Beschäftigungen Sinn und Neigung hat, so wird er auch jetzt noch von der Regierung als ein geborner Soldat angesehn. Ihm ist namentlich der Dienst angewiesen, die weitläufigen Grän-

zen des ungeheuren Reiches zu bewachen; in diesen Dienst tritt er, nachdem er sich zuvor in seiner Heimath verheirathet hat. Nach sechs Jahren erhält er einen Urlaub für die sechs folgenden Jahre, nach deren Verlauf er wieder in sein Regiment zurückkehrt. Treu seinem Kaiser folgt er diesem Befehle, nimmt von Weib und Kind Abschied, und hängt neben das Kreuz auf seiner Brust ein Beutelchen mit heimathlicher Erde. Denn diese Heimath liebt er über Alles. Hier hemmt nicht Wald nicht Strauch nicht Berg, nur selten Strom und Ackerland den raschen Lauf seines Rosses; diese Steppen sind ihm, was dem Araber die Wüste ist. Deshalb ist auch der Genosse seiner Streifereien, sein Pferd, der Hauptgegenstand seiner Sorge: er hält es höher als Weib und Kind. — Der Kosak wohnt in Dörfern, welche sämmtlich an den Flüssen der Steppe liegen. Viehzucht und Ackerbau betreibt er nicht mehr als zu seinem Unterhalt gehört, dann giebt er sich der gemächlichen Ruhe hin: auf ungegerbten Schaaffellen ausgestreckt schläft oder raucht er. Der heiße Sommer verbrennt, der Winter beschneit ihm die Steppe, aber der Frühling ladet ihn auf den grünen blumenreichen Teppich und der Herbst zur Jagd auf die endlosen Gefilde hinaus.

31. Rußland. Tafel II.

Als Peter der Große im Jahre 1689 den Thron der Zaaren bestieg, hatte sich das Russische Reich schon bis tief in Asien hinein ausgebreitet; doch die rechte Macht, die allein aus der Kultur erwachsen kann, fehlte ihm. Das erkannte Peter und unternahm es, europäische Bildung in seine Staaten einzuführen. Mit der ihm eigenen Energie wurden in wenigen Jahren See- und Kriegswesen, Staatsverwaltung, Unterrichtsanstalten auf europäischem Fuße eingerichtet, Industrie und Handel, mächtig gefördert, blüheten auf, und als die innere Zerrüttung Polens und die tolle Kriegslust und das Unglück Karls XII. des Zaaren Verlangen nach Besitz an der Ostsee befriedigten, Liefland, Esthland, Ingermannland sein Eigenthum wurden: da stand Rußland plötzlich als die erste Macht des nördlichen Europas da. Petersburg, seit 1704 in dem kaum eroberten Ingermannland gegründet, nahe der Ostsee und somit für den Verkehr mit den kultivirtesten Staaten Europas trefflich gelegen, wurde jetzt die Hauptstadt des Reichs, und entfaltete schnell die großartige Pracht, die sich in den Ansichten auf unsrer Kupfertafel zeigt. In diesen sind die Namen der Hauptgegenstände möglichst vollständig beigefügt, auf die Beschreibung derselben näher einzugehen gestattet aber der Raum nicht: wir können nur an einzelne davon einige Bemerkungen knüpfen.

Der Winterpalast, den wir im mittlern Bilde oben zur Seite der breiten Newa vor uns haben, ist die Residenz des Kaisers, unter der Kaiserin Elisabeth erbaut, im Winter des Jahres 1837 völlig ausgebrannt, binnen Jahresfrist aber vollständig wiederhergestellt. Hinter ihm am Strome, und durch eine Gallerie mit ihm verbunden, liegt der Palast der Eremitage, welchen Katharina II. erbaute

und der eine berühmte Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen aller Art enthält. Vom andern Ufer der Newa blickt aus der Festung die Peter-Paulskirche, die Grabstätte aller gekrönten Häupter des Hauses Romanow, herüber. Die dem Hauptportale des Winterpalastes gegenüberstehende, in dem Mittelbilde noch deutlicher dargestellte Alexander-Säule, ein Monolith von 80 Fuß Länge aus den Steinbrüchen Finnlands, mit Fußgestell, Knauf und Engel 150 Fuß hoch, wurde nach der Inschrift „dem Befreier Rußlands von seinem dankbaren Volke“ errichtet.

Die erst in den letzten 50 Jahren erbaute Isaakskirche ist die schönste und bei weitem prächtigste der Stadt, ganz mit Marmor belegt, mit einer Menge ungeheurer Granitsäulen, von denen die der Peristyle 60 Fuß Höhe und 7 Fuß Durchmesser haben, und fernhin strahlenden Kuppeln von vergoldetem Kupferblech. Denkt man sich, daß der Isaaks-Platz, auf welchem diese Kirche steht, und der Petrowskoi-Platz weiter vorn, auf dem wir die berühmte kolossale Reiterstatue Peter's des Großen erblicken, nur zum Theil durch das großartige Admiralitätsgebäude (s. oben links und in der Mitte) und einige Paläste von dem Admiralitätsplatze und dem wieder an diesen stoßenden Schloßplatze mit seinen prächtigen Umgebungen, wie sie auf dem Mittelbilde und dem Bilde darüber vor uns liegen, getrennt werden, so daß alle vier eigentlich nur einen Platz bilden, und daß ferner von diesem Platze die drei schönsten Straßen der Stadt auslaufen, die Newskoi-Perspective, in welcher Kirchen fast aller Confessionen sich aneinanderreihen, die Admiraleiskoi- und die Voznesenskoi-Perspective, in die alle man vom Hauptportal der Admiralität blicken kann — so wird man leicht einen Begriff von der Großartigkeit des Ganzen gewinnen. Dennoch aber ist dieses nicht gerade sehr imposant. Die riesigen Paläste und Häuser stehen auf den ungeheuren Plätzen zu weit auseinander um eine rechte Wirkung zu machen; und eben so ist es fast auf allen Plätzen und in allen Hauptstraßen der Stadt: überall scheinen bei der Weite derselben die Kirchen, Paläste und Häuser viel kleiner zu sein, als sie wirklich sind. Dazu fügt die Monotonie strenger Regelmäßigkeit der Straßen und sehr gleichförmiger Bauart der Häuser sogar einen unangenehmen Eindruck. Nicht nur durchschneiden sich die langen geraden Straßen fast durchgängig im rechten Winkel, sondern man sieht auch die entferntern Gegenden der Stadt, die noch nicht mit geschlossenen Häuserreihen bebaut sind, schon durch Zäune ganz regelmäßig abgetheilt und so die Form vorgeschrieben, in welche die immer mehr sich ausdehnende Stadt hineinzuwachsen hat.

Den günstigsten Anblick gewährt die nordische Kaiserstadt da, wo sie sich an dem Hauptarme der Newa hinzieht. Massive granitne Quais schließen hier den breiten Strom von beiden Seiten ein; eine doppelte Reihe palastartiger Gebäude spiegelt sich in seinen klaren Wogen; ein prächtiger Landungsplatz, den zwei wohlerhaltene Sphynxe bewachen, welche den heißen Sand Thebens mit dem Ufer der Newa vertauschen mußten, geräuschvolle Schiffswerfte, immer belebte Brücken und

zahlreiche Dampf- und Segelschiffe, welche den Strom unaufhörlich befahren, die auf einer kleinen Insel unmittelbar aus den Wogen aufsteigenden Mauern der Festung mit der Peter-Paulskirche, deren vergoldete hohe Thurmspitze bei Sonnenschein strahlend glänzt, und die Masten der Handelsschiffe, welche an der säulenreichen Börse, dem Zollhause und dem Gostinnoi Dwor (Kaufhause) vor Anker liegen, sammt den hier stehenden zwei kolossalen Schiffschnäbel-Säulen — das alles macht einen sehr angenehmen Eindruck. Der Hintergrund des Bildes oben in der Mitte und das Bild rechts daneben führen uns zwei dieser Uferansichten vor. Das Corps des Bergbaues, dessen schönes Portal wir hier sehen, ist eine der großartigsten Anstalten in St. Petersburg. Es enthält eine bedeutende Bibliothek, eine Sammlung von Modellen der zum Bergbau erforderlichen Maschinen, ein großes Mineralien-Cabinet, in welchem einzelne Stücke ungeheuren Werth haben, ein numismatisches Cabinet und andere den Bergbau betreffende Sammlungen. Weiterhin, über den mit Holz beladenen Wagen hinweg, ist das prächtige See-cadetten-Corps bemerkbar, und zuletzt die Kuppel der Akademie der Künste, an welche sich dann das Cadetten-Corps und die Akademie der Wissenschaften, und endlich die schon erwähnte Börse und Douane anschließen, deren imponirender Anblick noch durch die gegenüberliegende Admiralität und den Winterpalast gehoben wird.

Von den vielgestaltigen, meist nicht eben schönen Kirchen Petersburgs bekommen wir unten noch die der h. Mutter Gottes von Kasan zu sehen, also genannt nach einem wunderthätigen Bilde, das zuerst in Kasan war, dann in Moskau, zur Zeit Peters des Großen nach der neuen Hauptstadt geschafft und hier, nachdem es lange in einer kleinen Kapelle verwahrt worden, 1811 das Kleinod der eben erbaueten, dem Dome St. Petri in Rom nachgebildeten sehr prachtvollen Kirche wurde, von welcher die Rede ist. Die Rahmen dieses und anderer Heiligenbilder, so wie die Bogen über dem Altar und die Thüren des Allerheiligsten (Ikonostases) sind mit dem feinsten Silber bedeckt, dessen Masse man auf 100 Pud (à 33 Pfund) schätzt und wozu die donischen Kosaken 40 Pud als Beute von den Franzosen im Jahre 1812 beitrugen. An den Wänden und Säulen sieht man außer vielen persischen und türkischen Trophäen 107 den Franzosen abgenommene Fahnen und Adler, den Feldherrnstab Davousts und die Schlüssel der Städte und Festungen, welche in den Jahren 1812 und 1813 von den Russen erobert wurden. Mitten unter diesen Trophäen neben dem Bilde der Mutter Gottes, vor welchem er gebetet hatte als er eben Napoleon entgegenziehen wollte, ruhen die Gebeine des Fürsten Kutusow.

Eine der Volksscenen auf dieser Tafel, am großen Ofen des Bauernhauses, ist schon in den Bemerkungen zur vorigen Tafel mit erwähnt worden. Die zweite zeigt uns die Vergnügungen des russischen Carnevals (Maslinitza — Butterwoche) vor Beginn der siebenwöchentlichen Fasten vor Ostern. Zu diesen steigen in jeder Stadt (in Petersburg auf dem Admiralitätsplatze) mit Zauberschnelle Bretterbuden und Zelte, Eis- oder Rutschbahnen und Schaukeln empor; Gaukler, Schauspieler, Kunstreiter, Acrobaten unterhalten das staunende Volk; dazwischen wan-

deln Verkäufer aller möglichen Leckerbissen, von denen der gemeine Russe ein großer Freund ist, umher, und Trinkbuden, in welchen der über alle Maaßen beliebte nationale Sbitin verkauft wird, laden durch lange Reihen umgestülpter Gläser und die laute Stimme ihres Eigenthümers zu sich ein. Welch ein Gejauchze und Schalmeiengetön von den Schaukeln, die ihre Kunden an langen Windmühlenflügeln im Kreise herumdrehen; welch ein Gelächter von den Rutschbahnen, wenn ein ungeschickter Lenker den blitzschnell dahinfahrenden Schlitten umschlagen ließ; welch ein Gedränge vor den Buden, von deren Balkonen herab sich Arlequin mit plebejischem Witze an die vor Lachen berstende Menge wendet; und in den größern Städten welch ein stattlicher Zug prachtvoller Equipagen und Schlitten, in denen die vornehme Welt zuschauend um diesen Schauplatz herumfährt!

Das dritte der kleinen Bilder läßt uns in ein Bad blicken, in eines jener Dampfbäder, die man in Rußland in jedem Dorfe findet und die als bewährte Mittel gegen rheumatische Leiden auch bei uns mehr und mehr Eingang finden, weshalb keine Erklärung zu dem Bilde nöthig sein wird.

Die vierte kleine Darstellung aber neben dem Mittelbilde führt uns wieder zu einer Rußland völlig eigenthümlichen Scene, auf einen Fleischmarkt zur Winterzeit. Die größeren Städte sind zwar durch gute Landstraßen, einige sogar durch Eisenbahnen verbunden, aber zwischen den nicht gerade an diesen Straßen oder an einem Flusse oder Kanale liegenden kleinern Städten und den Dörfern ist der Verkehr im Sommer äußerst schwierig, im Frühjahr und Herbst fast unmöglich. Erst wenn der Winter, der in Rußland auch in den südlichen Gegenden streng, und hier nur von kürzerer Dauer ist, seine Schneedecke über den größten Theil des Landes ausgebreitet hat, dann beginnt auch zwischen ihnen ein regsames Leben. Alles ist sich näher gerückt. Die leichten Schlitten fliegen mit Windesschnelle über die glatte Ebene, ihre Besitzer zu lange aufgeschobenen Besuchen oder Besprechungen führend, oder ziehen hoch beladen in langen, oft unabsehbaren Reihen nach den Hafen- und Handelsplätzen. Da werden denn auch die Märkte der größern Städte aus weiter Ferne mit Fleisch versehen, dem monatelanges Aufbewahren keinen Schaden thut, da die Kälte es steinhart gemacht hat.

Haben wir gleich in diesen 4 Bildern fast nur Leute vom finnischen Volksstamme vor uns gehabt, so ist demselben doch mit Recht seiner Wichtigkeit wegen (er ist der zahlreichste in Rußland nach dem slavischen) noch eine kleine Darstellung aus seiner eigentlichen Heimath, aus Finnland, gewidmet worden; eben so dem slavischen Stamme noch ein Bild aus dem judenreichen Polen.* Beide zeigen die Nationaltracht und die Bauart der Häuser vollkommen treu und deutlich und lassen uns deshalb mit Vergnügen den kleinen Uebelstand übersehen, daß durch ihre Schuld zwei in der äußersten Südostecke des europäischen Rußlands zwischen das Schwarze und das Kaspische Meer eingeklemmte Völker von Kaukasischem Stamme,

* In Polen und den übrigen zum alten polnischen Reiche gehörigen Provinzen Rußlands zählt man 1 Mill. Juden, während im ganzen übrigen Europa nur $1\frac{1}{2}$ Mill. gerechnet werden.

die Tscherkessen und Georgier, auf die dritte Tafel von Rußland, die eigentlich dem asiatischen Theile dieses Reiches angehört, hinüber gedrängt worden sind. Noch dazu ists ja noch gar nicht so ganz entschieden, ob sie überhaupt zu Rußland zu rechnen sind. Denn die Tscherkessen haben sich erst zum Theil demselben unterworfen, während ein anderer Theil durch die wilden Gebirgsgegenden seiner Heimath bei dem blutigen Kampfe unterstützt, schon seit vielen Jahren seine Freiheit auf das tapferste gegen den ungleich mächtigern Feind vertheidigt. Unser Bild stellt eine jener Versammlungen bei den noch freien Tscherkessen dar, bei welchen nach dem Herkommen der Fürst des Stammes mit den ältesten Edlen und den reichsten Bauern in patriarchalischer Weise sowohl die öffentlichen Angelegenheiten ordnet als auch Streitigkeiten entscheidet. Und auch die Georgier, auf der Südseite des Kaukasus, sind bis jetzt keineswegs alle russische Unterthanen, sondern zum Theil dem türkischen Reiche unterworfen, zum Theil noch unabhängig. Sie werden für den schönsten Menschenschlag gehalten, weshalb für unser Bild eine Gruppe von Mädchen beim Tanze gewählt ist, bei dem sich die Schönheit und Anmuth ihres Körpers am besten entfaltet. Schade daß wir in Gedanken ein widriges Bild daneben halten müssen, das von schnöder Sclaverei, zu der nicht allein die Tscherkessen auf ihren Streifzügen geraubte Mädchen, sondern die sittlich entarteten Georgier selbst ihre eigenen schönen Töchter in großer Zahl nach Constantinopel und andern türkischen Städten verkaufen, oder wenigstens bis in neuester Zeit verkauften.

Asien.

32. Rußland. Tafel III.

Der erste Blick auf diese Tafel zeigt, daß sie uns in Länder führt, wo eine karge Natur dem Menschen nichts weiter oder nur sehr wenig mehr als die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gewährt, und auch diese nur unter schwerer Arbeit, hartem Kampfe mit der Strenge des Klimas und mit der Schnelligkeit, Stärke und Wildheit der Thiere, deren er theils zu seiner Sicherheit sich erwehren muß, theils zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Zwar hat der südliche Theil von Sibirien, besonders im Gouvernement Jeniseisk, manchen fruchtbaren Landstrich, vorzugsweise längs der großen Ströme, aber dieselben finden sich zu einsam zwischen ungeheuren unfruchtbaren Strecken, als daß sie eine zahlreiche Bevölkerung, die im Stande wäre sie ordentlich anzubauen, herbeilocken könnten, und so liegen denn auch sie

zum Theil wüst oder geben, schlecht angebaut, nur geringen Ertrag, selbst in guten Jahren nicht über das dritte Korn. Wie dünn das Land bevölkert ist, läßt sich schon daraus ersehen, daß das europäische Rußland, wiewohl man schon hier oft Tage lang reisen kann, ohne die Dächer eines einzigen Dorfes zu Gesicht zu bekommen, und wiewohl seine Größe höchstens zwei Fünftel der Größe des asiatischen Theiles beträgt, immer noch drei mal so viel Dörfer zählt als dieser. Der allergrößeste Theil Sibiriens liegt aber völlig außerhalb der Kulturzonen der Erde, in polarischem Dunkel und nordischer Erstarrung, und so kömmt es denn daß dieses Land durchschnittlich nur 13 Bewohner auf eine Quadratmeile und nur eine einzige Stadt auf je 4477 Quadratm. zählt, ganz Sibirien, etwa 220,000 Quadratm. groß, wenig mehr Einwohner als das kleine Königreich der Niederlande von 570 Quadratmeilen.

Von den auf unsrer Tafel abgebildeten Völkern hätten streng genommen, außer den Tscherkessen und Georgiern, die wir schon bei der vorigen Tafel besprochen haben, auch die Nogaï oder Nogaischen Tataren auf letztere gehört, da dieselben in der Krim, in Taurien (nördlich vom Asow'schen Meer), weiter östlich am Kuban und an der Westküste des Kaspischen Meeres, wie auch im Gouvernement Kasan wohnen, also überall noch auf europäischem Boden. Aber es hat bei diesem Volke von turkischem Stamme Alles noch ein so vollkommen asiatisches Gepräge, und in der Krim und in Taurien bezeichnen die Ruinen von Bauwerken aus den Zeiten, wo der Chersonesus Taurica, einst von griechischen Handelscolonien aus der Barbarei gezogen und später ein Theil des Pontischen Reichs des Mithridates, noch ein Cultur-Land war, neben seinen nomadischen Lagern von Filzzelten (Kibitken) es so deutlich als einen Eindringling, daß man kaum umhin kann, es nach Asien zu rechnen. Dort wohnte es auch noch zu Ende des 16. Jahrh. zwischen dem Tobol und Irtisch. Zu Anfang des siebzehnten Jahrh. wurde es aber von den mächtiger werdenden Kalmüken aus diesem Wohnsitze verdrängt, nach und nach bis Astrachan, von wo es Peter I. an die Flüsse Kuma und Kuban im Norden des Kaukasus versetzte. Einige Stämme der Nogaï haben ihre Zelte auf Arben oder zweirädrigen Karren, von denen sie sie niemals abnehmen.

Die nächsten Bilder, die Gruppen von Kirgisen und Kalmüken, das Wolfslager und das von Wölfen verfolgte wilde Pferd, führen uns nun zuerst in einige Theile Asiens, die noch ein mildes Clima, nur nicht zum Ackerbau geeigneten Boden oder zum Handel günstige Lage haben, in die südrussischen Steppen, die wir schon an der Nordseite des Schwarzen Meeres gesehen haben und die sich von dort nördlich am Kaspischen Meere vorüber bis tief in Mittelasien hinein erstrecken, ungeheure Heerden von Rindern, Pferden und Schaafen ernährend, die halb Europa mit Talg und Rußland mit Schlacht- und Zugvieh versorgen, so weit es dessen selbst nicht genug hat. Hier findet der Wolf in der Nähe jener Heerden, die den ganzen Sommer über Tag und Nacht im Freien umherziehen und selbst im Winter ihre Nahrung unter der Schneedecke hervorscharren

müssen, auch dann nur zur Nachtzeit und an besonders stürmischen Tagen leeren und schlecht verwahrten Stallungen zugeführt, Beute in Menge und ist deshalb in diesen Gegenden äußerst zahlreich, im Winter eine schwere Plage für die Dörfer. Wie man Häuser und Heerden durch furchtbare Wolfshunde (Ostscharkis genannt) gegen ihn zu schützen sucht und wie oft Pferde und Rinder sich selbst mit Erfolg gegen ihn vertheidigen — das findet man nebst dem ganzen Treiben der Hirten und dem ganzen Leben in diesen Steppen in dem trefflichen Werke über dieselben von J. G. Kohl, das leicht in einer guten Leihbibliothek zu finden ist, auf das anziehendste geschildert.

Wie unsre Bilder zeigen, haben die Kalmüken nördlich vom Kaspischen Meere und ihre Nachbarn weiter in Asien hinein, die Kirgisen, noch eine durchaus nicht der Zierlichkeit ganz ermangelnde bequeme Kleidung von Tuch, baumwollenen und sogar seidenen Zeugen, wie denn auch ihre Wohnungen (Filzjurten) geräumig und reinlich und nicht allein mit vielerlei Geräthschaften zu Nutz und Bequemlichkeit, sondern oft sogar mit europäischen Luxusartikeln versehen sind. Sie besitzen aber auch neben den zahlreichen Pferden, Rindern und Schafen, mit denen sie einen sehr bedeutenden Handel nach dem nordwestlichen Rußland treiben, noch ein äußerst nützliches Thier an dem zweihökerigen oder baktrischen Kameel (Trampelthier), das, bei weitem nicht so empfindlich gegen Kälte wie das einhökerige (Dromedar), in den ganzen Steppen- und Wüstenstrichen des mittlern Asiens, deren salzige Pflanzen seine liebste Nahrung sind, fortkömmt, wenn es auch in den nördlichern Theilen nicht ganz so groß wird als weiter südlich. Dieses sehr starke, in den größten Beschwerden bei der kümmerlichsten Nahrung ausdauernde Thier, das die Natur schon seinem Aeußern nach zum Tragen großer Lasten in wüsten Gegenden bestimmt zu haben scheint (hier wird es übrigens auch oft zum Ziehen gebraucht) und das außerdem sehr fette Milch, im Frühjahr sich selbst ablösende langhaarige feine Wolle, eßbares, wenn auch grobfaseriges Fleisch, von seinem Fette den Wachskerzen wenig nachstehende Lichter und von seiner großen starken Haut treffliche Schläuche gibt, macht schon allein das Leben des Kalmüken und Kirgisen viel leichter als das der sibirischen Völker ist. Auch bei dem ersten von diesen, dem wir auf unsrer Tafel begegnen, treffen wir übrigens noch ein gewisses Wohlbefinden nach unsern Begriffen an. Es ist dies das Volk der Baschkiren, wie die Kirgisen von turkischem Stamme, während die Kalmüken, von denen auch welche am Altaï-Gebirge wohnen, von tatarisch-mongolischem Stamme sind. Die Baschkiren wohnen aber auch in den südlichsten Gegenden Sibiriens, ganz am westlichen Ende, ja zum Theil noch in Europa, nämlich zu beiden Seiten des südlichen Uralgebirges, als nördliche Nachbarn der Kalmüken und Kirgisen. Wie diese treiben sie hauptsächlich Viehzucht, aber auch etwas Ackerbau und viel Wald-Bienenzucht, weshalb sie zum Theil feste Wohnsitze haben. Der Einzelne hat oft mehrere hunderte von Bienenstöcken, für die er in starke Baumstämme von hartem Holze Höhlen gemeißelt und diese gut mit durchlöcherten Thüren oder Deckeln ver-

sehen hat. Bei diesem Erwerbe hat er in dem Bären, der hier ziemlich häufig ist, einen schlimmen Feind, und hauptsächlich in dem Lande der Baschkiren sind deshalb die vielen, mitunter sehr ergötzlichen Fangarten dieses plumpen und jähzornigen Thieres zu Hause, die uns von Kind auf erzählt worden sind. Oder hätte einer von unsern Lesern nicht schon gehört oder gelesen, wie man dem immer nach Honig lüsternen Petz einen Holzklotz vor die Wohnung der Bienen hängt, den er so lange immer heftiger bei Seite schleudert, bis derselbe, jedesmal gewaltiger zurückfallend, ihn betäubt hinabstürzt in die unten eingeschlagenen eisernen Spitzen? oder wie er, in die ihm gelegte Schleife verstrickt, welche an einem noch schwerern Holzblocke befestigt ist, diesen so wüthend den nahen Abhang hinunterschleudert, daß er mit hinabgerissen wird? und was dergleichen spaßhafte Dinge mehr sind.

Je weiter nun aber unsre Bilder uns nach Osten und Norden führen, desto dürftigere Lebensverhältnisse stellen sich dar. Der Ostjake von samojedischem Stamme, am mittlern Obi, wiewohl der überreiche Fischfang in diesem Strome ihm noch eine Art Wohlstand gibt, und der Jakute, turkischen Stammes, welcher in den nicht schon der allerstarrsten Kälte anheimgefallenen Gegenden seiner Wohnsitze an der Lena, Jana und Indigirska noch etwas Viehzucht treibt, haben schon nur Kleidung von Thierhäuten, und — bei den Jakuten sogar nur die Vornehmern — dürftige Hütten von Holz, in deren leere Fensterlöcher man im Winter ein hübsches Stück Eis statt der Glasscheibe einsetzt. In wahrhaft hohem Grade aber elend, so daß größtentheils (denn allerdings machen die Tschuktschen eine Ausnahme) Körper und Geist durch die furchtbare Kälte, die Kärglichkeit der Nahrung und aller übrigen Lebensbedürfnisse verkommen, ist der Zustand der Samojeden und der Jukagiren (vom finnisch-tschudischen Stamme), welche die ganzen Küstengegenden des Eismeeres von der Petschora in Europa an bis zur Kolyma, dem östlichsten Flusse Sibiriens, einnehmen, und der Tschuktschen und Korjäken (nordöstliche Mongolen) in der Nordostecke Asiens. Ihre Kleidung besteht allein aus Rennthierfellen, meist ohne Hemde oder irgend etwas von leichterem Zeuge darunter, ihre Nahrung in der langen Zeit, wo Fischfang und Jagd vor Kälte unmöglich sind, aus Rennthierfleisch, ihre Wohnung im Sommer aus einer Hütte von Rennthierfellen; Rennthiere sind ihr Zugvieh, ihr ganzer Reichthum — ohne dieselben könnten sie das Leben nicht fristen. Und selbst bei den Kamtschadalen möchte das der Fall sein, wenngleich diese für ihr Terrain sich besser des Hundes zum Ziehen der Schlitten bedienen (dieses Fuhrwerk findet man in „Wendt's malerischen Wanderungen" näher beschrieben) und deshalb das Rennthier nur in geringerer Zahl als Hausthier halten. Im Winter bewohnen alle diese Völker Hütten, die mindestens bis zur Hälfte in die Erde eingegraben sind. Hier umgibt in einem einzigen kleinen Raume die ganze Familie nebst ihren Hunden Tag und Nacht das in der Mitte brennende Feuer und steigt mittelst Leitern durch dieselbe Oeffnung oben in der Mitte aus und ein, durch die der Rauch geht. Sowohl diese Winter-, als auch die auf Stangen errichteten Sommerwoh-

nungen der Kamtschadalen nebst einigen mit Hunden bespannten Schlitten der letztern, finden wir auf unsrer Tafel abgebildet, eben so das Elenn, dem wegen seiner werthvollen Haut und Geweihe, wo es in Sibirien vorkömmt — besonders bei den Ostjaken — eifrig nachgestellt wird. Die beste Zeit zu dieser Jagd ist der März. Dann hat die Oberfläche des Schnees eine Rinde erhalten, die fest genug ist, um den Jäger mit seinen großen hölzernen, kahnförmig gebildeten Schneeschuhen, wie unser Bild sie zeigt, nicht einsinken zu lassen, während sie doch das schwerfällige Elenn nicht trägt, das somit dann leicht einzuholen ist.

Schon aus dem Wenigen, was hier von den Lebensverhältnissen der nordöstlichen Völker Sibiriens gesagt worden ist, läßt sich schließen, daß sie in geistiger Hinsicht auf einer sehr niedrigen Stufe stehen müssen; das eine von unsern Bildern weist aber noch besonders auf diesen traurigen Zustand hin, indem es uns einen Schamanen vorführt. Dies ist einer von den hier sehr gewöhnlichen Betrügern, die sich für Zauberer ausgeben, und obgleich sie sich weder durch bessere Kenntnisse, noch durch eine besondere Lebensart oder irgend etwas einigermaßen Imponirendes auszeichnen, dennoch das Volk zu verblenden und auszusaugen wissen. So abergläubisch ist dasselbe, und zwar nicht allein da, wo der Fetisch-Dienst noch geübt wird, sondern selbst da, wo durch die Bemühungen der russischen Regierung das Christenthum eingeführt ist, daß es sich von diesen Kerlen die Zukunft voraussagen, Krankheiten beschwören, böse Geister versöhnen und andere solche Dinge verrichten läßt. Dazu legt denn der Schamane eine mit vielerlei lärmendem Spielzeug behangene Kleidung an, nimmt die Zaubertrommel, eine Art Tambourin, in die Hand, springt unter Schreien und Singen, Verdrehen des Körpers und Verzerren des Gesichtes wild umher und schafft so einen Zustand der Raserei, in welchem er seinen Ausspruch thut, seinen Rath gibt oder die Anordnung macht, die zu dem verlangten Ziele führen soll.

33. Asiatische Türkei. Tafel I.

Von den Ländern voll in Trümmer gefallener Herrlichkeit, welche in Asien von den Türken beherrscht werden, betreten wir zuerst Kleinasien oder Anadolien, den von Natur schönsten Theil aller ottomanischen Besitzungen, voll üppiger Fruchtbarkeit, reich an Mineralien, auf drei Seiten von Meeren umgeben zu deren Benutzung für Schifffahrt und Handel eine Menge geräumiger Buchten und sicherer Häfen und die Nähe reichbevölkerter Länder und Inseln einladen. Auch gab es im Alterthume kein blühenderes Land als Kleinasien. Hier waren die mächtigen Königreiche Lydien, Phrygien, Bithynien, Cappadocien, Pontus mit einer großen Zahl reicher und prächtiger Städte, wie Sardes, Kabira, Nicäa, Nicomedia, Tarsus, Cäsarea (jetzt Kaisarieh) u. s. w.; hier an der Küste gegen das ägäische Meer hin und auf den nahen Inseln die von griechischen Colonieen ge-

gründeten blühenden Handelsstädte Smyrna, Ephesus (dessen spurlos verschwundener Dianentempel einst zu den Wunderwerken der Welt gezählt wurde), Milet, Halikarnaß, Cnidus mit seinen berühmten Venustempeln, Rhodus u. a. Aber fast alle diese Herrlichkeit ist dahingeschwunden. Die einst so dichte Bevölkerung des Landes ist bei wiederholten wilden Verwüstungen durch barbarische Eroberer und oftmaliger Ausleerung ganzer Dörfer, um die in den Kriegen der Türken vernichteten Heere zu ersetzen, zu einer höchst spärlichen zusammengeschmolzen, und von den altberühmten Städten an den Küsten wie im Innern sind diejenigen, welche noch vorhanden, ihrer einstigen Größe beraubt, von vielen andern aber zum Theil nur noch interessante Ruinen, zum Theil kaum noch so viel Trümmer vorhanden, daß man ihre sonstige Lage genau zu bestimmen weiß. Die Fruchtbarkeit des Bodens zeigt sich im Innern fast nur noch in den reichen Waldungen und Weideplätzen, in den Küstengegenden an den vollen Erndten, welche hier und da selbst den elendesten Anbau belohnen, so daß ganze Wälder von Wallnuß-, Aprikosen-, Pflaumen-, Aepfel- und Kirschbäumen am Schwarzen Meere, eine Fülle von Oliven, Wein, Orangen, Myrthen, Lorbeeren, und Terebynthen an der West- und Südküste bei nur höchst geringer Pflege prangen. Zur Ausbeutung des Mineralienreichthums fehlen alle und jede Anstalten. Der Seehandel ist fast ganz in den Händen von Ausländern; der Handel im Innern durch Mangel an Landstraßen und große Unsicherheit gehemmt. Gehört auch das Bild auf der rechten Seite, welches die Beraubung von Reisenden durch einen Beduinenhaufen darstellt, zunächst demjenigen Theile unsrer Tafel an, welcher sich auf Syrien bezieht, so läßt sich doch schon aus dem Ansehen der über dem Mittelbilde dargestellten drei Kerle aus dem Innern Kleinasiens der Schluß ziehen, daß auch hier der Reisende großen Gefahren ausgesetzt sein müsse und von der türkischen Miliz, der die mittlere Figur angehört, wenig Beistand erwarten dürfe.

Am meisten von ihrer alten Wichtigkeit haben noch Manissa (das alte Magnesia am Hermus) blühend durch große Safranpflanzungen und Tuchfabriken, Brussa am Fuße des Olympus (das alte Prusa, wegen seiner wunderschönen Lage lange der Sitz der Könige von Bithynien) und Kutajeh (das alte Cotyaeum in Phrygien), noch jetzt Städte von mehr als 60,000 Einwohnern, auch Angora (das alte Ancyra) und Konieh (das alte Jconium) bewahrt, vor allen aber Smyrna, jetzt bei weitem die größeste Stadt Kleinasiens, 125,000 Einwohner zählend, und dessen wichtigster Handelsplatz, im Hintergrunde einer 18 Meilen langen Bai gelegen und mit einem vortrefflichen Hafen versehen. Die auf unserm Bilde dargestellte Straßenscene aus dieser Stadt erinnert durch zum Theil griechische Trachten und durch die beladenen Kameele sowohl an überseeischen als an Binnenhandel; und in der That sind beide von Bedeutung, denn Smyrna ist der Hauptstapelplatz zwischen Europa und dem ganzen Orient oder der Levante (worunter überhaupt die östlichen Küstenländer des Mittelländischen Meeres verstanden werden). Aber der Seehandel liegt gänzlich in den Händen von Europäern, die hier so wich-

tige Comtoire haben, daß ein ganzer Theil der Stadt fast nur von Engländern, Franzosen oder Italienern bewohnt ist.

Auch Pergamum, das wir durch Ruinen hindurchblicken sehen neben einem Berge mit großartigen alten Bauwerken, ist noch eine ziemlich große und blühende Stadt, obgleich nur ein Schatten von der ehemaligen herrlichen Residenz des alten Königreichs gleiches Namens, deren prachtvoller Tempel des Aesculap und reiche, nur der Alexandrinischen nachstehende Bibliothek im Alterthume so berühmt waren und von der das daselbst erfundene Pergament seinen Namen erhielt.

Dürftiger noch besteht Halicarnassus, in dessen Citadelle wir hineinblicken, die einstige Residenz der Karischen Könige und Vaterstadt Herodots, in der kleinen Stadt Budrun, südlich von Smyrna, noch fort. Ein guter Hafen und Schiffswerfte auf welchen kleinere Fahrzeuge gebauet werden haben ihm hauptsächlich einige Bedeutung bewahrt. Die Bildwerke, die wir in der Citadelle an verschiedenen Stellen in das Mauerwerk eingefügt sehen, stellen theils Kämpfe, theils Leichenzüge vor und sind von ausgezeichneter Arbeit. Der französische Alterthumsforscher Beaufort glaubt deshalb, daß sie hier aufbewahrte Ueberbleibsel des berühmten Mausoleums seien, welches die Königin Artemisia ihrem Gemahle Mausolus errichtet hatte und das seiner Größe und edlen Bauart, wie seinen trefflichen Sculpturen von den ausgezeichnetsten Künstlern damaliger Zeit, den Namen eines Wunderwerkes verdankte.

Von dem alten reichen Rhodus mit seinen vielen Prachtbauten, unter denen der Leuchtthurm (eine ungeheure eherne Statue des Apollo, die aber schon nach 54 Jahren ein Erdbeben wieder umwarf) ebenfalls zu den Weltwundern gerechnet wurde, ist zwar so viel wie nichts mehr vorhanden, aber die neuere ganz in der Nähe erbaute und besonders dadurch berühmte Stadt, daß hier im Mittelalter, nach dem Falle der christlichen Reiche in Palästina, der Johanniterorden lange seinen Sitz hatte, besteht noch, einigermaßen wichtig durch seine alten großen Festungswerke und seine Schiffswerfte. Unser Bild läßt uns in die Ruinen des ehemaligen großen Palastes der Johanniter hineinblicken.

Endlich erinnert uns noch die von einem Ausläufer des Idagebirges aufgenommene Uebersicht der Gegend von Troja, jener durch Homers unsterbliche Gesänge zu einer der classischsten Stellen der Erde gewordenen, vom Scamander und Simois durchschlängelten Gefilde, an die älteste Geschichte Kleinasiens. Troja (oder Ilion) selbst lag auf der Anhöhe zwischen den beiden Flüssen, wo jetzt bei der Zahl 9 ein Dorf und bei 7 und 8 zwei Hügel sind, die man für die Grabhügel von Hektor und Paris hält. Die übrigen Zahlen bezeichnen: 1. die Insel Tenedos, 2. den Berg Athos, 3. die Insel Lemnos, 4. den Hellespont (die jetzige Straße der Dardanellen), 5. den Hafen wo die griechischen Schiffe lagen, 6. das Sigäische Vorgebirge. Dicht unter 5 und 6 treten die Grabhügel des Patrokles, Achilles und Antilochus als etwas dunklere Punkte hervor; weiter rechts der des Protesilaus.

Auch im nördlichen Syrien, wohin uns ferner unsre Tafel führt, ist unendlich viel alte Herrlichkeit untergegangen. Der Anblick der großartigen Mauertrümmer von Antiochien am Orontes und der kleinen Stadt Antakieh zwischen denselben zeigt uns, was aus der glänzenden Antiochia magna, der gegen 700,000 Einwohner zählenden Hauptstadt des ehemaligen Syrischen Reichs, geworden ist, welche man die Königin des Orients nannte, wo, nachdem sie unter Roms Herrschaft gekommen war, mehrere römische Kaiser gern verweilten, später aber Petri Stuhl stand, bis Rom der Mittelpunkt der Christenheit wurde. Die aufeinanderfolgenden Belagerungen unter den Sarazenen, Persern und andern Völkern, ferner die häufigen Erdbeben, welche die Stadt heimgesucht haben, und vor allen während der Kreuzzüge die Verheerungen des Sultans Bibar, als er mit stürmender Hand Antiochien den Christen entriß, haben die herrlichen Gebäude, die mit den römischen an Pracht wetteifern, sämmtlich in Schutt und Trümmerhaufen umgewandelt, und nur ein Theil der ungeheuren Mauern und Wasserleitungen hat allen diesen Zerstörungen Troß geboten.

Eben so sind Tyrus, nach dessen Ruinen uns die 36ste Tafel führen wird, und Sidon, einst die wichtigsten Handelsplätze der Welt, zu unbedeutenden Flecken herabgesunken; liegt auf der Stelle des herrlichen Baalbeck oder Heliopolis ein Dorf neben den Ruinen des berühmten Tempels der Sonne und andrer Heiligthümer u. s. w. Nirgends aber sieht man ein wunderbareres Bild der Zerstörung als in Tadmor, der „Palmenstadt“ (Palmyra). Hier schwindet jede Vergleichung mit andern Ruinen. Mitten in der Wüste, fern von jedem Wohnorte von Menschen wie von der Zeit, die im Stande war eine solche Stadt zu bauen, ragt in einer fruchtbaren wasserreichen Oase eine ungeheure Menge Korinthischer Säulen empor, nur mit wenigen Mauern und sonstigem Bauwerk untermischt, hier und da in so langen Reihen, daß sie großen Baumalleen gleichen, und dazwischen ist der Boden mit mehr oder weniger zerstückten Säulenschäften, bloß in ihren Theilen verrenkt oder ganz von einander getrennt, mit Ueberresten von Bildsäulen und Friesen, zertrümmerten Capitälen, entstellten Reliefs, halb verschütteten Denkmälern und zerstörten Altären bedeckt. Das Ganze hat das Ansehen, als habe hier nichts denn Prachtbauten gestanden. — Palmyra, 1000 Jahre vor Christo von Salomo gegründet, war lange Zeit ein Hauptstapelplatz des Handels zwischen Indien und den Ländern am Mittelmeer, und im 3. Jahrhundert n. Chr. Hauptstadt eines kleinen Königreichs, als welche es unter den glänzenden Regierungen Odenats und der berühmten Zenobia die höchste Blüthe seines Wohlstandes erreichte, so daß es damals an Glanz mit Rom wetteiferte. Von Aurelian eingenommen und geplündert, von Justinian wieder hergestellt und befestigt, erobert und wieder erobert in den vielen Kriegen von denen Syrien heimgesucht worden ist, ward es zuletzt zu einem pittoresken Ruinenfelde. Vor Allem werden die großartigen Ruinen des Sonnentempels bewundert, weshalb auch für unsre Abbildung diese mit ihren nächsten Umgebungen gewählt sind.

34. Asiatische Türkei. Tafel II.

Auch derjenige Theil des Türkischen Reiches, nach welchem uns die vorliegende Kupfertafel führt, das südliche Syrien, oder Palästina, gewährt den traurigen Anblick eines meist verödeten Landes, der hier um so entschiedener ausgeprägt ist, da die üppige Fruchtbarkeit Kleinasiens fehlt. Und in noch viel höherem Grade würde Verödung sich zeigen, beständen nicht in Palästina seit Jahrhunderten viele christliche Gemeinden, Klöster und Kirchen, und würde es nicht fortwährend von einer Menge von Pilgern und Reisenden besucht, durch die das Land, und Handel und Gewerbe in ihm, wenigstens einigermaßen belebt werden. Hierher, nach der Wiege des Christenthums, nach den Stätten, wo die Propheten vor Gott standen, wo der Weltheiland geboren wurde, wo er gewandelt und gelehrt und gelitten hat, trieb das fromme Gemüth von den ersten Zeiten der christlichen Kirche an Tausende von Bekennern derselben; hierher zieht den Bibelforscher das Verlangen nach eigener Anschauung des Schauplatzes der heiligen Geschichte, auch wohl die Hoffnung noch unbekannte Sagen, Handschriften u. s. w. aufzufinden, den Touristen, den Maler der Wunsch, für seine Schilderungen, seine Gemälde ein eben so allgemein bekanntes und für Jeden Interesse habendes, wie nur von verhältnißmäßig Wenigen gesehenes Land zu benutzen.

Von den heiligen Stätten, nach denen der Zug der Pilger geht, ist die vornehmste die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, von deren Innerem unser Mittelbild den westlichen Theil darstellt, wo die sogenannte Rotunda des heiligen Grabes, oder die aufs Reichste geschmückte Kapelle steht, in welcher unter einer Marmorplatte das Grab Christi über dem ursprünglichen nachgebildet ist, mit einem Altar zur Seite, den eine Unzahl beständig brennender Lampen erleuchtet. Während die meisten Räumlichkeiten dieses großen Kirchengebäudes in besondere Besitzthümer der Griechen, der Lateiner, der Armenier, der Syrer, der Kopten zerfallen, ist die Kapelle des heiligen Grabes der Vereinigungspunkt, leider aber auch oft der Zankapfel aller, und unaufhörlich im festlichen Gebrauche der verschiedenen Confessionen. Die berühmte Osterfeier daselbst findet man u. a. sehr gut in der interessanten kleinen Reise des Missionar Krückeberg durch Egypten und Syrien geschildert. — Auch die Kapelle der heiligen Helena im östlichen Theile der Kirche, wo die Mutter Constantins d. Gr. im Jahr 326 das heilige Grab ausgraben ließ, zeigt unsre Tafel, so wie die Calvarienkapelle, welche die Kreuzesstelle auf Golgatha einnehmen soll und deren 18 Stufen die orientalischen Christen stets auf den Knieen hinanklimmen. — Endlich ist auch noch der Eingang in die Grabeskirche dargestellt, der einzige den es gibt, und an dem zur Schande der Christenheit türkische Soldaten Wache halten müssen, während der Platz davor, von Pilgern und Verkäufern aller Art übersäet, einem Jahrmarkte gleicht. Zur Rechten vor uns gränzen türkische Häuser mit platten Dächern daran; zur Linken steht die Ruine eines christlichen Wachthurmes aus dem Mit-

telalter. Neben der großartigen Kuppel über der Grabeskapelle wölbt sich die noch höhere aber schmälere über dem Chor der Kirche.

Das nächste Bild führt uns an die Stelle der Geburt unseres Herrn in Bethlehem. In der Nische rechts, wo die drei Lampen hängen, zeigt man eine Krippe als diejenige, in welcher das Licht der Welt lag. Aber statt des Stalles umgibt uns lauter Glanz und Pracht — Seide, Marmor, Silber und Gold.

Unser Bild von Nazareth läßt leicht den freundlichen Eindruck begreifen, den diese Heimath des Herrn gewöhnlich auf den frommen Wanderer macht. Das einzige Kuppeldach, das sich in der Nähe des hohen Minarets zwischen den platten Dächern erhebt, bezeichnet das große, sehr gut unterhaltene Lateinische Kloster, wo der Reisende Aufnahme findet, mit der Kirche der Verkündigung. Die etwa 3000 Seelen starke Bevölkerung des Städtchens ist zum größern Theile christlich.

Dicht bei Nazareth liegt ein auch auf unserm Bilde sichtbarer Berggipfel, genannt Neby Ismail, auf dem eine der herrlichsten Aussichten des gelobten Landes den Wanderer erfreut. Der ewige Schnee des Libanon im Norden; der Karmel, der Eliasberg, und der Spiegel des Mittelmeeres im Westen; nach Osten das Gebirge und der See Tiberias; nach Süden das Gebirge Gilboa, wo Saul mit seinen Söhnen fiel, Tabor der Verklärungsberg, und die große Schlachtebene Esdrelon: Alles vereinigt sich, um auf dieser Höhe sowohl das Auge zu entzücken als dem Geiste die erhabensten Erinnerungen vorzuführen.

Die beiden Bilder oben leiten uns nach einem andern Theile des heiligen Landes, nach dem Todten Meere über den untergegangenen Städten Sodom und Gomorrha, das ebenso durch die blendende Klarheit und die nur selten gestörte Ruhe seiner Gewässer, wie durch seine schauerliche, in düstere Farben gehüllte Umgebung einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Im Osten (im Hintergrunde des Bildes) wird es von dem kahlen Sandgebirge des Moabiter- und Ammoniterlandes begränzt, von Norden her erglänzen zwischen spärlichem Grün die silbernen Fluthen des Jordans, unfern von dessen Ufern die unansehnlichen Ruinen Jerichos liegen; im Uebrigen aber umgeben es auf dieser Seite sowohl, als auf der westlichen, von wo unsre Ansicht aufgenommen ist, Wüsteneien, die nur ungastliche Beduinenhorden in Zelten bewohnen. Wir stehen da, wo der Weg von Jerusalem über Bethanien und die Höhe nördlich vom Kidronthal ins Jordanthal sich hinabsenkt. Die Brückenbogen unten führen über die tiefe Schlucht eines Baches. Weiterhin deuten Ruinen auf die Lage von Beth Hagla oder Gilgal. Dahinter fließt in tiefem Bette, und deshalb nicht sichtbar, der Jordan dem mittlern der auf dem Bilde bemerkbaren flachen Ausläufe (Salzmoräste) des Todten Meeres zu.

Das Kloster Mar Saba, welches das andere Bild darstellt, liegt drei Stunden vom Todten Meere entfernt, wiewohl dieses von dem hohen Standpunkte des Zeichners, von der westlichen Anhöhe vor dem Kloster aus, kaum eine halbe Stunde weit zu sein scheint. Dieser merkwürdige Bau aus dem Anfange des 6. Jahrh.

ist der westlichen Wand der hier an 1200 Fuß tiefen Kidronschlucht, die sich durch die nackte Sandwüste nach dem Todten Meere zieht, wie angeklebt und steigt in lauter Terrassen mit gewaltigen Mauern hinan, bis er zuletzt von 2 Thürmen überragt wird, auf deren einem man beständig gegen die Ueberfälle der Beduinen Wache hält. Schon durch Davids Jugendgeschichte ist die wildromantische Wüstengegend umher, voller Felsenklüfte, Höhlen und Schluchten, berühmt, mehr aber noch durch die vielen christlichen Einsiedler, die hier gelebt und von denen viele hier ein blutiges Ende gefunden haben.

35. Asiatische Türkei. Tafel III.

Von Mar Saba aus noch einmal zu der heiligen Stadt uns wendend, wozu die vorliegende Tafel uns auffordert, nehmen wir den Weg über Bethlehem, wiewohl wir dort bereits die Kapelle der Geburt unsers Heilandes gesehen haben. Knüpft sich doch im heiligen Lande immer das meiste Interesse gerade an das Aeußere, an die Umgebung der Städte und Flecken, wie wir uns denn wohl bei der Ansicht, die wir jetzt vor uns haben, sagen, auf einem jener Felder möge es gewesen sein, wo Ruth die Moabitin, die Stamm-Mutter Davids, Aehren las, als sie Gnade in den Augen Boas' fand; in den Thälern da umher möge ihr Enkel, der „bräunliche Knabe" David, die Schafe seines Vaters Isai gehütet haben, auf einer jener Triften den Hirten die Geburt des HErrn vom Engel verkündet worden sein. Links senkt sich der Berg, an dessen Ostabhange die Stadt liegt, in ein Thal hinab, das ihn von dem Gebirge scheidet welches sich nach dem Todten Meere hinzieht, und in welchem das auf unserm Bilde hinter Bethlehem sich einsenkende Wady Famarah eine Fortsetzung findet. Im Hintergrunde aber blicken wir auf das Gebirge Judäas. Die Ruine auf dem Hügel vorn ist römischen Ursprungs und wird für einen Ueberbleibsel einer von Herodes dem Großen aufgeführten Befestigung gehalten.

Zwei Stunden bringen uns nach Jerusalem, dem wir von Bethlehem aus von derselben Seite uns nähern, von welcher die Ansicht auf unsrer Tafel aufgenommen ist. Der Berg links ist der „Berg des bösen Raths", der rechts der „Berg des Aergernisses", das Gebäude zwischen beiden der Brunnen Rogel. Etwas nördlich vom letztern, ebenfalls im Thalgrunde, sieht man die Königsgärten und gegenüber den Felsen, unter welchen der Marienbrunnen liegt. Rechts zieht sich das Thal Josaphat an der Stadt hin, links das Thal Hinnom. Neben jenem sehen wir das Dorf Siloah wie angeklebt an den steilen Abhang eines Berges, weiterhin den Oelberg mit der Himmelfahrtskirche auf seinem Gipfel; im Thale Josaphat aber, ein Stück vor dem Fuße des Oelbergs, das Grabmal Absalons. Aus der Stadt selbst hebt sich am deutlichsten rechts auf dem Moriah- oder Tempelberge die Moschee Omars hervor, nur daß ihr Bild ein wenig mit der von unserm Standpunkte aus gerade davorliegenden Moschee el Aksa verschmilzt; weiter links die

Kirche des heil. Grabes mit den uns schon von der vorigen Tafel her bekannten zwei Kuppeln, und ganz an der linken Ecke die Citadelle.

Letztere finden wir noch besonders dargestellt mit dem Bethlehems- oder Jaffathor dicht dahinter. Ihr nordöstlichster Thurm ist die Davidsburg der Kreuzfahrer, der Hippicus des Herodes in seinem untern Theile, dessen geränderte Quadern vielleicht auf noch ältere Zeiten, als die des Herodes, hindeuten, ein wahrhaft cyclopisches Gebäude. Titus ließ diesen Thurm zu einem ewigen Denkmal römischer Tapferkeit unzerstört, die Kreuzfahrer hatten hier den letzten schweren Strauß durchzufechten, und als im Jahre 1219 der Muslim die benachbarten Mauern wuthentbrannt niederriß, blieb er bewundernd vor diesem riesigen Bauwerke stehen.

Das Bild darunter zeigt uns das Damaskusthor, durch das man von Beirut kommend die Stadt betritt. Hier ist die Senkung, welche letztere auf allen Seiten von den sie umgebenden Bergen scheidet, am flachsten, und also schon deshalb ein Angriff an dieser Stelle am leichtesten, noch mehr aber, weil in der Nähe die Mauer durch jenen Thalgrund setzte, der von Norden nach Süden die Stadt durchzog, die Höhen von Bezetha und Moriah auf der Ostseite von der Westseite mit dem Berge Zion scheidend, und noch jetzt, auf unserm Mittelbilde zwischen der Moschee Omars und der Kirche des heil. Grabes, erkennbar ist, wiewohl der Schutt der zerstörten Gebäude ihn zum Theil ausgefüllt hat. Deshalb unternahm auch an dieser Stelle Titus den ersten Angriff, wurde aber von einer plötzlich bei den „Frauenthürmen" aus der Stadt hervorbrechenden Kriegerschaar zurückgeworfen. Vielleicht waren jene Thürme dieselben, die noch immer Wache halten zu beiden Seiten des Damaskusthores, das, auf kolossalen Quadern erbaut, mit seinen nett verzierten Zinnen dem von Norden kommenden Reisenden in Bezug auf das Innere Jerusalems bei weitem zu viel verspricht.

Wieder eine andre Darstellung auf unsrer Tafel läßt uns von der Terrasse der zerstörten St. Anna-Kirche über eine breite Schlucht hinweg, die den Namen des Teiches Bethesda trägt, wahrscheinlich aber der Rest eines Grabens an der Burg Antonia sein dürfte, zu welcher der unterste Theil des Mauerwerks rechts gehört haben mag, auf den Tempelplatz blicken. Die große Moschee Omars, die hier zuerst unsern Blick auf sich zieht, wurde im 7. Jahrh. erbaut, und zwar, wie es scheint, nicht unter Omar, dessen Namen sie trägt, sondern erst unter dem Chalifen Abd el Melek, der aus politischen Gründen die Aufmerksamkeit seiner Unterthanen von dem Heiligthume in Mekka abzuleiten wünschte. Sie steht der muhamedanischen Sage nach über dem Felsen, wo die Engel den schlafenden Erzvater begrüßten. Ihr zu Füßen breitet sich eine weite mit Marmor gepflasterte und am Rande mit Marmorstufen versehene Plattform aus; ihre Seitenmauern sind unten mit Marmor-Mosaik ausgelegt, oben von 56 Spitzfenstern mit bunten Glasscheiben durchbrochen; darüber erhebt sich die schöngeschwungene Kuppel, und der Halbmond auf der Spitze derselben zeigt dem muhamedanischen Pilger schon

von Ferne das zweitgrößte Ziel seiner religiösen Wünsche auf Erden. Die mancherlei Nebenbauten, die wir besonders auf der rechten (der westlichen Seite) bemerken, sind außer der Moschee el Aksa, welche uns auf dem Mittelbilde einen Theil der Omars-Moschee verdeckte hier aber in den Hintergrund tritt, verschiedene mit dem Heiligthume verbundene Collegien, Schulen, Zellen und Pilgerherbergen; die Räume dazwischen sind mit gut erhaltenen Rasenplätzen und schattigen Baumgruppen ausgefüllt, zwischen denen hier und da Springbrunnen mit silberglänzendem Wasserstrahle die Luft kühlen und Pilgerhaufen um sich sammeln. Dem Christen aber, der wie wir aus der Ferne (in die Nähe darf er nicht) in dieses „irdische Paradies" blickt, das nach der Versicherung der arabischen Dichter ganz nah am Himmel liegt, entschwinden wohl leicht, wenn die Neugier so gut es geht befriedigt ist und er sinnend noch stehen bleibt, alle diese Herrlichkeiten vor den Bildern welche seine Phantasie ihm hinmalt. Er sieht dann vielleicht einen bärtigen Mann mit Feuerbrand und Messer in den Händen und einen Knaben mit Holz den noch wilden Hügel heraufkommen, und den erstern schweigend einen Altar aufrichten (1 Mos. 22), oder einen prachtvollen Tempel, großartiger um vieles als die Moschee, vor sich aufsteigen, umgeben von unabsehbarer Volksmenge, und hört einen König beten: „Ach Herr, laß deine Augen offen stehen über dies Haus Nacht und Tag!" (1 Kön. 8, 14.); oder er sieht denselben Tempel in Trümmer zerfallen und einen Propheten in härenem Gewande darüber hinschreiten (Klagel. 1, 4.); oder es kommen Bauleute, die einen neuen Grund legen und Priester stehen da mit Trompeten und Leviten mit Cimbeln und singen mit einander, daß der Herr gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet über Israel (Esra 3, 10.). Endlich aber wird ihm der Tempel zu einem Feuermeer und ein Siegesjauchzen übertost das Prasseln der Flammen und in endlosem Jammergeschrei erstirbt hinwiederum das Siegesjauchzen. Das ist das Blut des Gerechten, das solch Zerstören anrichtet! (Matth. 24, 15—20). Oder er sieht endlich die jetzige Moschee, aber mit einem goldenen Kreuze darauf statt des Halbmondes, und christliche Ritter im Hofe Wache halten und christliche Priester nach dem Heiligthum schreiten, und hört das Te Deum aus dessen Innerem schallen. So war's zu Ende des 11. und den größten Theil des 12. Jahrhunderts hindurch. Aber 1187 warf Saladin das goldene Kreuz wieder herab und seitdem blickt von neuem der Halbmond stolz auf die Stadt herab, die dem Juden, dem Christen und dem Muslim heilig ist; doch Letzterem nicht ganz ohne schreckhafte Ahnungen, wegen deren einer man sogar beständig sorgfältigst Wache hält. Es verhält sich damit folgendermaßen.

Von dem Goldenen Thore, das ehemals vom Tempelplatze durch die große Stadtmauer in das Thal Josaphat führte und der Ueberlieferung nach dasselbe ist, durch welches der HErr seinen Einzug in Jerusalem hielt, ging unter den Muslim seit ihrer Besitznahme der Stadt die Sage, es werde einst ein König durch dasselbe einziehen, der sich nicht allein zum Herrn Jerusalems, sondern des ganzen Erdkreises machen werde. Und in Folge dieser Sage wahrscheinlich fanden es die Kreuzfahrer



vermauert. Sie öffneten es für die Palmsonntagsprocessionen; kaum war aber Saladin wieder in Besitz der Stadt gekommen, so wurde es von neuem vermauert, wie es die Ansicht auf unsrer Tafel darstellt. Und in der Furcht, daß die Sage dennoch in Erfüllung gehen könne, verlassen sich jetzt die Türken nicht auf das feste Mauerwerk allein, sondern haben beständig eine Wache in einem nahen Thurme stehen, von dem man das Goldene Thor überblicken kann. — Neben dem Thore sehen wir türkische Gräber. Denn da die Muhamedaner sowohl als die Juden nach Joel 3, 7. meinen, daß hier zwischen dem Tempelplatze und Oelberge der Schauplatz des göttlichen Endgerichts zu suchen sei (nach der Sage der erstern wird Mohamed auf dem oben am Goldenen Thor herausragenden Säulenkopfe sich niederlassen, wenn er mit dem „Sohne der Maria", der sich gegenüber auf den Oelberg stellen wird, zum Weltgerichte kommt), so tragen sie eifrigst Sorge daß ihre Gebeine in möglichster Nähe bestattet werden, und es reihet sich deshalb an der ganzen Tempelmauer hin ein muhamedanisches Grab an das andere, während die flachen Leichensteine der Juden den gegenüberliegenden Abhang des Thales, nach dem Oelberge zu, von unten bis oben überkleiden. Hinten ist das Stephansthor bemerkbar, vor dem die Ueberreste eines alterthümlichen Thurmes liegen, in welchen ein neuerer Reisender das Schafthor des Nehemia (3, 1.) wiederzuerkennen glaubte. Auch heute noch bringen die Söhne der Wüste von der Ostseite her ihre Schafe zum Verkauf in die Stadt.

Ueber dem Bilde des Goldenen Thors haben wir noch einmal den Brunnen Rogel vor uns, den wir bereits auf dem Mittelbilde aus der Ferne sehen. Die Legende erzählt, daß an diesem Orte während der Gefangenschaft bis zur Wiederherstellung des Tempels das Feuer aus demselben durch Nehemia erhalten wurde und deshalb nennen ihn die europäischen Mönche den Quell des Nehemia. Die orientalischen nennen ihn Byr Eyub, oder Brunnen des Hiob. Bis ins 16. Jahrh. hieß er En-Rogel oder Brunnen der Kundschafter, weil Jonathan und Ahimaaz als Kundschafter von dem flachen Felde der Wüste her bis zu ihm vordrangen. Ueberhaupt dürften wenige Gegenstände in Jerusalem Ansprüche auf so hohes Alterthum haben. Er wird schon im Buch Josua bei der Aufstellung der Grenze zwischen den Stämmen Juda und Benjamin erwähnt. Und als Adonias zum König gewählt war, gab er ein Fest zu En-Rogel oder, wie Josephus sagt, „außerhalb der Stadt, bei dem Brunnen im Königsgarten." Der 125 Fuß tiefe Brunnen ist mit enormen Steinblöcken ausgemauert; darüber steht ein kleines, sehr geringes Bauwerk mit zwei steinernen Wasserbehältern.

Die Bilder zu beiden Seiten oben führen uns nun noch einmal nach Galiläa, dem Hauptschauplatze des irdischen Wandels unseres HErrn. In dem einen blicken wir von dem Wege von Jerusalem nach Nazareth über einen Theil der Ebene Jesreel, dieses großen Schlachtfeldes des heil. Landes, hinweg nach dem Tabor, den die Ueberlieferung, freilich ohne einen gewissen Grund, als den Ort bezeichnet, wo der HErr in Gegenwart der drei Jünger verklärt wurde (Matth. 17.) und dessen

Gipfel deshalb von den Pilgern aus der lateinischen und griechischen Kirche stets besucht wird. Nach unserm Standpunkte zu, südwestlich vom Berge, hat dieser fast die Form eines Kugelabschnitts, weiter nach Nordwesten dagegen mehr die Gestalt eines abgestumpften Kegels. So steigt er ungefähr 1000 Fuß hoch aus der Ebene empor. An mehreren Stellen sieht man noch Reste von Terrassen, die ehemals an den Abhängen angebracht waren, auf dem Gipfel aber, der etwa eine halbe Stunde im Umfange hat, die Trümmern einer befestigten Stadt.

Das andere dieser Bilder zeigt uns Tiberias am Ufer des Sees Genezareth, in der Ferne aber rechter Hand die Höhe, auf der Safed liegt, nach welchem der HErr sehr wohl mit Fingern weisen konnte, als er in der Nähe des Sees zu den Jüngern sprach: „Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein." (Matth. 5, 4.).

Das letzte Bild unsrer Tafel endlich versetzt uns nach Gaza, einer der 5 Philisterstädte, vom Stamme Juda eingenommen, dann aber wieder in die Macht der Philister gefallen; zur Zeit des Jeremias von einem der Pharaonen erobert, weil seine Lage es zum Schlüssel Palästinas und Syriens von Aegypten aus machte; von Kambyses, als er in Aegypten einfiel, zu seiner Schatzkammer erkoren; endlich wieder von Alexander auf dessen Zuge nach Asien nach fünfmonatlicher Belagerung eingenommen, wobei der größte Theil seiner Einwohner umgebracht wurde. Die Stadt liegt ungefähr eine halbe Meile vom Meere auf einem Hügel, welcher am Fuße 2 Meilen Umfang hat und sonst von Festungswerken umgeben gewesen zu sein scheint. Von weitem gewährt sie einen imposanten Anblick; sobald man aber hineinkömmt, schwindet die gute Idee, die man sich gemacht hatte, wie das bei den Städten des Orients gewöhnlich der Fall ist. Kein einziges Gebäude ist mehr übrig, das eine Vorstellung von der alten Größe Gazas geben könnte. Aber die Marmorblöcke, die man sehr häufig zu den Mauern der Häuser verwendet sieht, legen sicheres Zeugniß von altem architectonischen Reichthume ab; besonders scheinen die 7 Moscheen der Stadt vorzugsweise aus Resten von alten Baudenkmälern erbaut zu sein. Als der englische Maler Roberts, nach dessen Zeichnung unsre Ansicht radirt ist, durch eine halb verfallene Vorstadt ritt, bemerkte er eine Anzahl schöner Säulencapitäle eins auf das andere gelegt, um die Wände einer Hütte zu bilden. Die Einwohner zeigen die Orte, wo Simson die Flügel des Stadtthores aushob (Richt. 16, 3.) und wo er sie hintrug. Der letztere Ort ist der Hügel rechts im Vordergrunde unsrer Ansicht, auf welchem das kleine Gebäude mit drei Kuppeln steht.

36. Asiatische Türkei. Tafel IV.

Von dem allgemeinen Verfall, in den die alten blühenden Städte Kleinasiens, Syriens, Mesopotamiens und der übrigen jetzt unter türkischer Herrschaft stehenden Länder von Westasien gerathen sind, macht Damaskus, die „Perle des Orients,"

von den Arabern für eins der vier irdischen Paradiese gehalten, die glänzendste Ausnahme. Mitten in einem weiten, reich bewässerten Thale ruht es, wie wir im Mittelbilde dieser Tafel sehen, lieblich in einem dichten Kranze von Baumgärten, deren herrliche Früchte weit und breit in großem Rufe stehen. Und dieser paradiesischen Natur verdankt es wohl auch, nächst seiner für den Karavanenhandel sehr geeigneten Lage, seine Dauer seit den ältesten Zeiten, seine unverwüstliche Blüthe. Im 7. und 8. Jahrh. hatten hier die Kalifen aus dem Hause Ommiah ihren Sitz; später gegen Ende des 12. Jahrh. der hochherzige Sultan Saladin. Aus jenen Zeiten des höchsten Glanzes besitzt die Stadt noch viele schöne öffentliche Gebäude, wie die Hauptmoschee, ungefähr in der Mitte unseres Bildes, ursprünglich ein christliches Heiligthum (Kathedrale des heil. Johannes), aber vom Kalifen Walid so verändert, daß sie jetzt ganz den Charakter eines arabischen Bauwerks hat; den für die Aufnahme der Karavanen bestimmten Khan, eine ungeheure, von einer schönen Kuppel überdeckte Säulenrotunde; den Palast des Pascha und andere. Vor Allem aber zeichnet sich Damaskus in seiner äußern Erscheinung durch wohlgepflasterte und auf beiden Seiten mit Platten für die Fußgänger versehene Straßen (eine fast unerhörte Sache im Orient), wie durch die Pracht und Schönheit seiner Kaffeehäuser aus, von denen viele auf Pfählen in dem durch die Stadt fließenden Barraady erbaut sind, so daß die Frische des Wassers während der Tageshitze die Gäste erquickt. Die Häuser sind von außen einfach, im Innern aber mitunter überaus prachtvoll. Die jährliche große Pilgerkaravane nach Mekka, zu der sich oft gegen 50,000 Menschen aus allen Gegenden der Türkei hier versammeln, und die vielen andern Karavanen nach Bagdad, nach Aleppo (zweimal monatlich), nach Beirut (wöchentlich) und andern Orten, so wie die berühmten Säbel- und viele andere Fabriken, das herrliche Rosenöl und die künstlichen Perlmutterarbeiten die hier verfertigt werden, die ausgezeichneten Rosinen und andere Erzeugnisse der Stadt und ihrer Umgegend machen den Handel äußerst lebendig.

Auch die altphöniziſche Seestadt **Beirut**, die ferner unsere Tafel uns zeigt, mit ihren üppigen Gärten, in denen Hunderte von Landhäusern aus dem dunkeln Grün der Maulbeer- und Feigenbäume freundlich hervorblicken, überaus lieblich zwischen dem Meere und dem Fuße des herrlichen Libanon gelegen, hat noch einen guten Theil ihres ehemaligen Glanzes bewahrt. Sie ist der belebteste Handelsplatz Syriens, der Mittelpunkt des europäisch-syrischen Handels, obgleich ihr Hafen so versandet ist, daß die Schiffe in ziemlicher Entfernung vom Lande Anker werfen müssen. Dazu hat sie selbst viel Seidenbau, Seiden- und Baumwollenweber, Gold- und Silberarbeiter. Dagegen ist das nahe **Tyrus** (jetzt Sur), die Stadt welche einst die Königin der Meere genannt wurde, die „allerschönste,“ deren Kaufleute „Fürsten“ waren (Jesaias 23, 8.), zu einem unbedeutenden, erst in neuerer Zeit sich wieder etwas hebenden Orte zwischen mächtigen Trümmern, wie unser Bild sie zeigt, herabgesunken. Etwas beträchtlicher ist bis jetzt noch das einst eben so reiche **Sidon** (Saida), doch nimmt dasselbe in jüngster Zeit immer mehr ab.

Ein ganz eigenthümliches Leben waltet in dem altberühmten, von den heiligen Sehern und Sängern von Moses an (5 Mos. 3, 25) so oft als Bild der Majestät und Anmuth genannte Doppelgebirge des Libanon, das in schönen Formen hinter den eben genannten Städten emporsteigt und in dessen Inneres uns die beiden Randbilder unten führen. Hier sind die klippen- und schluchtenreichen Berge wie mit Ortschaften und Klöstern übersäet, zwischen denen reicher Baum- und Pflanzenwuchs jede Stelle bedeckt, wo er von Natur möglich ist oder durch Anlage von Terrassen ermöglicht werden konnte. Ueberall findet man Gruppen von Silberpappeln, Platanen, Eichen, Akazien, hier und da auch noch einige uralte Cedern und eine Palme, überall kleine Getreidefelder und Anpflanzungen von Wein, Feigen-, Oel- und Maulbeerbäumen, zu deren Bewässerung die „Brunnen lebendigen Wassers" (Hohel. 4, 15.), an welchen der Libanon so reich ist, oft weit her über klaffende Schluchten und an den Bergwänden hin geleitet sind. Und überall wird der Reisende durch diese Zeichen einer zahlreichen und betriebsamen Bevölkerung von neuem überrascht, denn ihre Lage zwischen, an und auf den Felswänden und das den letztern selbst entnommene Material zu den Häusern (ein weißlicher Kalkstein, welcher auch dem Gebirge seinen Namen gegeben hat, der „Weißstein" bedeutet) lassen aus der Ferne nur selten einige Gebäude oder einige grüne Streifen gewahren. Jeder Theil des Gebirges stellt sich von weitem so dar, als bestände er nur aus ungeheuren, nackten und schroffen weißlichen Felsmassen mit jähen, wilden Schluchten dazwischen.

Was eine so zahlreiche Bevölkerung in diese zwar fruchtbaren aber nur mit vieler Mühe auszubeutenden Berge geführt hat, ist dasselbe Gefühl dem auch so viele andere Gebirgsgegenden blühende Sitze der Menschen verdanken, die Liebe zur Freiheit. Sie führte im 8. Jahrhundert die Maroniten, eine christliche Secte welche die griechischen Kaiser zu unterdrücken strebten, wie um das Jahr 1000 die Drusen, eine ebenfalls verfolgte muhamedanische Secte, hierher und beide haben nun Jahrhunderte neben und durch einander gewohnt, zwar oft in Streit und Kampf, doch ohne, bei ungefähr gleicher Stärke, sich allzuschwere Wunden zu schlagen, und dann auch oft wieder in Frieden, den in neuerer Zeit häufiger Uebertritt von Drusen zum Christenthum mehr und mehr zu befestigen scheint; gegen Unterdrückung durch die Türken aber stets glücklich ankämpfend. Zwar zahlen sie beide den letztern Tribut, auch ist der Emir der Drusen, der seinen Sitz in Beteddein bei ihrer Hauptstadt Deir el Kamr (s. das Bild rechts), wie der Patriarch der Maroniten, der seinen Sitz in dem an die steile Felsschlucht des Kadischa angeklebten Kloster Kanobīn im nördlichen Libanon hat, und ihr Kaimakam einem türkischen Pascha verantwortlich; doch sind sie bei ihrer halb demokratischen Verfassung ungleich glücklicher daran als die Bewohner der syrischen Ebenen, von denen die türkische Regierung nicht mehr als den vierten Theil der Erndte in Anspruch nimmt, abgesehen von den vielen heillosen Plackereien, welche sich die Unterbeamten obendrein erlauben. Was Wunder daher, wenn sie

auch jetzt, wo die religiöse Verfolgung längst sehr abgenommen, ja so gut wie aufgehört hat, und wo in der That viele Maroniten in allen Städten von Haleb bis nach Nazareth wohnen, doch der Mehrzahl nach fortfahren, die dem harten Felsen mühsam abgerungenen Stückchen Landes zu bebauen und den gewonnenen Ueberfluß an Wein, Feigen, Gummi-Tragant und andern Gaben des Pflanzenreichs, wie die Erzeugnisse der emsig betriebenen Seidenzucht, auf schwindelerregenden Pfaden nach Beirut zu bringen. Auch dem Papst gegenüber, dem sie in kirchlicher Hinsicht unterworfen sind, haben die Maroniten sich große Freiheiten zu bewahren gewußt. So wählen sie z. B. ihren Patriarchen selbst, und ihre Weltgeistlichen sind meist verheirathet. Das große blecherne Horn, das wir bei den Ansichten von Beirut und Deir-el-Kamr auf dem Kopfe der Drusenfrauen sehen, den weit herabhängenden Schleier haltend, und das früher auch die Männer getragen haben sollen, hat man bis jetzt vergeblich versucht mit ihrer Religion in irgend einen Zusammenhang zu bringen; doch ist auch keine andere Entstehungsart dieser so sehr eigenthümlichen Tracht aufgefunden worden.

Die Ansicht von Bagdad führt uns nun nach den Gegenden wo die ältesten Reiche der Erde, das Assyrische und Babylonische, am Euphrat und Tigris hin sich ausbreiteten, mit enormer Bevölkerung, mit Städten von ungeheurer Ausdehnung und voll großartiger Bauwerke. Ninive soll drei Tagereisen lang gewesen sein, Babylon am Euphrat, etwas südlich von der Stelle wo jetzt Bagdad, 100 Thore gehabt haben, einen Umfang von 12 Meilen. Aber nicht allein diese Städte sind gänzlich in Trümmer gesunken (Ninive in so unscheinbare, daß man über seine eigentliche Lage Jahrhunderte lang in gänzlicher Ungewißheit gewesen ist und erst in neuester Zeit von einigen gelehrten Reisenden — Botta, Layard und Place — unternommene Ausgrabungen die Vermuthung, einige Ruinenhaufen in der Nähe von Mossul, auf der andern Seite des Tigris, seien seine Ueberreste, als richtig erwiesen haben), sondern selbst viele von ihren Eroberern und Zerstörern nach dem Sturze jener Reiche neugegründete, wie das macedonische Seleucia und das parthische Ktesiphon am Tigris, sind schon längst wieder verfallen. Das Land aber zwischen den beiden Strömen, das alte Mesopotamien, das die betriebsamen Babylonier, die jährlichen Ueberschwemmungen des Euphrat benutzend, durch eine Menge Kanäle und Dämme zum herrlichsten, zweihundertfältige Frucht tragenden Kornlande gemacht hatten, zeigt nur noch durch den prächtigen grünen Teppich, mit dem es sich während des kurzen Frühlings schnell bedeckt, daß jene enorme Fruchtbarkeit kein Mährchen ist während es, sobald der Sommer kommt, in den meisten Gegenden zu einer dürren Wüste wird, die nur raubgierige Kurden und Araber durchziehen. Die wichtigsten Städte dieses Theiles des türkischen Reiches sind jetzt: Diarbekr, Urfa (das in der Geschichte der Kreuzzüge oftgenannte Edessa, und vielleicht das alte Ur, aus dem Abraham nach Haran zog), Mossul, Basra, und vor allen Bagdad, einst der große, glänzende Sitz der Abassiden (prachtvoll besonders zu den Zeiten Harun al Raschids und Almamuns) und der Hauptschau-

platz der Mährchen der 1001 Nacht. Die Stadt hat noch immer, obgleich sie vom 13. bis zum 17. Jahrh. dreimal von Mongolen, zweimal von den Persern und zweimal von den Türken verwüstet wurde und von daher auch noch zum Theil in Trümmern liegt, eine sehr zahlreiche, an 80,000 Köpfe starke, gewerbfleißige Bevölkerung und ist der Mittelpunkt des ganzen Handels mit Persien, Turkestan, Arabien und Indien, durch Mauern, feste Thürme, tiefe Gräben und eine starke Citadelle gut geschützt. Ihre Bauart gibt ihr mehr das Ansehen einer persischen als einer türkischen Stadt. Das sonderbare Bauwerk im Hintergrunde ganz links möchte vielleicht das große Grabmal sein, das Harun al Raschid hier seiner geliebten Gemahlin Zobeide errichten ließ.

Unter den verschiedenen Bewohnern des östlichen Theiles der asiatischen Türkei, welche auf unsrer Tafel dargestellt sind, gehört der Osmane von Mardin der Landschaft Mesopotamien, dem jetzigen Eyalet Al-Djesira an. Die Stadt Mardin liegt in der Nähe von Urfa.

Die Armenier sind in dem großen Hochlande zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere und dem Kaukasus und Taurus, dessen höchster Gipfel der Ararat ist und in welchem der Euphrat und Tigris ihre Quellen haben, ansässig, neben Persern, Russen, Turkomannen und Kurden. Im Alterthume bildeten sie in diesem ganzen Lande ein selbständiges Reich, aber durch ihre ganze Geschichte zieht sich Unterjochung auf Unterjochung hin, durch die Meder und Perser, die Seleuciden- und Sassaniden-Herrscher, die Mongolen und Türken, und jetzt steht ein Theil von ihnen unter der Herrschaft der Osmanen (seit 1522), ein anderer unter dem Russischen Reiche, dem auch die Perser in neuester Zeit ihr seit 1472 in Armenien besessenes Gebiet abtreten mußten. Auch haben sie in manchen andern Gegenden dieser Reiche und in Persien, Indien, Afrika, ja selbst in Amerika, mehrere Kolonien gegründet, denn sie sind ein sehr intelligentes Volk, tüchtig besonders in Handel und industriellen Unternehmungen. Gleich ihr Aeußeres zeichnet sie vortheilhaft vor den übrigen von den Osmanen unterjochten Völkern aus.

Die Kurden, von denen wir zwei aus der abgeschlossenen Kaste der Assireta oder Sipah (Krieger) in ihrer eigenthümlichen Tracht und einige Frauen beim Tanze vor uns haben, wohnen an den südöstlichen Abhängen desselben Hochlandes, bis nach Persien hinein. Sie sind von allen räuberischen Nomaden des westlichen Asiens die entschlossensten, verwegensten und grausamsten, wie denn auch ihr Name im Persischen „stark, tapfer", im Georgischen „Räuber" bedeutet. Schon vor Alters waren sie durch ihr wildes, unbändiges Wesen und ihre Raubzüge gefürchtet und weder die türkische noch die persische Regierung, auf deren Gebieten sie hausen, hat bis jetzt die Macht besessen sie in dauernder Abhängigkeit zu erhalten. Ein Theil ist als Ackerbauer ansässig.

Der Mann vom Stamme Jof (oder Djof) gehört zu den weniger gefürchteten räuberischen Beduinen, die auf der andern Seite der Euphrat- und Tigrisebene in der Syrisch-Arabischen Wüste hausen, in mehrere Stämme unter beson-

deren Scheiks getheilt und zum Theil durch einen Tribut, den der Pascha von Damaskus ihnen zahlt, vom Plündern der von dort ausgehenden Karavanen abgehalten. Der Stamm Djof hat Wohnsitze in einer Oase an der Karavanenstraße von Damaskus nach Derrayeh im Lande der Wahabiten, welche letzteren uns die nächste Tafel vorführt.

37. Arabien.

Diese schon im höchsten Alterthume wegen ihres Weihrauchs und ihres Balsams berühmte, übrigens zum größten Theil unfruchtbare Halbinsel wurde im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts die Wiege des Islam und damit ein Land von großer Bedeutung in der Weltgeschichte. Mekka war der Geburtsort Mohameds und ist als solcher die heiligste Stadt der Bekenner seiner Religion geworden, deren jeder wenigstens einmal in seinem Leben eine Pilgerfahrt hierher machen muß. Zugleich ist es der Mittelpunkt der muselmännischen Traditionen, denen zufolge Ismael, Abrahams mit seiner Mutter Hagar verstoßener Sohn, sich hier niederließ und der Stifter des Stammes der Koreischiten ward, aus welchem Mohamed entsproß. Abraham, so sagen die Araber, soll mehrmals den geliebten Sohn in Mekka besucht und den Tempel der Kaaba errichtet haben, der seitdem fortwährend der Gegenstand der Verehrung der Gläubigen war. Dieses Heiligthum, von einem kostbaren schwarzen Teppiche bedeckt, welchen seit dem Falle der Kalifen von Bagdad und der Mamelukensultane in Aegypten der Großherr jährlich von Konstantinopel sendet, nimmt die Mitte unsrer Ansicht von Mekka ein, umgeben von Brunnen, wo die Pilger (Hadschi), deren besondere Tracht von weißer Farbe rechts neben dem Mittelbilde dargestellt ist, sich reinigen, und von verschiedenen Hallen und Kanzeln, wo sie die heiligen Gebräuche verrichten; das Ganze eingeschlossen von einem colossalen bedeckten Gange, die heilige Moschee genannt, in den eben die große jährliche Pilgerkaravane durch die Bab-al-Salâm (Pforte des Heils) einzieht. Die offene, aber von drei Citadellen beschützte Stadt trägt das Gepräge des Reichthums, welcher ihr fortwährend durch die vielen Pilger zufließt, die meist in der unverschämtesten Weise übertheuert werden.

Mit dem Falle des großen Reiches der Abassiden, dessen Mittelpunkt Bagdad war, zerfiel Arabien in viele kleine Herrschaften unter Emiren und Imâms (Vorstehern), welche die osmanischen Türken in jahrhundertlangen Kämpfen (zuletzt besonders mit den Wahabiten, einer neuern reformatorischen Secte des Islam in der Mitte der Halbinsel, die sogar zu Anfang dieses Jahrhunderts einen großen Theil des übrigen Arabiens eroberten und ihre siegreichen Waffen bis nach Damaskus und Bagdad trugen) nie ganz unter ihre Botmäßigkeit bringen konnten, so daß, während in einem Theile des Innern und der Ostseite des Landes die eben genannten Wahabiten unter eigenen Häuptlingen stehen, von denen einer in unsren Randbildern in seiner Nationaltracht erscheint, und auch der Süden und Süd-Osten größtentheils von unabhängigen Imams beherrscht wird, der Norden

aber nebst der Sinai-Halbinsel der Raubsucht der Beduinen preisgegeben ist, die Herrschaft der Türken sich nur auf Mekka mit seinen Umgebungen und auf einen schmalen Strich Landes an der südwestlichen Küste beschränkt. Hier liegen außer Mekka noch Djidda, ein ansehnlicher und reicher Handelsplatz in der Nähe Mekkas am Meere und deshalb der große Sammelplatz sämmtlicher zu Schiffe anlangenden Pilger nach den heiligen Orten der Moslems; Medina, wohin der Prophet flüchtete, als er aus Mekka vertrieben wurde, und wo auch sein Grab ist; und Akkaba, in dessen Nähe das berühmte Ezion-Gebr lag, aus dessen Hafen Salomo phönizische Schiffe nach Ophir (dem fernen Südland) aussandte, um Gold, Sandelholz, Elfenbein u. s. w. zu holen. Hier sammeln sich jetzt gewöhnlich die Pilger, die aus Aegypten und der Berberei nach Mekka wallfahrten, und zu ihrem Schutze hauptsächlich ist das auf unserm Bilde dargestellte Fort angelegt worden. — Von den unabhängigen Fürsten des Südens von Arabien sind der Imam von Sana oder Yemen, dessen Land den berühmtesten Kaffee und die meisten Specereien Arabiens liefert, und der von Maskât in Omân die mächtigsten. Die Hauptstadt des letztern, von der unsre Tafel uns die gut befestigte Einfahrt in den Hafen zeigt, ist der Hauptstapelplatz für alle Waaren die von Indien in den persischen Meerbusen kommen, und ein Mittelpunkt des Handels mit den Perlen, welche in diesem Meerbusen, der viele Perlenbänke hat, gefischt werden.

Die kleinen Darstellungen neben dem Mittelbilde zeigen uns die arabischen Trachten in den verschiedenen Gegenden und Ständen. Bei der des Priesters (Ulema, Imâm) aus Djidda und des danebenstehenden, dem weltlichen Stande angehörenden Einwohners derselben Stadt müssen wir uns den Ueberrock (Benisch), falls es Winter ist von gutem Tuche, sonst aber von leichtem Seidenstoffe, den mit einem Kaschmirgürtel gebundenen Rock aber (Dschubbe) von schwerem, glänzendem Seidenzeuge (bei dem Priester von grüner Farbe) denken, die Turbane von Muslin, die Schuhe von gelbem Corduan; denn in Mekka und Djidda herrscht die üppigste Genuß- und Prunksucht, wie kaum in irgend einer andern Stadt des Orients, trotz der feierlichen Verbote des Korans. — Den Beduinen, die wir auf Taf. 33 im Plündern eines Trupps von Reisenden begriffen sahen, können wir hier in ihren Zelten, wo das heilig gehaltene Gastrecht uns schützt, ohne Gefahr einen Besuch abstatten, bei dem wir auch die Tracht ihrer Frauen kennen lernen und, während einer der Beduinen aus einem Wasserschlauche zwei baktrische Kameele (Trampelthiere, mit zwei Höckern) tränkt, Gelegenheit haben, die Verschiedenheit in der Bauart zwischen dieser starkknochigen, schwerfälligen, und der einhöckerigen leichtern Kameelart (dem Dromedar) in dem Bilde darüber zu bemerken. — Auch die Männer- wie die Frauentracht auf der Sinai-Halbinsel (sonst das Peträische Arabien genannt) wird uns vorgeführt, letztere unten an der Quelle, wo die Frauen Wasser schöpfen, und neben der wir auch die Dattelpalme, welche die Ansicht von Akkaba uns im Zustande der Cultur zeigt, in der Gestalt sehen, die sie in der Wildniß hat, der ganze Stamm von herabhängenden Zweigen dick eingehüllt.

Noch haben wir drei größere Bilder aus der Sinai-Halbinsel übrig. Zwei davon sind den überaus merkwürdigen Ruinen der im Wadi Musa (Thal des Moses) gelegenen einstigen Hauptstadt des schon zu Alexanders Zeiten mächtigen und blühenden Reiches der Nabathäer gewidmet, das Trajan den Römern unterwarf — den Ruinen von Petra. Die ganze Breite des Thales ist ein großes Trümmerfeld, und an den Felsen, die achtzig und mehr Fuß, an manchen Stellen bis zu 250 Fuß hoch steil emporsteigen und von mehreren Seiten nur enge Schluchten zum Eingange lassen, wie an den Seitenwänden dieser Schluchten selbst, sind überall Tempel, Grabmäler, ein Theater und andere Gebäude ganz in das Gestein gehauen, oder vielmehr aus dem Gestein herausgehauen, alles höchst großartig, in einer anziehenden Mischung von ägyptischem, griechischem und römischem Baustyle. Das durch seine geschützte Lage in einer solchen engen Schlucht am besten erhaltene Denkmal dieser Art ist dasjenige, welches unser Mittelbild darstellt und dessen Name „der Schatz Pharaos" von der arabischen Sage herrührt, daß der Schatz eines alten Königs von Aegypten in der auf dem Gipfel des Monuments stehenden Urne eingeschlossen sei.

Das dritte jener Bilder stellt eins der berühmtesten griechischen Klöster dar, das der heil. Katharina am Fuße des Sinai, mit einer vom Kaiser Justinian erbauten Kirche, die auf der Stelle stehen soll wo Moses den Busch in einem Feuer flammen sah. Es ist zum Schutz gegen die räuberischen Beduinen mit starken, 40 Fuß hohen Mauern umgeben, an denen sonst Jeder, der in das Kloster wollte, in einem Korbe an Seilen hinaufgezogen wurde, da die Mönche bei jedem Aufthun einer Pforte gewaltsames Eindringen von Beduinen fürchteten. Jetzt sind sie etwas weniger ängstlich, öffnen aber doch Fremden nicht eher die kleine wohlverwahrte Nebenpforte, als bis sie sich durch die hinaufgezogenen Päße derselben von ihrer Unverdächtigkeit überzeugt haben. Die Aussicht von der Terrasse des Klosters ist eben so herrlich wie interessant. Hier schweift der Blick in die von hohen Gebirgsmauern eingefaßte Ebene Rahah frei hinaus, während links und rechts das engere Thal Schueib (oder Thal des Jethro, 2 Mos. 3, 1), in welchem das Kloster liegt, vom Horeb und vom Djebel ed Deir begränzt, hinten aber vom Djebel Monajah traulich geschlossen wird. Den mit dem Horeb eine Bergmasse bildenden Djebel Musa — den Berg der Gesetzgebung — sieht man hier nicht.

38. Iran und Turan.

Iran ist bekanntlich der Gesammtname des großen Tafellandes, das sich von dem Armenischen Hochlande und den Bergzügen aus, die nordöstlich von der Euphrat- und Tigris-Ebene emporsteigen, zwischen dem Elbrus und Hindu-Kusch im Norden und den Gebirgen am Persischen Meerbusen und Indischen Ocean entlang im Süden, bis an die steil in die Indusebene hinabfallenden Bergketten des Brahui-Gebirges und des Soliman-Khu erstreckt. Der größte Theil dieses weitausgedehnten Tafellandes, zu dem man von allen Seiten her nur durch schwierige

Gebirgspässe emporsteigen kann, ist von keinem Flusse bewässert und hat allein Thon- und Kiesboden, mit so viel Salztheilen, daß dieselben in den Gegenden wo sich mitunter etwas Feuchtigkeit sammeln kann, von der Sonne krystallisirt werden und weite Strecken mit einer weißen Kruste überzogen haben. Alles ist hier Steppe oder gänzlich unfruchtbare Salzwüste. Desto herrlicher und fruchtreicher aber sind dagegen die bewässerten und mit gutem Boden beschenkten Gegenden, die sich meist an den Rändern, in der Nähe der umgebenden Gebirge, und auf den Terrassen und in den Thälern der letztern finden. Hier mildert die hohe Lage die Hitze des Klimas, hier ist der Himmel fast immer unbewölkt und heiter, die Luft so rein und trocken, daß selbst an glänzend polirtem Metalle, man mag es auch lange im Freien liegen lassen, nicht leicht eine Spur von Rost wahrzunehmen ist. So kömmt es denn daß hier eine Menge unsrer wichtigsten Kulturpflanzen, wie Weizen, Roggen, Hanf und Flachs, fast wild wachsen, südlichere, wie Granat-, Citronen-, Aprikosen-, Mandel- und Nußbäume und die Baumwollenstaude, bei äußerst geringer Pflege vortrefflich gedeihen, und daß der Mensch hier äußerst kräftig und wohlgebildet ist. Auch hat das Land eine großartige Geschichte. Denn von seinem Südwestrande stiegen in der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. unter Cyrus die Perser herab und eroberten Medien, Babylonien, fast ganz Westasien, alle diese Länder zu einem der größesten Weltreiche verbindend, das Kambyses, Darius Hystaspis und Xerxes auf der einen Seite bis nach dem Indus, auf der andern über Egypten hinaus der Nordküste Afrikas entlang und in Europa über Thracien und Macedonien ausdehnten, bis das Glück des letzten unter ihnen an der Freiheitsliebe und Kriegskunst des kleinen Griechenlands zerschellte (Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.) Und wiederum erblühete hier, nachdem das alte Reich von Alexander d. G. zertrümmert worden und den Seleuciden das Reich der Parther in der Herrschaft über diese Gegenden gefolgt war, um 220 n. C. das mächtige Reich der Sassaniden, welches das Partherreich stürzte (wie das erste Perserreich zuerst das Medische, dem es unterthan gewesen, gestürzt hatte), die Hunnen überwand und fast 400 Jahre lang wuchs, vom Mittelmeer bis zum Indus, vom Sir (Jaxartes) in der Mitte Turans bis nach Arabien und Egypten, bis die Siege des griech. Kaisers Heraklius über Khosru II. seine Macht brachen und der Kalif Omar eine leichte Beute an seinem westlichen Theile machte (636). Von der andern Seite des Tafellandes aber, wo bald auch die Araber, später aber die Afghanen, ursprünglich nomadische Horden im Solimansgebirge, sich zu Herren gemacht hatten, drangen erst jene und dann, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., diese in Hindustan ein und zerstörten hier das indische Radjathum, worauf die letztern über 300 Jahre lang das Land mit eisernem Scepter beherrschten, ganz Vorderindien aussaugend, bis sie dem noch grausamern mongolischen Eroberer Timur weichen mußten. (Diese blutigen Eroberungen sind in Wendts malerischen Wanderungen unter Vorderindien näher geschildert). — Timur eroberte auch ganz Iran und nach dessen Tode (1405) machten sich die nomadischen Turkomannen zu Oberherren, was sie in-

sofern im westlichen Theile (der östliche hat sich vor etwa 100 Jahren von neuem losgerissen und bildet jetzt die Reiche Afghanistan und Beludschistan), noch sind, als die jetzigen persischen Schahs von ihnen abstammen; im übrigen aber hat das alte Kulturvolk der Perser, freilich vielfach vermischt mit Arabern, Türken u. s. w. und hierdurch, wie hauptsächlich durch entsetzlich despotische Regierung, gegen früher moralisch tief erniedrigt, vermöge höherer Bildung und schneller wachsender Zahl (wie dies bei ansässigen Völkern im Verhältniß zu nomadischen gewöhnlich der Fall ist), nach und nach wieder die Oberhand gewonnen.

Die Perser, deren Trachten und Sitten uns auf mehreren sich selbst erklärenden Bildern vorgeführt werden, sind nebst den ihnen verwandten Armeniern und Parsen oder Guebern (Feueranbetern) die Bewohner der Städte und Dörfer, die Handel-, Gewerbe-, und Ackerbautreibenden, im allgemeinen Tadschiks genannt. Sie sind kräftig und wohlgebildet, ungleich feiner, bildsamer, lebhafter und gewandter als die Türken, dazu würdevoll, mäßig, tapfer. In Kleidung und Geräthschaften lieben sie, wie auch unsre Bilder zeigen, Eleganz und Pracht. Auch für Poesie haben sie viel Sinn und lassen sich gern die Großthaten ihrer Vorfahren in Prosa oder Gedichten von zünftigen Erzählern vortragen. Ihre wohlklingende, fein ausgebildete Sprache ist im ganzen Orient verbreitet. In Seidenbau, Arbeiten in Gold, Silber und Seide, Teppich- und Shawlweberei, Verfertigung von Säbelklingen und Saffian sind sie sehr betriebsam und geschickt.

Auch die Turkmannen, die noch jetzt nomadisch in großer Unabhängigkeit und kriegerischer Selbstständigkeit leben, in zahlreichen Tribus mit ihren Heerden auf allen Gebirgsrändern Persiens, besonders auf den nördlichen umherziehend, führt uns unsre Tafel vor. Außer ihnen leben noch Araber in den südlichen und, wie schon bei Taf. 36 erwähnt, Kurden in den nordwestlichen Gegenden als Nomaden. Sie alle werden zum Unterschiede von den Tadschiks Ihlats genannt.

Auch hier in Persien ist unter der wüsten Herrschaft der Mongolen und Türken alle alte Herrlichkeit in den Staub gesunken. Von den ältesten Hauptstädten Pasargädä und Susa (letzteres wahrscheinlich von Darius gegründet) sind nur noch wenige Trümmer im Thal Murgab bei Ispahan und in der Nähe von Suster zu finden. Unter jenen ist das auf unsrer Tafel abgebildete Bauwerk, welches man für das Grabmal des Cyrus hält.

Eben so erinnern an die ungeheure altpersische Königsstadt Persepolis, einst von 2 Millionen Menschen bewohnt, in deren, nachher von Alexander dem Großen zerstörten Regentenpalaste dieser Schätze gefunden haben soll, die nach unserem Gelde 120 Millionen Thaler betragen würden, nur einzelne, über eine große Fläche zerstreute Säulen, Pfeiler und Mauertrümmer, die man Tschil Minar (die 40 Pfeiler) nennt. Sie liegen in der Nähe von Schiras, welches als Mittelpunkt Persischer Kunst und Literatur mit den Gräbern der berühmten Dichter Saadi und Hafiz, und wichtig durch seine Industrie, einen Platz auf unserm Bilde gefunden hat. Die Ansicht erinnert durch ihre Lieblichkeit daran, daß Schiras

in einer herrlich blühenden, von Rosen duftenden Gegend liegt. Doch muß bei derselben bemerkt werden, daß die Stadt im Jahre 1853 durch ein Erdbeben zum Theil zerstört worden ist. Auch die spätere Königsstadt Ispahan, früher mit einer Einwohnerzahl von 6—700,000, besteht jetzt zum großen Theil nur aus Ruinen, wiewohl sie bis heute die wichtigste Handels- und Fabrikstadt Persiens ist (Residenz ist seit 1794 Teheran) und noch immer des Prächtigen viel aufzuweisen hat, wie den von Gold und Silber schimmernden und von reichen Malereien bedeckten Palast Tschihil-Situn (der vierzig Säulen), den El Meïdan Schah (Königsplatz), welchen unser Mittelbild darstellt, die große Königsmoschee oder Moschee Schah Hoseïns neben jenem Platze, mit ihren bronzenen, silbergarnirten Pforten, das Innere mit Jaspis und Porphyr ausgelegt, und viele andere großartige Bauwerke, von denen wir noch die Brücke von Allah-Verdi-Khan auf unsrer Kupfertafel abgebildet finden.

Noch bemerken wir auf derselben von Bauwerken in Persien vier Gräber und darunter mehrere Basreliefs in eine abgeglättete Felsenwand gehauen. Letztere werden Nakschi Rustam (das Bild Rustams) genannt, nach einem berühmten persischen Helden aus der Fabelzeit, dessen Name durch Rückert bei uns wohlbekannt ist. Diese Felsenwand liegt in dem Gebirge westlich von den Ruinen von Persepolis, und nicht weit davon finden sich noch drei ähnliche Gräber, deren eins unvollendet ist. Man hält diese sieben Grabstätten für die der sieben persischen Könige von Darius bis Darius Codomannus, da Diodor's Beschreibung derselben gut auf sie paßt. Die oben erwähnten Basrelifs, welche sich auf Rustam beziehen sollen, scheinen aus der Zeit der Sassaniden zu sein.

Aus Ost-Iran oder Afghanistan und Beludschistan, dessen Bewohner sich durch kriegerischen Geist und wilde Unabhängigkeitsliebe auszeichnen, haben wir eine Ansicht von Kabul, der Residenz eines Schahs, den die in viele patriarchalische Häuptlingsschaften unter Khanen zerfallenden Afghanen gewöhnlich als gemeinsames Oberhaupt anerkennen. Es ist eine große, stark befestigte Stadt in schöner, durch die nahen Berge des Hindu-Kusch gegen den Nordhauch geschützten Gegend mit dem mildesten Klima, wo die Granate und Olive so gut wie Trauben, Pfirschen und Aepfel gedeihen und in den Gebüschen Nachtigallen und Drosseln singen, wichtig als großer Wachs- und Honigmarkt und als Mittelpunkt der Karavanenstraßen aus dem nördlichen Hindustan nach Turan und Nordpersien. Die nach ersterem führt durch den Hochpaß von Bamiam, einer jetzt gänzlich verödeten Stadt, die aus einer ungeheuern Menge in die Felsen gebrochenen Höhlungen besteht und schon dieser Bauart wegen höchst merkwürdig, wahrscheinlich aber auch dieselbe ist, nach welcher Alexander der Große bei seinem Eintritte in das Gebiet der Baktrianer kam. Aus dieser wunderbaren Stadt zeigt uns unsre Tafel zwei ebenfalls in die Felsen gehauene riesenhafte Götterbilder, die an den Buddhismus erinnern, welcher ehemals in diesen Gegenden herrschte. Jetzt bekennt sich ganz Iran bis auf die christlichen Armenier zum Islam, aber die Afghanen und (meist

nomadischen) Beludschen sind, wie die Ihlats in Persien, fast alle Sunniten, die Tadschiks in letzterem Reiche Schiiten, und es besteht deshalb großer Religionshaß zwischen ihnen, weit größerer als gegen die Christen.

Auch die weiten Steppenflächen von Turan und die schönen Alpenthäler des benachbarten turkestanischen Hochlandes sind in den Besitz türkischer und turkmannischer Horden gefallen, die hier, wo einst Baktra, Samarkand, Taschkend und andere Städte als wichtige Kulturmittelpunkte Vorderasiens blüheten, der Barbarei zur Herrschaft verholfen haben, wie ihre Stammverwandten in den übrigen Ländern Südwest-Asiens und in einigen Theilen von Afrika und Europa. Dieselbe Rolle der Eroberer, wie die Osmanen in der Türkei und die Turkmannen in Persien, spielen in Turkestan oder der sogenannten großen Bucharei, nördlich vom alten Oxus (jetzt Amu-Daria), die Usbekischen Türken, der Bedeutung ihres Namens nach „eigene Herren", deren sehr malerische Tracht wir rechts vom Mittelbilde sehen, nur daß sie eine Menge von einander unabhängige Usbekenstaaten unter Khanen bilden, von denen Buchara der wichtigste ist; die Grundmasse der Bevölkerung aber sind hier wie in West-Iran die Nachkommen der Perser und Baktrier. Südwestlich vom Oxus hausen die Turkmannen, welche auch hier als Hirten die Steppen und oft als Räuber auf schnellen Rossen die Wüsten durchstreifen, gefährliche Feinde der Handelskaravanen. Endlich ziehen noch andere Nomaden, die Kirgis-Kaisaken und die Schwarzen Kirgisen, von denen wir die erstern ebenfalls auf unsrer Tafel dargestellt finden, in den nördlichen und östlichen Theilen des Landes an den Grenzen Rußlands umher.

39. 40. Vorder-Indien oder Ostindien. Tafel I. und II.

Wie Italien in der Mitte der fruchtbarsten Zone Europas und zwischen weit in das Land hineintretenden Meerbusen, reich an köstlichen Naturerzeugnissen und bequem für den Handel, so liegt Vorderindien in Asien. Aber weit näher dem Aequator, bei überaus großer Verschiedenheit des Climas in seinen flachen Küstengegenden, weiten Hochebenen und zahlreichen Gebirgen, und in Ausdehnung dem halben Europa gleich, überbietet es jenes europäische Land an Reichthum der Erzeugnisse und an Wichtigkeit für den Handel bei weitem. Die Vegetation der heißern Gegenden ist riesenhaft; davon zeugt u. a. der Banianenbaum, dessen wunderbare Form auf unserer ersten Tafel unten dargestellt ist. Seine Zweige erzeugen immer wieder neue Stämme, indem erst zarte Fasern von ihnen herabhängen und diese dann, dicker und länger werdend, sobald sie den Boden erreichen in die Erde hineinschlagen und in dieser Weise endlich als junge Stämme dastehen. Zuweilen hat ein einziger Baum mehr als hundert solcher Stämme, und dient dann großen Heerden von Affen und andern Thieren zum Aufenthaltsorte, und kann bequem einem ganzen Regimente Soldaten Schatten gewähren.

Vor allen andern Gegenden Indiens hat aber Bengalen, das Land am untern

Ganges und Brahmaputra, einen über alle Beschreibung üppigen Pflanzenwuchs. Hier gleichen die von Thieren aller Art überfüllten Waldungen des ungeheuren, nirgends seines Gleichen findenden Deltas, das die ebengenannten Ströme gemeinschaftlich bilden, an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit den Waldungen des tropischen Amerikas und Hinterindiens und bestehen, wie die im letzteren, aus den geschätztesten Baumarten, aus Sandel-, Eben-, Teck- und Acajouholz, aus Drachenbäumen und den herrlichsten Palmenarten. Auf den vielen kleinern Armen beider Ströme ist mit Segelschiffen nicht fortzukommen, weil die ungeheuren Bäume ihre Zweige weit über das Wasser hin ausbreiten.

In diesen und in den weiter nach Nordwesten am obern Laufe des Ganges und an dessen Nebenflüssen gelegenen Theil des Landes, zusammen Hindustan genannt, führen uns die vorliegenden ersten zwei Tafeln von Vorderindien. Sie sind ein äußerst reich bewässertes, gegen den kalten Norden und Nordosten durch das Himalâja-Gebirge, das höchste auf der Erde, in seiner ganzen Ausdehnung sicher geschütztes großes Tiefland, voll der herrlichsten Vegetation. In einem so gesegneten Lande konnten natürlich Handel und Gewerbe und mit ihnen Künste und Wissenschaften leicht eine große Ausdehnung und hohe Stufe der Vollkommenheit erreichen, und daß dies wirklich, und schon in den ältesten Zeiten geschah, davon legen außer der Geschichte die zahlreichen großartigen, augenscheinlich uralten Ruinen Zeugniß ab, die in mehreren Gegenden gefunden werden und von denen auf unsrer Tafel I. einige aus Alt-Delhi, der ehemaligen Hauptstadt im nordwestlichen Hindustan, deren Trümmer fast zwei Quadratmeilen bedecken, darstellt. Die eine von diesen, der Cutab Minar, ist zwar kein eigentlich indisches Bauwerk. Man glaubt daß der Afghanische Eroberer Mohamed Ghuri diese ungeheure Säule von 242 Fuß Höhe als ein Zeichen des Triumphs des Islam über den Brahmanismus errichtet habe. Ihre große architektonische Schönheit, ihre Festigkeit, die Kostbarkeit des dazu verwandten Materials und der Reichthum und die Mannigfaltigkeit ihrer Verzierungen machen sie zu einem der merkwürdigsten Bauwerke selbst in diesem Lande, das wegen der großen Menge und der außerordentlichen Schönheit seiner Baudenkmäler so berühmt ist. Wahrscheinlich ist sie die größte Säule in der Welt. Die vielen Verzierungen sind fast durchgängig noch gut erhalten. Im Innern führt eine Wendeltreppe bis zur Spitze, wo sich eine der interessantesten Aussichten, die irgend zu finden sind, darbietet. Man überblickt hier das größte Ruinenfeld, das es giebt, dazu die weit ausgedehnte neue Stadt. Neben der Säule ist noch eine zweite von noch einmal so großem Umfange begonnen, aber nicht weiter als bis zu 40 Fuß Höhe fortgesetzt.

Von manchen vielleicht noch größern Städten als Delhi, wie z. B. Ayodhya und Canuge, gegen die Babylon klein gewesen sein soll, sind kaum noch Ruinen vorhanden: denn wohl nirgends auf der Erde haben Habgier und Religionshaß, Mord- und Zerstörungslust schrecklicher gewüthet, als in Hindustan. Einer nach dem andern von den asiatischen Eroberern seit Darius: Seleucus (312 v. Chr.)

Mahmud von Gazna (997—1030), Mohamed Ghuri (von 1184 an), Timur (1397), Baber (1526), Nadir Schah (1737), hat hier geraubt und verheert; einige plünderten das Land immer wiederholt, oder hielten es auf lange Zeit in Knechtschaft, zwei (Mohamed Ghuri und Baber) behaupteten sogar den Thron für sich und mehrere ihrer Nachfolger. Und glücklich genug, daß unter den Nachkommen Babers (oder den sogenannten Mongolischen Kaisern), besonders unter den ersten derselben, einige tüchtige Regenten waren, unter denen Hindustan sich einmal wieder erholen konnte! Einer dieser, Schah Jehan, wurde der Erbauer des neuen Delhi — das alte war von Timur bis auf den Grund zerstört, — aus dem das Mittelbild entnommen ist, welches einen Theil des jetzt halb verödeten Kaiser-Palastes darstellt, in dessen prächtigem Audienzsaale aus weißem Marmor einst der berühmte Pfauenthron aus dichtem Golde, überdeckt mit Diamanten, Rubinen, Saphirn und Smaragden stand, den Schah Nadir von Persien plünderte. Eben so rühren die seltsame großartige alte Sternwarte bei Delhi, der marmorne Palast mit Moschee und andern Gebäuden zwischen Pomeranzen- und Olivenbäumen, Tamarinden, Platanen, Cypressen und Cocospalmen, welcher die Insel im See bei Udipur zu einem feenhaften Aufenthaltsorte macht, und das Tauje Mahal (d. i.: Wunder der Welt) bei Agra, die alle unsere Tafel I. darstellt, zum größten Theile von den ersten Mongolischen Kaisern her. Das letztere Bauwerk, ein erhabener Dom aus weißem Marmor, von so vollendeter Arbeit daß sich fast Alles daran bis heute auf das vollkommenste erhalten hat, verherrlicht, als prachtvollste Todtengruft die je erbauet ist, das Andenken der Gemahlin Schah Jehans. Eine hohe Mauer von rothem Granit mit vier Portalen mit hohen Domen umschließt den weiten Raum voller Prachtgebäude, Springbrunnen, Obsthaine, Blumenfluren und Orangenalleen, in deren Mitte auf einer großen, mit schwarz und weißem Marmor getäfelten Plattform der Grab-Dom zwischen vier schlanken Minarets steht. Elf Jahre wurde daran gebaut, und das Einkommen von 30 Ortschaften zur Erhaltung des Mausoleums bestimmt. Die Sternwarte, deren Beschreibung hier zu weit führen würde aber in „Wendts malerischen Wanderungen" zu finden ist, wurde nebst vier andern, in verschiedenen Gegenden des Reiches, im Jahre 1724 behufs einer Verbesserung des Kalenders gebaut.

Jene bessern Herrscher bildeten aber, wie gesagt, nur Ausnahmen; die Regel war grauenhafte Tyrannei. Gleich in Schah Jehans Sohne, Aurungzeb (1656—1707), brach die alte böse Raçe wieder hervor. Durch Gift und offenen Mord schaffte er seinen Vater und seine ganze Familie aus dem Wege, durch Erpressungen aller Art und durch blutige Eroberungskriege in Denkan (dem südlichen Theile von Ostindien) unter der Maske der Religiosität die Mittel zu namenloser Verschwendung herbei. Die Moschee in Mathura an der Jamuna, die Aurungzeb aus den Trümmern eines von ihm zerstörten berühmten Tempels des Gottes Krischna erbaute, dessen aufgehäufte Schätze seine Habgier reizten, dürfen wir somit auf unserm Bilde als einen Denkstein einer neuen langen Unglücksperiode Hindustans

betrachten, die erst als die Engländer, denen jetzt fast ganz Vorderindien gehört, Herren des Landes wurden, in einen wenigstens erträglichern Zustand überging.

Das kleine Bild unten rechts ist aus einem der äußern Theile der Hauptstadt der jetzigen Beherrscher Indiens genommen. Es zeigt mit welchem Glanze in dieser an Größe, Welthandel und Reichthum fast den ersten Städten Europas gleichstehenden Kapitale die englischen Beamten und Kaufleute und die reichen Hindus und Muhamedaner leben. Aber solcher Glanz herrscht nur in einem Theile der Stadt, und traurig sticht dagegen das Ansehen der von den ärmern Hinduklassen bewohnten sogenannten Schwarzen Stadt ab (s. Wendts „malerische Wanderungen").

Einige andere Bilder unsrer beiden Tafeln, in Verbindung mit der schon erwähnten Moschee in Madhura, neben deren Eingange wir links einen Hindutempel in sonderbarer Gestalt hervorragen sehen, weisen auf das Religionswesen in Ostindien hin. Die älteste daselbst bestehende Religion und die bei weitem am meisten Bekenner zählende ist die Brahmanische. Ihre Grundlage ist polytheistisch. Die ältesten Götter, an deren Spitze Indra, der Gott des Wolkenhimmels steht, sind Symbole von Naturkräften und Naturerscheinungen. Späterhin bildete sich eine Götterdreiheit (Trimurti): Brähmā, Wischnu und Siva. Dem ersten dieser drei Götter eignet vorzugsweise die Schöpfung, dem zweiten die Erhaltung, dem dritten die Zerstörung. Brahma hat aber in ganz Indien nur einen Tempel; dagegen werden Wischnu und Siva im ganzen Lande verehrt, der erstere hauptsächlich in Nord-, der letztere in Süd-Indien. Die Philosophen unterscheiden zwischen Brähmā und Brähmá und verstehen unter dem letztern die allgemeine Weltwurzel, indem sie von ihm nicht allein den Weltstoff, sondern auch die Weltbildung in ihrem letzten Ausgangspunkte ableiten. Wischnu und Siva aber sind die eigentlichen Volksgötter; sie werden daher auch in Menschengestalt, die uns zum Theil fratzenhaft erscheint aber in vielen Stücken einen sinnbildlichen Hintergrund hat, dargestellt. So wird z. B. Siva mit einer Schlange in der Form, wie sie auch bei uns als Bild der Ewigkeit bekannt ist, abgebildet. Ein anderes seiner Symbole ist ein Lingam, das auf die schöpferische Naturkraft hinweist. — Von diesen Göttern gibt es nun eine große Menge mythologischer Sagen, die theils ebenfalls noch sinnbildliche Einkleidung des Lebens der Natur, zum größern Theile aber ganz leere, nur zu eigensüchtigen Zwecken von den Priestern ersonnene Mährchen sind, wie die 9, oder nach Andern 21 Avataren (Verkörperungen, Menschwerdungen) Wischnu's, der unter anderm als ein Fürst von Aude, Rama, auf Erden gewandelt sein und Ceylon und einen großen Theil des südl. Indiens erobert haben, dann wieder mit dem Namen Krischna als Neffe des mächtigen Königs Kangsa in Madhura an der Jamuna, welche Stadt wir schon oben als eine ihm besonders heilige erwähnt fanden, erschienen sein soll u. s. w. In letzterer Verkörperung hat seine Geschichte einige Aehnlichkeit mit der Geschichte Christi. In jeder besondern Verwandlung zählt Wischnu viele Verehrer (am meisten als Krischna), die sich mit einem gelblichen oder röthlichen Striche auf der Stirn bezeichnen, wäh-

rend die Verehrer Siva's sich an dieselbe Stelle ein Dreieck oder ein Lingam malen. Auch von den vielen Untergottheiten und unzähligen Schutzgeistern haben einige symbolische Bedeutung, wie die 8 Welthüter (die Sonne und 7 Planeten), doch das Allermeiste in der endlosen brahmanischen Mythologie scheint durchaus nur müßige Erfindung zu sein. Endlich besteht auch in den niedern Volksklassen der noch ältere Teufelsdienst in großem Umfange fort.

Die Tempel oder Pagoden, in denen alle diese Gottheiten verehrt werden, sind von der verschiedenartigsten Form und Größe, bald pyramidenartige Gebäude, wie unsre zweite Tafel deren mehrere zeigt, bald von größerem Umfange mit allerhand sonderbaren Kuppeln und Dächern, bald von Säulenhallen umgebene Höfe mit heiligen Schreinen, kleinen Tempeln, steinernen Götter- und Thierbildern rc., wie wir einige auf den folgenden Tafeln von Ostindien finden werden. Bei den letztern steht meist auch eine pyramidenförmige Pagode, aber nicht als der eigentliche Tempel, sondern als der Haupteingang.

Der gewöhnliche Gottesdienst in diesen Tempeln besteht darin, daß die Götterbilder gebadet oder gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, wobei vor den Bildern Lampen brennen auf denen Weihrauch verdunstet, und die heiligen Götterdienerinnen oder Devadâsis unter lärmender Musik ihre Tänze aufführen. Außerdem werden den Göttern die Opfer des Volkes dargebracht: Milch, Honig, Pisang, Reis und andere Früchte, Blumen, Specereien und Geld. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten opfert man auch Thiere. Natürlich kömmt von diesen Opfern das Meiste den Priestern, deren Amt der faulen, hochmüthigen und betrügerischen Kaste der Brahminen vorzugsweise angehört, zu gut. Auch Abwaschungen gehören zum Gottesdienst und es sind dazu, wenn die Pagode an einem Flusse liegt, breite steinerne Treppen, Ghats genannt, bis in diesen geführt, wie wir auf Taf. II zu beiden Seiten des Mittelbildes sehen, im anderen Falle aber findet man meist einen ausgemauerten Teich (Tank) neben dem Tempel.

Außer diesen gewöhnlichen Gottesdiensten haben aber die Brahminen eine ungeheure Menge religiöser Vorschriften und Ceremonien erfunden, um das Volk recht in ihrer Gewalt zu erhalten und auszubeuten. Heilige Feste, Opfer, Büßungen, Prozessionen und Wallfahrten nehmen in Indien kein Ende. Unter den Opfern sind die Todtenopfer die gewöhnlichsten. Sie sollen zu Sicherung und Vermehrung der Seligkeit der Verstorbenen beitragen und diese schneller zur Wiedervereinigung mit der Weltseele führen, von der sie ausgeflossen sind. Durch Büßungen und Selbstpeinigungen sucht man sich von der Nothwendigkeit, nach dem Tode noch einmal geboren zu werden und sich so einer neuen Läuterung zu unterziehen, los zu machen, oder aber man will sich die Gunst der Götter für die Erfüllung eines besondern Wunsches erwerben. Zu diesen Zwecken legen sich Manche die fürchterlichsten Qualen auf. In glühender Sonne zwischen vier Feuern sitzen, Tage lang auf den Zehenspitzen stehen, beinahe nichts und nur das Elendeste essen bis fast zum Hungertode, den Rücken mit einem eisernen Haken durchbohrt sich an

einer Bambusstange umherschwingen lassen, wie es auf unsrer zweiten Tafel dargestellt ist, mit Stacheln in den Füßen einen weiten Weg machen, Jahre lang unbeweglich da sitzen und unverwandt auf seine Nasenspitze blicken, ja sein Leben den gierigen Krokodilen im Ganges preisgeben oder sich von einem Felsen stürzen — das und vieles Aehnliche sind die Mittel durch die sie sich die Seligkeit oder andere Güter zu verschaffen suchen. Sonst verbrannten sich sogar Wittwen, im Gehorsam gegen ein vermeintliches göttliches Gebot, mit den Leichen ihrer Männer; doch haben diese und manche andere religiöse Gräuelscenen, deren man einige mit anderem Hierhergehörigen in „Wendt's malerischen Wanderungen" ausführlich mitgetheilt findet, jetzt fast ganz aufgehört, seitdem die Engländer Herren von beinahe ganz Ostindien geworden sind.

Die Wallfahrten werden nach den heiligen Orten, vorzugsweise nach denen die an den heil. Flüssen, dem Sind (Indus), der Jamuna, dem Godavery, der Nerbudda, dem Cavery, und besonders am Ganges liegen, unternommen. In diesem heiligsten Flusse zu baden und sich so rein zu waschen von Sünden, von seinem Wasser als dem willkommensten Opfer für die Götter und dem wirksamsten Heilmittel gegen alle Uebel mit nach Hause zu bringen, dies Verlangen setzt seit undenklichen Zeiten jährlich viele Tausende von Hindus in Bewegung. Der Hauptzug dieser Pilger geht nach Benares, der heiligsten Stadt der Hindus und dem uralten Sitze brahminischer Gelehrsamkeit, in dessen Umgebung uns die zwei Ansichten vom Gangesufer auf Taf. II führen. Früher soll es 5000 Studenten und, nach einem Durchschnitt berechnet, täglich 10,000 Pilger gezählt haben. Diese Summen haben sich nun allerdings in neuerer Zeit sehr vermindert, doch finden wir noch vor 15 Jahren berichtet, daß sich bei einem Versuche, die während der drei letzten Tage vor einem Feste über die Fähren und durch eine der Hauptstraßen in in die Stadt dringende Pilgermenge zu zählen, die Summe von 50,000 ergab. Und da fast alle mehrere Wochen in Benares verweilen, indem 15 Tage nöthig sind um die vorgeschriebenen Ceremonien im Tempel des Mahadēo (Siva) und an den vielen geweihten Stellen seiner Umgebung zu verrichten, und allen bei jeder Gelegenheit von den Brahminen Geld abgenommen wird, so scheint die Angabe, daß noch jetzt 8000 Häuser in Benares Brahmineneigenthum und von Brahminenfamilien bewohnt seien, die sich allein von den Opfern und Almosen der Pilger ernähren, nicht unglaublich.

Andere Gangesstädte die Pilger in großer Menge herbeiziehen sind Allahābad, wo der Strom durch die Aufnahme der ebenfalls heiligen Jamuna, die eine Tochter der Sonne genannt wird, vermehrtes Ansehen erlangt, und Hurdwar (eigentlich Haridwara = Thor des Wischnu), wo er aus dem Himālăya-Gebirge (der Name bedeutet Schneebehausung) in die Ebene tritt. Viele wandern auch im Gebirge hinauf, wo noch eine Menge heiliger Pagoden und Wallfahrtsorte sind, den Quellen des Stromes zu. Die ödesten, schauerlichsten Gebirgsthäler und Schluchten bis zum ewigen Eise der Bergriesen hinauf werden dadurch theilweise

belebt. Hunderte von Pilgern kehren aus ihnen nicht zurück, von Frost und Hunger hingerafft, oder weil sie sich dort in einen Abgrund gestürzt haben, um ganz sicher in den Himmel zu gelangen. Unter jenen Heiligthümern im Gebirge ist Gangotri, dessen wildromantische Lage in einer Höhe von nahe an 10,000 Fuß unsre Tafel zeigt, der berühmteste. Hier vollendet sich, was der Pilger auf seiner Wallfahrt sucht: völlig entsündigt tritt er aus der finstern Tempelgrotte. Hier vorzugsweise wird auch das heilige Gangeswasser in Flaschen gefüllt und von den Brahminen geweiht und gestempelt, um durch ganz Indien bis nach Ceylon hinab zu wandern. Man sieht oft Pilger mit Körben voll solcher Flaschen daherziehen.

Da natürlich nicht alle Männer aus der Kaste der Brahminen als Priester ankommen können, so viel der Tempel und Tempelchen es auch gibt, und von den übrigbleibenden auch nicht jeder eine, zugleich seinen Fähigkeiten und der Würde seiner Kaste angemessene Anstellung oder Beschäftigung finden kann, so werden viele Yogis, eine Art Bettelmönche, die aber, in schmutzige Felle gehüllt oder fast nackt im Lande umherziehend, nicht etwa für eine religiöse Stiftung oder zu andern guten Zwecken, sondern nur für sich selbst betteln, oder vielmehr verlangen daß man sie als Heilige verehre und ihnen Gaben als Opfer spende. Die ungeheure Anzahl dieser Tagediebe (man schätzt sie im ganzen Lande auf 15—20,000) ist eine schreckliche Plage für Ostindien. In manchen Gegenden herrscht der Gebrauch, daß jedes Dorf einen Yogi oder Fakir gemeinschaftlich unterhält, und es wird daselbst oft zur Ehrensache gemacht, diesen in Ueberfluß und Glanz leben zu lassen. In „Wendt's malerischen Wanderungen" ist mitgetheilt, was einer der neuesten deutschen Reisenden in Ostindien hiervon erzählt. Ueberhaupt findet man dort Vieles zu näherer Kenntniß der dasigen religiösen Gebräuche.

Nach dem brahmanischen Götzendienste hat der Islam die meisten Bekenner in Ostindien, besonders in Hindustan, das, wie wir gelesen haben, Jahrhunderte lang in der Gewalt muhamedanischer Eroberer war, die alles Mögliche thaten, um den Brahmanismus auszurotten. Es versteht sich wohl von selbst, daß hier, neben einer Religion in der Wallfahrten, Büßer, Selbstpeiniger und Heilige eine so große Rolle spielen, auch der Islam diese ihm ebenfalls anhaftenden Auswüchse in besonders hohem Grade zeigt. In der That suchen seine religiösen Feste und Wallfahrten (z. B. zum Grabe des Fakir ud Deen in Adschmir, westlich von Agra, oder des Raiman Schah Doola in Ellitschpur, westlich von Nagpur — s. Taf. III), seine Heiligen oder Fakirs, deren einer auf Tafel II dargestellt ist, den brahmanischen den Rang abzulaufen; ja letztere sind durch ihre fanatische Wuth, die ihnen in dem Morde eines Hindu oder Christen ein Mittel sich den Himmel zu verdienen zeigt, nicht selten gefährlich. Und der Glanz ihrer Moscheen und ihres Kultus überstrahlt im Allgemeinen den der Pagoden und des Götzendienstes in denselben, wie uns sowohl unsre jetzigen als die nächstfolgenden Tafeln in mehreren Abbildungen zeigen. — Zwischen diesen beiden Religionsparteien besteht gegenseitige Verachtung bei aller gelegentlichen Religionsmengerei. Der Hindu betrachtet

die Muhamedaner als eine schmutzige Kaste und achtet sie geringer als die niedrigste Hindukaste, weil sie Kuhfleisch und andere ihm verbotene Speisen essen; auch haben die Hindus die ehemaligen harten Bedrückungen der Moslems noch nicht vergessen. Der Muselmann dagegen sieht mit dem tiefsten Hasse sowohl auf den Hindu als auf den Christen und sucht bei jeder Gelegenheit seinen Abscheu gegen die Götzenbilder der erstern an den Tag zu legen, was denn gewöhnlich in seiner rohen, wilden Weise geschieht, die nicht selten zu Schlägereien führt.

Noch an eine dritte Religion, die wenigstens ehemals in Indien sehr zahlreiche Bekenner hatte, jetzt jedoch im Norden auf die kleinen Länder Nepal und Bhutan am Himalaya-Gibirge und im Süden auf die Insel Ceylon beschränkt ist, erinnert auf unsern Tafeln der zerfallende Buddhatempel zu Buddha-Gaya, einst der heiligste Wallfahrtsort dieser Religion in Hindustan, südlich von Bahar. Der Buddhismus ist im 6. Jahrhundert vor Christo aus dem Brahmanismus hervorgegangen durch eine Reaction gegen die Abgötterei, in welche dieser verfallen ist, und gegen das von ihm aufgerichtete Priesterthum und Kastenwesen. Er setzte an die Stelle des Urgeistes Brahma einen Urstoff, und betrachtete die ganze Welt als ein Chaos sinnloser Entwickelung aus der Leere, in die auch Alles zurückstrebe. Da hiernach von einer Weltregierung nicht die Rede ist, so hat der reine Buddhismus eigentlich keinen Gott, sondern nur von seinem Stifter Gautama Buddha (letzteres Wort bedeutet „der Weise“) herrührende moralische Vorschriften und den Glauben, daß der Tugendhafte nach seinem Tode zuerst in eine noch Gestalt habende höhere Welt des Geistes, dann aber in das selige Nichts (Nirwana = Zerstiebung), das höchste Ziel des Menschen, übergehe, er müßte denn durch große Selbstpeinigung, gänzliche Ertödtung der Sinne, oder Aufopferung des Lebens sofortige gänzliche Auflösung verdient haben; der Böse dagegen in Thierkörper und zuletzt in eine furchtbare Hölle.

Natürlich mußte diese Religion durch ihren Gegensatz zum Brahmanismus bei den Brahminen großen Widerstand finden, ganz besonders durch ihre Verwerfung des Kastenunterschieds, die ihr dagegen auf der andern Seite viele Anhänger verschaffte. Sie wurde von Anfang an in Indien heftig verfolgt, breitete sich aber dabei doch weit aus, bis nach Ceylon, und endlich weiter über Hinterindien, China, Japan, Tübet und einen großen Theil der Mongolei, wo sie, freilich zum Theil vielfach verändert, so daß sie nicht mehr überall entschieden den Charakter des Atheismus trägt, sondern mit Götzendienst vermischt ist, noch herrscht, während es in Ostindien nach Jahrhunderte langen Kämpfen den Brahminen gelungen ist, sie bis auf die vorhin genannten nördlichsten und südlichsten Gegenden auszurotten. — Auf einige andere minder ausgebreitete Religionsgemeinschaften in Ostindien werden uns die folgenden Tafeln bringen.

Wie die alten Fürstenfamilien, die Radjahs und Nawobs, in Ostindien (in Hindustan meist, aber auch in Dekan zum nicht geringen Theile Muhamedaner), trotz ihrer jetzt von den Engländern abhängigen Stellung und ihrer sehr vermin-

derten Einkünfte, und die Vornehmen im Lande es immer noch den alten Beherrschern desselben und den Großen an deren Höfen an Prunk und Wohlleben nachzuthun streben, darauf deuten auf unsrer zweiten Tafel die Darstellungen von zwei neuern prachtvollen Mausoleen der Nawobs von Aude in Lucknow und der Zenana (des Frauengemachs) eines Vornehmen hin. Letztere zeigt uns die ganze Pracht und üppige Einrichtung ihrer Wohnungen und Geräthe, den Luxus in ihrer Kleidung, Bedienung und Unterhaltung. Nicht allein die Damen, sondern auch ihre vornehmern Dienerinnen glänzen in den schönsten Seidenstoffen und reichen Geschmeiden, mit welchen nicht nur Haar, Ohren, Hals und Arme, sondern selbst die Fußzehen geschmückt sind. Solche Zierrathen, nur natürlich selten von Gold und nicht mit Diamanten und andern kostbaren Steinen besetzt, sondern gewöhnlich nur von Silber, Korallen, oder gar nur von einer wachsartigen Masse, tragen übrigens in Ostindien fast alle Frauenzimmer in Menge, selbst die aus den niedrigsten Ständen, deren sonst höchst einfache, aber malerische, meist durch einen schönen Körperbau gehobene Tracht wir in dem Bilde der Fruchtverkäuferin dargestellt finden. Die hintere Figur in diesem Bilde zeigt uns die Form der in den meisten Gegenden des Landes üblichen, behufs des Tragens in einander passenden metallenen Wassergefäße. Sie sind bei sehr vielen Hindus das werthvollste Besitzthum, die Wohnung selbst mit inbegriffen: denn diese, nur aus einer sehr geringen Hütte bestehend, ist in den meisten Gegenden für die ärmern Klassen mit einem Aufwande von vielleicht 5 Rupis (à $^{2}/_{3}$ Thlr.) erbaut.

Das letzte Bild unsrer Tafeln bringt uns noch einmal auf die englischen Bewohner Ostindiens, die Vertreter des kleinen europäischen Reiches, das sich hier eins der größesten und stärkstbevölkerten Länder der Erde durch eine Reihe kostspieliger Kriege, mehr aber noch durch diplomatische Künste, durch schlaue Benutzung der Zwietracht zwischen den sonst hier bestandenen kleinen Staaten, des Hasses der Hindus gegen ihre mongolischen Unterdrücker, der sinnlosen Verschwendung der letztern und andrer günstigen Umstände unterthan gemacht hat. Der bequem auf einen Balkon hingestreckte und von Fächerträger, Pfeifenstopfer und Haushofmeister umgebene Engländer mit der Huka, der langen indischen Tabakspfeife, zeigt uns, daß auf die Europäer der orientalische Luxus, welcher sie hier theilweise umgibt, nicht ohne Einfluß geblieben ist, um so mehr wenn wir hören, daß wir uns unter dem so vornehm scheinenden Herrn nichts als einen der geringsten englischen Beamten zu denken brauchen. Ungeheuer sind aber auch die Gehalte, welche diese Beamten beziehen. Der Gouverneur der Präsidentschaft Madras erhält nach unserm Gelde jährlich über 77,000 Thlr., jedes Regierungsmitglied halb so viel, der erste Secretair der Regierung über 33,000 Thlr., ein Polizeidirector in einer Stadt 8000 Thlr. u. s. w., Gehalte die um so größer erscheinen, wenn man bedenkt, daß alle Lebensmittel, alle von Hindus gefertigten Gegenstände und geleisteten Dienste über alle europäische Begriffe billig, und selbst von den aus Europa bezogenen Luxusgegenständen nur die hier selten gebrauchten theuer sind. Die

Engländer glauben aber sich mit großer Pracht umgeben zu müssen, um den Hindus Achtung einzuflößen; und dann kann gewöhnlich nur die Aussicht auf schnellen Erwerb eines so großen Vermögens, daß sie von demselben in ihrer Heimath ohne Arbeit leben können, sie nach Ostindien locken. Darüber müssen denn freilich die Hindus mit fast unerschwinglichen Abgaben belegt werden.

41—43. Vorder-Indien oder Ostindien. Tafel III. IV. V.

Diese Tafeln führen uns nach dem südlichen Theile Vorderindiens, dem Dekan (d. i. Süden), das sich als eine große Halbinsel, für sich allein vollkommen so groß wie ganz Westeuropa im weitesten Sinne, mit Einschluß aller deutschen Länder, in das Meer hineinstreckt. Der größeste Theil dieses Landes ist ein zusammenhängendes Tafelland, das gegen Westen von dem Ghatgebirge begränzt wird, welches sich auf der andern Seite in einen schmalen niedrigen Küstenstrich steil hinabsenkt, gegen Norden zum größern Theile ebenfalls von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, jenseits welcher es in die tiefen Indus- und Gangesgegenden abfällt, auf der Ostseite aber sich sanft gegen die breitern flachen Küstengegenden abdacht. In diesem Lande traten die kriegerischen Bergvölker den muhamedanischen Eroberern weit kräftiger entgegen als die verweichlichten Bewohner des Tieflandes im Norden. Besonders die Mahratten, ein alter in viele Stämme unter eigenen Fürsten (Radjahs) getheilter Völkerzweig, der ursprünglich in dem Hochlande zwischen der Nerbudda und dem obern Kistnah seinen Sitz hatte, leisteten, indem sie sich unter einem gemeinsamen Ober-Radjah zu Deoghir (dem spätern Daulatâbad, das wir auf Taf. V abgebildet finden) vereinigten, so heftigen Widerstand gegen die Ghaznevíden, daß unendlich viel Blut floß, ehe diese im nordwestlichen Dekan nur einigermaßen und nur auf kurze Zeit festen Fuß fassen konnten. Die spätern afghanischen Kaiser von Delhi nahmen zwar gegen Ende des 13. Jahrh. Deoghir ein, dessen Radjah freien Abzug mit einer Masse Goldes erkaufen mußte, die nach unserm Gewichte 12—1500 Pfund betrug, und machten dann nach und nach weitere Eroberungen im Norden Dekans, hauptsächlich in Telinga oder Golkonda und an der Ostküste hinab, besonders in Karnatik, von dessen alter Hauptstadt Tritschinopoli auf Taf. IV die Festung dargestellt ist; aber schon vor der Mitte des folgenden Jahrhunderts machte ein allgemeiner Aufstand der unterjochten Länder diese wieder frei, einige unter den von den Kaisern eingesetzten Statthaltern (Subahs). Nur Deoghir blieb den Eroberern. Und auch die Eroberungen der mongolischen Dynastie der Delhikaiser umfaßten durchaus nicht ganz Dekan, obwohl sich Aurungzeb im Jahre 1690 schmeichelte, dieses vollständig unterworfen zu haben. Manches der südlichen Theile konnten sie nie recht Herr werden, und die Mahratten, die sich seit 1674 wieder zu einem kräftigen Staate verbunden hatten, waren so wenig besiegt, daß sie vielmehr oft plündernd und sengend in des Kaisers (oder Großmoguls) Besitzungen einfielen, und ihn selbst nöthigten, ihnen einen Theil der Einkünfte

von Dekan abzutreten. Ja nach Aurungzebs Tode eroberten sie einen großen Theil von Dekan, bis nach Orissa hinüber am Meerbusen von Bengalen und bis nach Karnatik hinunter, und nur der ehemalige Subah von Golkondah, der sich zum unabhängigen Beherrscher (Nizam) dieses Landes gemacht hatte, setzte ihren Eroberungen einigermaßen Gränzen.

Unter solchen Verhältnissen haben sich denn in Dekan die uralten Sprachen, Sitten und Einrichtungen der Hindus im allgemeinen weit reiner erhalten als in Hindustan und man findet daselbst viel mehr und größere Bauwerke aus sehr früher Zeit. Das wichtigste der alten Hinduvölker im Süden ist das der Tamulen an der Südostküste (Karnatik), aus dessen Lande auf unsern Tafeln die Tempel von Mamallapura, zu Tanjore und zu Tritschendur, die Feste Tritschinopoli, das Mandapam auf Rameseram, die Missionsschule und die Ansicht bei einem Dorfe genommen sind. Es hat von allen ostindischen Völkern, so weit sie nicht sanscritische Mundarten reden, die selbstständigste und reichste Literatur. Seine uralte Akademie zu Madhura (= „die Süße") wurde vielleicht schon im 2. Jahrh. v. Chr. von den dortigen Pandja-Königen, die schon Ptolemäus erwähnt, gestiftet. Mit den Tamulen sind die Telugus weiter nördlich, und die Tulus, Kanaresen und Malabaren auf der Westküste verwandt, und auf den Nilagiris (Blauen Bergen) zwischen der Ost- und Westküste die Todavas, einer jener interessanten unvermischt und fern von der brahmanischen Kultur und Religion gebliebenen Reste der Urbevölkerung, die sich in einigen Gebirgsgegenden erhalten haben. Taf. IV zeigt uns links eine Familie des letztern Völkchens, das in halbnomadischer Weise von Viehzucht lebt, vor den von ihr bewohnten niedrigen Hütten, deren eine bei jedem solchen Weiler die heilig gehaltene Milchkammer ist. Die Gesichtsbildung der Todavas hat rein kaukasischen Charakter.

Wir wollen gleich hier noch eines auf unsern Tafeln abgebildeten Volksstammes gedenken, der zwar keineswegs der alten Hindubevölkerung Ostindiens angehört, aber schon sehr früh, nach dem Sturze der Sassaniden durch die Araber in Persien blutig verfolgt, in großen Haufen in den Küstenlandschaften nördlich von Bombay und in Hindustan sich niederließ und, als die Muhamedaner auch nach Indien drangen, grausamer noch als die Hindus mit dem Schwerte aufgerieben wurde, so daß er sich nur in den Gegenden erhielt, die jene nicht eroberten. Dieser Volksstamm sind die Parsen, oder die Gueber (Ungläubige) wie die Muhamedaner sie nennen, welche die Sonne und als deren Sinnbild das heilige in ihren Tempeln stets brennend erhaltene Feuer anbeten. In der Präsidentschaft Bombay leben jetzt ihrer etwa 500,000 als Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer sehr geachtet und größentheils im Wohlstande. Die meisten reichen Handelsherren Bombays sind Parsen, denen auch der größte Theil des dortigen Grundbesitzes gehört. Eben so ist's in Surat und in mehreren andern Städten. Unser Bild auf Taf. V zeigt in dem Manne mit dem Knaben an der Hand ihre Tracht, die bei den Wohlhabendern meist aus Seide besteht und bei Kindern oft mit Goldstickerei verziert ist. Ein wichtiges

Stück derselben ist die heilige Schnur aus 72 Fäden um den Leib, die von einem Priester oder dessen Frau geflochten sein muß. — Der Mann mit der Peitsche hinter den Parsis ist ein eingeborner Polizeidiener, den jene zu irgend einem Zwecke, vielleicht zu Verfolgung eines Diebes, herbeigerufen zu haben scheinen. Die Frau mit dem Kinde aber gehört einer der niedrigsten Hindukasten an und kann sehr wohl eine Bewohnerin der dürftigen Hütte neben ihr sein, denn bessere Wohnungen haben die ärmsten Volksklassen selbst in der Nähe größerer Städte selten. Auch brauchen ihnen ja dieselben bei dem Klima Indiens und der Art ihrer Beschäftigung den größten Theil des Jahres hindurch nur als Schlafstellen zu dienen, und allein zur Regenzeit mag es ihnen manchmal eng darin werden.

Unter den alten Tempeln Dekans sind vor allen die Grottentempel auf Salsette und Elephante bei Bombay, von Ellora in der Nähe von Daulatābad, und von Karli bei Punah, so wie die Monolith-Tempel von Mamallapura in der Nähe von Madras, theils wegen ihrer merkwürdigen Bauart theils wegen ihres hohen Alterthums wichtig. Sie sind sämmtlich nicht mehr in Gebrauch. Vier davon finden sich auf unsern Tafeln dargestellt. Der Grottentempel von Kanari auf der Insel Salsette, nördlich von Bombay, liegt in einem dichten Walde. Hier ziehen sich klosterähnliche, mit Buddha-Bildern verzierte und meist mit einer Terrasse und einer Cisterne versehene Aushöhlungen (Viharas) zu beiden Seiten einer wilden Bergschlucht, durch die zur Zeit des Regens ein reißender Gießbach jäh dahin fährt, hinauf und hinab. An vielen Stellen gewähren jene Terrassen die lieblichste Aussicht. Die vollendeteste Form der Viharas selbst ist eine Verandah, welche sich hinten in eine viereckige Halle mit Zellen an beiden Seiten und einer tiefen Nische zur Aufnahme buddhistischer Heiligthümer im Hintergrunde öffnet. Hierzu bildet denn der eigentliche Tempel (Tschaitja) gewissermaßen die Klosterkirche. Bei seinem Eingange heißen zwei kolossale Buddha-Standbilder mit erhobener Hand den Eintretenden willkommen. Im Innern gewährt das Schiff, das wir zum größten Theile in unserm Bilde vor uns haben, von einigen dreißig Pfeilern umgeben einen sehr großartigen, aber bei dem Mangel an Statuen oder andern Ausschmückungen — selbst die wenigen Sculpturen oben an den Säulen fehlen bei vielen derselben — etwas leeren Anblick. Diese Leere und das runde, zur Aufnahme von Reliquien bestimmte Gemäuer im Hintergrunde, Taghob genannt, lassen den Tempel gleich als einen buddhistischen erkennen. Statuen Buddhas, des Stifters der Religion, in lehrender, segnender oder sinnender Stellung, sind die einzigen, die in diesen Tempeln vorkommen, wenn sie streng buddhistische sind. — Ganz anders sieht es in dem berühmten brahmanischen Grottentempel auf der kleinen Insel Elephante in der Bai von Bombay aus. Hier umfangen uns nicht die hohen Räume des Hauptheiligthums zu Salsette: die Pfeiler, welche die Felsendecke tragen, sind ziemlich niedrig und geben dem Ganzen etwas Gedrücktes. Auch schaut die Hinfälligkeit aus allen Ecken und Enden her, denn schon haben die Wirkungen des Regens, der durch die Felsspalten von oben

her seinen Weg in das Innere findet, viele Pfeiler mehr oder minder zu „gewaltigen, von der Felsdecke herabhängenden Stalaktiten“ gemacht. Aber während uns dort die große Leere („Sunja“) des Gott-losen Glaubenssystems angähnt, lebt hier Alles von Götterbildern bis zur Ueberladung. Die in unserer Ansicht dargestellte Wand, dem Eingange gegenüber, zeigt in der Mitte eine dreiköpfige Büste, die zwar gerade die mindest lebensvolle, aber wegen ihrer philosophischen Bedeutuug bei weitem die interessanteste Figur des Tempels ist. Man hat früher gern die sogenannte Trimurti: Brahma, Wischnu und Siva, darin sehen wollen, doch heißt das den Gesammtcharakter der Sculpturen gänzlich verkennen, bei denen alle Symbole ohne Unterschied darauf hindeuten, daß hier nur Siva in seinem „Dreigeschäft“, als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer dargestellt sein soll. Die Verehrer Sivas schreiben nämlich wohl dem Brahma die Schöpfung und dem Wischnu die Erhaltung, dem Siva aber ebenfalls dies Beides, und daneben die Zerstörung zu. Die beiden ganzen Figuren neben der Büste stellen ebenfalls Siva als Ardhanarisa (Mannweib) und als Mahadeva dar. — Der Höhlentempel zu Karli, wie die vorhergehenden und die zu Ellora im Mahrattenlande gelegen, steht unter diesen allen in Betreff der Architektur und der Sculpturen am höchsten. Er wird für einen buddhistischen gehalten, obgleich er nicht so leer von Figuren ist wie der auf Salsette und Manche ihn deshalb für einen Djainatempel, in denen gewöhnlich 24 Heilige dargestellt sind, erklären wollen. Unser Bild zeigt den sehr schönen, immer aber den edlen, großartigen Verhältnissen des Innern noch keineswegs angemessenen Eingang, dessen hohe Wölbung erst durch den theilweisen Einsturz der Schirmmauer, die den ganzen übrigen Theil der Vorderseite noch deckt, sichtbar geworden ist. Man vermuthet daß ehemals rechts eben solche Säule wie links gestanden habe, dieselbe aber abgetragen sei, um dem kleinen Tempel Raum zu machen, der jetzt diesen Platz einnimmt. Hinter der Schirmmauer ist die ganze Außenseite mit sehr schönen Sculpturen bedeckt. Die mit Rippen von Tihkholz versehene, hoch gewölbte Decke des Innern wird von zwei Reihen Pfeiler getragen, auf deren jedem ein Elephant steht mit einer männlichen und einer weiblichen Figur auf dem Rücken, welche die Arme um einander geschlungen haben und sich unter der auf ihnen ruhenden Last beugen.

Bei weitem weniger großartig, immer aber sehr interessant, sind die Felsentempel von Mahābali-Puram oder besser von Mamallapura, die sieben Pagoden genannt, weil sie sich vom Meere aus gesehen als sieben Tempel darstellen. Es sind zwei Gruppen, von denen die eine ziemlich dicht am Meer aus den fünf Monolith-Tempeln besteht, die wir auf unsrer Tafel abgebildet finden, die andere aus einigen in die nahen Felsen gehauenen Grottentempeln. Von den Monolithen wird keiner über zwanzig Fuß hoch sein und nur drei sind äußerlich vollendet, im Innern aber kein einziger ordentlich ausgearbeitet. Auch die Sculpturen haben, obgleich die Kuppeln und Säulen recht zierlich ausgearbeitet sind, keinen besondern Werth, ja von den drei Thierkolossen daneben ist der Elephant

nur allenfalls natürlich, der Löwe aber sogar herzlich schlecht. Den Stier hat der angehäufte Sand schon völlig dem neugierigen Blicke des Reisenden entzogen. Die zweite Gruppe der „sieben Pagoden“ ist an und neben einem etwas mehr landeinwärts gelegenen Felsen, der etwa eine Stunde im Umfange und 100 Fuß Höhe hat, und besteht aus einem kleinen Ganesa- und einem Varaha-Swami-Tempel am Fuße des Felsens, einem Höhlentempel des Siva weiter hinauf und einigen Aushöhlungen mit Sculpturen, größtentheils aus der Geschichte Wischnus, unter andern wie dieser als Zwerg-Avatara dem Riesen Mahabali die Herrschaft über Himmel und Erde nimmt. Auch bei dieser Gruppe sind aber weder die Räume noch der Kunstwerth von Bedeutung, noch kann ihr Alterthum nur irgend so enorm sein, wie frühere Indologen behauptet haben. Am allerwenigsten Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung für sich, daß diese Tempel Ueberbleibsel einer alten großen Königstadt seien. Vielleicht hat einer der baulustigen Könige in dem nicht weit entfernten Conjeveram, wohin auch von hier aus ehemals eine Landstraße gegangen zu sein scheint, sie aufführen lassen.

Unter den übrigen Tempeln in Dekan gehören theils wegen ihrer Heiligkeit, theils wegen ihrer Schönheit zu den berühmtesten: der des Djaganatha in Orissa, die Siva-Tempel zu Madhura, Tanjore, Tschillumbrum am Colerun und Conjeveram am Palaru, die Wischnu-Tempel auf Rameseram und zu Sriranga bei Tritschinopoli, der Tempel des Supramanien zu Tritschendur und die Tempel zu Nassuk am Godavery. Auch von diesen sind mehrere auf unsern Tafeln abgebildet. — Zu dem Tempel des Djaganatha (Krischna in seiner jugendlichen Gestalt) wallfahrten jährlich Hunderttausende, besonders zu dem großen Wagenfeste, bei welchem der hölzerne Götze mit grausigem, schwarzbemalten Gesichte in prachtvollem Anzuge, unter großem Gepränge und Lärmen, auf einem 70 Fuß hohen Wagen durch die Straßen der Stadt gefahren wird. Auch jetzt noch kömmt es bei diesen Umzügen vor, daß Büßende sich vor die Räder werfen und sich von denselben zerquetschen lassen, um schnell und sicher in Brahmas Himmel zu gelangen; sonst fehlte es niemals an einer Menge solcher Wahnsinnigen. — Die Insel Rameseram (Pfeiler des Rama) zwischen dem Festlande und Ceylon, ist für die brahmanische Religion der allerheiligste Ort im Süden, so heilig geachtet, daß selbst diejenigen Hindus, welche bereits nach Benares pilgerten, nicht genug gethan zu haben meinen, bevor sie nicht auch hier gewesen sind. So ist denn der Zulauf von Wallfahrern selbst aus den entferntesten Gegenden Hindustans ungeheuer, auch sind aus allen Theilen Ostindiens Brahminen hier angestellt um den Pilgern behülflich zu sein, und mitten in der sonst ziemlich öden Umgebung ist der Weg von der Stadt Pamben bis zu dem großen, prächtigen Tempel, ein paar Stunden weit, überall mit Ruhehäusern für die Pilger versehen. Täglich werden die Götterbilder, mit Gold und Juwelen auf das reichste geschmückt, auf Elephanten an die Ostspitze der Insel zum Bade geführt, an die Stelle, von wo aus die Brücke nach Ceylon geschlagen war, über welche Rama zog um auf jener Insel den Teufels-

dienst zu zerstören, und deren Ueberbleibsel die Klippen sein sollen, welche auf beiden Seiten der Palkstraße hier und da aus dem Meere hervorragen. Dort steht auch das Mandapam, das auf unsrer Tafel IV abgebildet ist, zugleich um im allgemeinen eine Vorstellung von dieser Art von Gebäuden zu geben, die man gewöhnlich in der Nähe großer Tempel antrifft, zum Schutze vor der Sonnengluth, wenn sich die Pilger zu Zügen versammeln oder baden wollen, und bei mancherlei ceremoniellen Verrichtungen. — Die Tempel zu Tanjore und Tritschendur gehören, wie auch der des Djagganatha, zu denjenigen, welche aus einem mit Hallen umgebenen Hofe bestehen. Und zwar sehen wir bei ihnen in diesen Hof hinein, wo uns auf beiden Bildern neben mehreren heiligen Schreinen und andern zum Götzendienste nöthigen Gegenständen ein großer steinerner Stier entgegentritt, als unverkennbares Zeichen, daß wir vor Sivatempeln (Supramanien, der indische Kriegsgott, ist ein Sohn Sivas) stehen. Denn der Stier, mit dessen Hülfe der Acker bestellt wird und in dessen Sternbild die Sonne beim Beginne des indischen Sommers tritt, ist als Symbol der Fruchtbarkeit dem Siva heilig. In Tanjore liegen sogar um das große Stierbild, das aus einem einzigen Blocke dunkelbraunen Porphyrs gearbeitet und vortrefflich ausgeführt ist, noch eine ganze Anzahl kleinere. Zu den Festen werden sie alle reich bekränzt und mit allerlei Farben angestrichen. Die Pagoden welche zu diesen beiden Tempeln gehören werden für die schönsten in Indien gehalten, sowohl wegen ihrer Formverhältnisse als wegen der vortrefflichen Ausführung der reichen Sculpturverzierungen. Sie sind zum größten Theile massiv; die in Tanjore enthält nur einen einzigen Saal, der noch dazu kein Licht hat, sondern durch eine von der Decke herabhängende Lampe erleuchtet wird. — In ganz anderer Form sehen wir den Sivatempel in Tritschinopoli aus der Festung hervorragen, und wieder von ganz anderer sind die Tempel von Nassuk auf Taf. III das als Hauptsitz brahminischer Weisheit im westlichen Dekan in hohem Rufe steht. Bei ihnen sehen wir auch einen der schon früher erwähnten zu den vorgeschriebenen Abwaschungen bestimmten Tanks.

An dieser Stelle mögen auch gleich die Djaina-Tempel von Muktagherri, einer romantischen Gebirgsgegend bei der im Jahre 1803 von Wellington eingenommenen alten Festung Gawilghur zwischen Ellitschpur und Burhanpur, Erwähnung finden. Diese Berge waren einst ein Lieblingssitz der Djainas, und hier steht an einer höchst romantischen Stelle eine Gruppe von ihnen erbauter Tempel, von denen unser Bild auf Taf. V. zwei darstellt. Sie sind augenscheinlich sehr alt, was auch eine Sanscrit-Inschrift bestätigt, und trotz der feuchten Lage neben einem Wasserfalle, der hier schäumend in die Tiefe stürzt, noch gut erhalten. Ganz in der Nähe liegt noch eine große Ruine, die wegen ihrer zahlreichen engen Zellen und wegen der Art der Verzierung derselben einem ehemaligen Kloster anzugehören scheint. — Die Djainareligion ist eine Abart der buddhistischen, die sich mehr als diese dem Kastenwesen anbequemt hat und deshalb bei den Verfolgungen gegen dieselbe großentheils verschont geblieben ist. Sie war vom 8. bis 11. Jahrh. im südlichen In-

dien weit verbreitet und noch immer gibt es sowohl auf der Ost- als auf der Westküste viele Djainas, besonders im Tululande, wo sie lange die herrschende Religionspartei waren. Die alten Djaina-Tempel sind mehr an ihren eigenthümlichen Sculpturen als an einer besondern Bauart zu erkennen. Gewöhnlich stehen sie in romantischen Gegenden in Gruppen bei einander; die neuern in Bombay &c. sind ganz unbedeutend.

Noch andere alte Bauwerke, welche die zerstörende Hand der Muhamedaner nicht erreicht oder in eigennütziger Absicht geschont hat, sind eine Anzahl Burgen und Festungen, besonders in und neben dem alten Lande der kriegslustigen und räuberischen Mahratten, wo deren sehr viele sowohl von diesen selbst, zur Sicherung von Beute, als auch von ihren Nachbarn zum Schutze gegen ihre Ueberfälle aufgeführt waren, so daß manche Gegenden des Landes durch die zahlreichen Burgruinen an unsre Rheinlandschaften erinnern sollen. Wir finden drei solcher Festen auf unsern Tafeln abgebildet: Daulatabad, Tritschinopoli und Penkondah — von letzterem freilich nur ein Außenwerk. Daulatābad ist das schon mehrmals erwähnte ehemalige Deoghir und wahrscheinlich das Tagara des Ptolemäus, welches seinen neuen Namen, der „Stadt des Glücks" bedeutet, von den Afghanischen Kaisern erhielt, als dieselben bei ihren Eroberungskriegen in Dekan, nachdem es trotz seiner enormen Festigkeit zuerst in ihre Hände gefallen war, hier vorübergehend ihre Residenz aufschlugen. Noch heute gilt es für einen der festesten Plätze im Innern von Dekan. Der einzeln aus der Ebene emporsteigende, 5—600 Fuß hohe kegelförmige Felsenberg, auf welchem die Burg ruht, ist an seinem Fuße von Menschenhand steil gemacht worden durch Abstechung des schrägen Theils unten bis zu einer Höhe von 150 Fuß, und von breiten, tiefen Gräben umgeben, und nur durch einen in den Granit-Felsen gehauenen langen, finstern Gang, der an mehreren Stellen sehr schmal und niedrig und mit eisernen Fallthüren versehen ist, kann man hinaufgelangen. Von diesen Fallthüren kann besonders die letzte, sehr große, durch eine ungeheure Eisenstange fest zugehalten werden und ist so gelegen, daß ein darauf angezündetes Feuer schon die Annäherung unmöglich macht. Ueber dieser Stelle fangen dann die Bauwerke an, die zum größten Theile in den Felsen gehauen sind, wie die Grottentempel von Ellora, die wenige Stunden davon das Staunen des Reisenden erregen. — Auch Tritschinopoli haben wir schon als die alte Hauptstadt Karnatiks erwähnt. Seine Festung, der stärkste Waffenplatz der Engländer im südlichen Dekan, liegt ebenfalls auf einem hohen, steil aus der Ebene emporsteigenden Felsen, dessen höchster, einen kleinen Tempel des Ganesa, des Gottes der Klugheit mit dem Elephantenkopfe (s. Taf. II von Hinterindien), tragender Gipfel sie überragt. Zu diesem führen 500 Stufen hinauf. Die Säulenhalle welche tiefer unten aus einer von der Natur gebildeten Aushöhlung hervorblickt gehört zu dem berühmten Sivatempel. — Die dritte unsrer Festen, Penkondah, an der Grenze des alten Staates Mysore, ist ebenfalls nicht ohne historische Wichtigkeit, noch mehr aber zeichnet sie sich durch große malerische Schönheit aus. Unter ihren meist zu Ruinen gewordenen, allem Anschein nach einst sehr bedeutenden Bauwerken hat sich

besonders eins, und zwar sehr wahrscheinlich das älteste, vor länger als 1000 Jahren errichtete, noch gut erhalten, wie die Hindus behaupten unter dem besondern Schutze Krischnas. Es ist dies das auf unsrer Tafel abgebildete Sunkul-Burjh, eine hohe unregelmäßige Bastion am westlichen, auf unserm Bilde mit sichtbaren Thore der Festung. Nach Penkondah floh der Radjah des ehemals mächtigen Reichs Bijanuggur, nachdem sein Heer in der Ebene von Talicotta von den Muhamedanern vernichtet worden war, und da er trotz großer Anstrengungen die Zerstörung seiner Hauptstadt nicht verhindern und nur einen kleinen Theil seiner frühern Besitzungen behaupten konnte, machte er diese Feste zu seiner Residenz. Hier erhielten sich seine Nachkommen während aller Umwälzungen in Dekan im unabhängigen Besitze eines kleinen Landes bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Neben den vielen schönen Baudenkmälern der Hindus gibt es aber auch in Dekan eine Menge prachtvoller muhamedanischer, besonders in den ehemaligen fünf muhamedanischen Königreichen Berar, Bedjapur, Golkondah, Ahmednagur und Ahmedabad Bidur, in welche der von den Afghanischen Delhikaisern zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. eroberte nördliche Theil von Dekan zerfallen war, nachdem jene ihre Eroberungen nicht mehr hatten festhalten können. Ellitschpur, die Hauptstadt Berars (durch das Grab des wunderthätigen muhamedanischen Heiligen Raiman Schah Doola, der bei der ersten Belagerung der Stadt fiel, nachdem er, als schon ein Mahrattenanführer ihm den Kopf vom Rumpfe geschlagen, noch lange mit der äußersten Tapferkeit gekämpft hatte, wie die Moslem erzählen, ein vielbesuchter muhamedanischer Wallfahrtsort), Bidur und Bedjapur mit ihren in Trümmer sinkenden Moscheen und Palästen und ihren herrlichen königlichen Grabmälern, Heyderabad, die neuere Hauptstadt von Golkonda, und mehrere andere Städte jener Reiche sind hauptsächlich in dieser Beziehung berühmt. Besonders ist Bedjapur, dessen erster selbstständiger muhamedanischer Schah (Abdil) „nachdem der Huma des Gelingens (der orientalische Vogel Phönix) den Schatten seiner Flügel über ihn gebreitet hatte," wie ein muhamedanisch-indischer Geschichtschreiber in dortiger schwülstiger Weise sagt, viele Baumeister und Künstler in sein blühendes Reich zog, „unter dem Schatten seiner Freigebigkeit sie zufriedenstellend," reich an den herrlichsten Baudenkmälern, von denen unsre Tafel V das Grabmal Ibrahim Adils, desjenigen Schahs aus der kurzen Abdil-Dynastie welcher die meisten Herrschertugenden besaß, und den Taj Bauli (Teichbau) zeigt, ein 50 Fuß tiefes mit schönen Kolonnaden und Gallerien umgebenes großes Wasserbecken. Leider liegt fast die ganze prachtvolle Stadt, die, als Aurungzeb (1689) sie zum zweiten Male unter den Scepter der Delhikaiser brachte, 1600 Moscheen und fast eine Million Einwohner zählte, in Trümmern, weshalb man sie oft, und gewiß nicht mit Unrecht, das indische Palmyra genannt hat. Durch die Entthronung ihrer und der benachbarten Schahs, die bisher der wachsenden Macht der Mahratten Widerstand geleistet, hatte sie Aurungzeb, der bald kaum noch seine Hauptstadt gegen diesen gemeinsamen Feind vertheidigen konnte,

der Zerstörung preisgegeben. — Das Bild aus Heyderabad, wo die Nizams von Golkonda noch als pensionirte Schattenkönige leben, bietet uns die imposante Ansicht eines von dem prachtliebenden Gründer der Stadt aufgeführten Bauwerks dar, dessen Zweck wohl die meisten unsrer Leser nicht errathen werden. Es scheint ein doppeltes oder dreifaches Thor zu sein, mit schönen Minarets verziert, von denen es den Namen Char Minar (vier Minarets) hat, und in der That laufen die zwei Hauptstraßen der Stadt, die sich hier kreuzen, hindurch; dabei ist es aber eigentlich eine — Moschee, die sich indeß mit dem Raume über dem Hauptdurchgange hat begnügen müssen.

Aus andern Gegenden Dekans finden wir von muhamedanischen Bauwerken die schöne Moschee von Coimbatur, zwischen Trankebar und Kalikut, und die des Abdul Raheim Khan in Burhanpur am Tapty auf unsern Tafeln dargestellt. Erstere, von Heyder Ali, dem Stifter des großen Reiches von Mysore (spr. Meysur) im Süden Dekans erbaut, soll auf unsrer Tafel zugleich auch an diese um 1775, nachdem das Reich der Groß-Moguls gänzlich verfallen war, neben dem Mahrattenstaate wichtigste Macht in Ostindien erinnern, die mit letzterem Staate zusammen, und von den Franzosen unterstützt, lange und kräftig daran arbeitete die Engländer aus Indien zu verdrängen. Wie diese schweren Kämpfe, von letztern siegreich durchgefochten, deren Macht, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier noch auf ganz geringen Länderbesitz beschränkt war, über fast ganz Indien ausdehnten, findet sich in „Wendt's malerischen Wanderungen" dargestellt. — Burhanpur, in der Nähe der wichtigsten Städte des Mahrattenlandes, kann sich zwar nicht mehr des blühendsten Handels in ganz Dekan rühmen, wie zu den Zeiten als die Mahratten noch unabhängig und mächtig waren und an den Höfen Scindias, Holkars und der Radjahs von Sathara und Guikowar großer Reichthum herrschte (damals wurden ihre Kaufleute zu Fürsten und waren in ganz Indien wegen ihrer Schätze berühmt); doch sind Handel und Gewerbe in Burhanpur noch immer sehr lebhaft. Besonders werden die hier verfertigten Gold- und Silberfäden (Kölaböttu), die man zu Stickereien, zum Einweben in Muslin u. s. w. braucht, allen andern weit vorgezogen. Die Fabrikanten dieses Handelszweiges gehören meist einer sehr bigotten muhamedanischen Sekte, welche hier ihren Hauptsitz hat, den Bohrahs an, und zu den reichsten und angesehensten Leuten in der Stadt.

Das Mittelbild von Taf. IV führt uns nach der von Alters her wegen ihres Reichthums an Zimmt, Elfenbein, Diamanten und Perlen berühmten paradiesischen Insel Ceylon, dem Taprobane der Alten, jetzt besonders wegen ihrer großen Kaffeepflanzungen wichtig. Wir befinden uns in ihrer Hauptstadt Kandy. Romantischer kann kaum eine Stadt liegen als dieser alte singhalesische Königssitz in seinem Felsenbecken. Die ganze Gegend macht den Eindruck eines riesigen Parks. Der vor uns liegende See, von Häusern und Villen freundlich eingeschlossen, ist der beliebteste Spaziergang der europäischen Welt von Kandy, die sich hier all-

abendlich zu Roß und Wagen umhertummelt. Rechts dicht am Ufer, etwas in den See hineingebaut, ladet ein hübsches Bibliothekgebäude zu unterhaltender und belehrender Lectüre ein, während weiter hin ein paar europäische Gasthäuser ihre Hallen öffnen und dahinter, etwa in der Mitte des Blattes, eine protestantische Kirche, noch etwas ferner aber, ein wenig mehr links, der Palast des Gouverneurs freundlich über die Baum- und Häusergruppen herüberblickt. Auch das Dach des kleinen Buddhatempels vorn mit dem hohen Bambusrohr und den Kokospalmen daneben, die Baniane weiter rechts, das kleine Gebäude im See, das, vom letzten singhalesischen Könige als ein Lusthaus erbaut, jetzt zum Pulvermagazin dient, und hinter der Bibliothek der alte Königspalast mit dem berühmten Tempel daneben, in welchem ein Zahn Buddhas in einer mit den kostbarsten Edelsteinen überdeckten Kapsel als großes Heiligthum verwahrt wird, nehmen sich gar lieblich aus. Aber freilich wird der freundliche Eindruck, welchen dies Alles macht, durch die von jenen Buddhatempeln wach gerufene Trauer über die fortwährende Herrschaft einer, jeden Gott leugnenden Religion in diesem so lieblichen Lande sehr geschwächt, und einige Bekanntschaft mit der Geschichte der Stadt fügt leicht dieser Trauer Bilder des Entsetzens bei. Von der offenen Gallerie jenes sechseckigen Thurmes z. B. sah der letzte singhalesische König oft den raffinirtesten Menschenquälereien zu, die seine Grausamkeit zu ersinnen wußte. Hier ließ er den armen Opfern derselben vor seinen Augen siedendes Blei in den Mund gießen, oder das Fleisch mit heißen Zangen stückweise vom Leibe reißen; ja die Frau seines ersten Ministers, die ihn erzürnt hatte, mußte die Köpfe ihrer sieben Kinder, eins nach dem andern, in einem Mörser zerstoßen. Und das Andenken an solche Martern suchte er durch deren Abbildungen an der Verandah des äußern Tempels zu bewahren. Endlich machten die Engländer dem Wüthen dieses indischen Kaligula ein Ende, und vor etwa 25 Jahren starb er in Madras als Staatsgefangener.

Für die Naturgeschichte Indiens ist außer dem, was die verschiedenen Abbildungen nebenbei daraus bieten, auf unsern Tafeln von Dekan wenig Raum geblieben; doch finden wir mindestens einige Hauptgegenstände derselben, sowohl aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, abgebildet. Da ist zuerst auf dem Bilde aus der Gegend von Bombay die vor allem den Meeresstrand liebende Kokospalme, in deren Grün die Vorstädte Bombays wie vergraben liegen, eben so wie Mangalore, Kalikut und eine Menge anderer Städte und Dörfer der Westküste, an welcher jene Palme besonders häufig ist, ohne indeß in den übrigen niedern Gegenden Dekans zu fehlen. Dort bildet sie ganze Wälder, in denen sich Schaft an Schaft schlank und hoch aneinander reihen, von den in Form riesiger Federn anmuthig sich ausbreitenden Blättern so dicht überwölbt, daß nur hier und da ein Sonnenstrahl hineinbricht. Dort sieht man auch zu der Zeit, wo der Baum den köstlichen Palmwein hergibt, Morgens und Abends die Leute behende wie Affen an den schlanken Stämmen hinaufklimmen, um den in aufgehängte Gefäße geflossenen Saft herabzuholen. — Der Kokospalme gegenüber auf demselben Bilde steht als ihre

treue Gefährtin in Indien, die **Banane**, die in minder reichen Ländern recht eigentlich die Stelle des täglichen Brodes vertritt, hier aber von jener Palme und andern Schätzen des Pflanzenreichs noch überboten wird. Wundert und freuet sich der europäische Reisende bei der Kokospalme über die ungeheuren Trauben von je 6 bis 10 kopfgroßen Nüssen oben in der Blätterkrone, so staunt er bei der Banane nicht weniger die eine, aber nicht minder riesige Traube von oft mehr als zweihundert drei Finger starken und handlangen Fruchtzapfen an, deren schwerer Segen den Schaft gegen die Erde neigt. Ein wunderbares Gewächs, vielleicht das dankbarste auf der ganzen Erde! Es verlangt von dem Menschen weiter nichts, als von Zeit zu Zeit Bewässerung und ein paar Male des Jahres Behackung, und dafür spendet es 30 bis 40 Pfund des köstlichsten Nahrungsstoffs, der von der Kartoffel das Mehlige, von der Birne das Saftige und vom Zuckerrohr das Süße hat, und überdies mit dem feinsten Aroma durchwürzt ist. — Auch die **Palmyra- oder Fächerpalme**, welche mehr die Bergeshöhen und die trocknen Gegenden liebt, finden wir auf Taf. III und bei mehrern Bildern im Hintergrunde. Die alten Indier bezeichneten den Baum als den Palmenkönig, und es ist wahr, keine andere Palme prangt so königlich prächtig wie er in seiner Fächerkrone, deren Blätter, einer Hand mit ausgespreizten Fingern ähnlich, wenn ein plötzlicher Windhauch darein fährt so gewaltig zu rauschen anfangen, daß man, darunter stehend, sich erschrocken umsieht. Er liefert, jung gefällt, einen wohlschmeckenden Kohl, den erfrischenden Wein aber erst nach 30 bis 40 Jahren; daher das Sprüchwort der Bewohner Sumatras: „An der Küste pflanze die Kokos für Dich, auf der Höhe die Palmyra für Kindes-Kinder!“ Die Kokospalme nämlich bringt schon nach etwa 10 Jahren ihre volle Erndte. — Einige andere Bäume und Pflanzen Ostindiens, wie die **Areka-Palme**, die übrigens hier nur in kultivirtem Zustande vorkömmt, und die **Pfefferrebe**, die in trocknen Berggegenden, besonders in Malabar, theils wild wächst theils gebaut wird, werden wir bei den Tafeln von Hinterindien abgebildet finden. Der Mangobaum, dessen goldgelbe längliche Früchte, mitunter bis zu einem Pfund schwer, zu den köstlichsten Indiens gehören, besonders auf der Westküste Dekans wo sie am besten gedeihen, ist deshalb nicht abgebildet, weil er unsern größern Obstbäumen sehr gleicht.

Aus dem Thierreiche wird uns auf Taf. IV zuerst der **Elephant** vorgeführt, der in Nepal, am obern Ganges und in einigen Gegenden Dekans noch wild gefunden wird, mehr aber als vornehmes Hausthier vorkömmt. Die Reichen lassen sich von ihm bei Aufzügen, Jagden u. s. w. in bequemen und zierlichen Sitzen tragen, wie zwei unsrer Bilder zeigen; auch bedient man sich seiner um die Götterbilder zum Bade, mitunter auch um Brautpaare zur Trauung zu geleiten; in manchen Gegenden, besonders in Ceylon, auch zum Lasttragen und sogar zum Ziehen. Zugleich zeigt uns das eine Bild mit Elephanten auch den **Tiger**, der in Bengalen, im Pendschab und in den Gebirgsgegenden des westlichen Dekans noch häufig vorkömmt. — Ferner haben wir auf unsrer Tafel den überaus nützlichen und von den

Hindus heilig gehaltenen Buckelochsen vor uns, dessen größere und schönere weiße Art auf der Ostseite Dekans allgemein statt des Pferdes gebraucht wird, wie wir an dem eleganten Fuhrwerke im Hintergrunde sehen. Endlich läßt uns noch eins der Bilder auf Taf. IV eine Anzahl Affen (von der Klasse des kleinen Gibbon — braun mit schwarzem Gesichte) erblicken, die ebenfalls dem Hindu heilige Thiere sind und bei manchen Tempeln sich in Menge aufhalten, besonders bei denen des Krischna, welchem der Affengott Hanuman mit einem Heere zu Hülfe kam, als er in seiner Rama-Avatara nach Ceylon zog, in den Wäldern aber in großen Heerden anzutreffen sind.

44—46. Hinter-Indien und der Indische Archipel. Tafel I, II, III.

Reicher noch als Vorderindien sind die Länder nach denen uns diese Tafeln führen von der Natur ausgestattet. Sie dürfen die fruchtbarsten in ganz Asien, ja in Betracht der edleren Baum- und Pflanzenarten, die sie in gleicher Fülle wie das tropische Amerika seine weniger werthvollen hervorbringen, die reichsten der Erde genannt werden. Es vereinigen sich aber auch hier die allerglücklichsten Umstände: tropische Hitze, fruchtbares Erdreich, eine äußerst starke und gut vertheilte Bewässerung, Wechsel von hoher und niederer Lage, und Bergzüge die weite Ebenen zwischen sich lassen. — Das Festland hat bei einem Flächenraume von 33,000 Quadratmeilen eine Küstenlänge von 1100 Meilen, ein Verhältniß wie es bei einem so großen Lande auf der Erde nicht wieder vorkommt, und selbst bei Schweden und Norwegen und bei Portugal und Spanien, die doch fast ganz von Meer umgeben sind, nicht viel günstiger stattfindet. Dazu wird es seiner ganzen Länge nach von vier mächtigen, weit hinauf schiffbaren Strömen mit einer Menge von Nebenflüssen durchschnitten, so daß die Thalebenen im Innern, zwischen den Gebirgen welche die Stromgebiete scheiden, so gut wie die weiten Küstenstriche bei der Fülle der Bewässerung von Fruchtbarkeit strotzen. So wechseln denn in Birma, Siam und Annam große Tihk-Waldungen, welche das vortrefflichste, dauerhafteste Schiffbauholz, den Haupt-Ausfuhrartikel dieser Länder, liefern, Mangrove-Waldungen wunderbarsten Anblicks und Wälder von allen Arten von Farbehölzern, Firniß- und Gummibäumen mit Feldern ab, die schon beim elendesten Anbau üppig mit Reis, Zuckerrohr, Indigo und Baumwolle in den vortrefflichsten Arten bewachsen sind, hier und da von den herrlichsten Palmenarten, von Banianen, mächtigem Bambusrohr, Bananen, Mangobäumen und andern edelen Baumarten unterbrochen. Besonders aber auf der Halbinsel Malacca entfaltet das Pflanzenreich eine Ueppigkeit sonder gleichen. Die meisten Früchte Ostindiens gedeihen hier zu einer überwiegenden Größe und Vollkommenheit. Nirgends ist die Ananas, nirgends die Mangustan, die köstlichste aller Früchte, von besserem Geschmacke, nirgends die Kokosnuß größer. — Nicht minder reich ist die Natur auf den Inseln des Indischen Archipels, auf Sumatra, das durch unbeschreibliche Schön-

heit den Reisenden entzückt, aber voll Fieberhauchs ist, auf Java, den übrigen Sunda-Inseln, Borneo, Celebes und den Molukken, und hier meist ungleich besser benutzt. Sumatra und Java sind in neuerer Zeit wahre Kaffeeländer geworden; auf ersterem wird auch viel Kampher gezogen, und Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Reis geben überall reiche Erndten. Auf Java, dem Mittelpunkte europäischer Ansiedlung in diesen Meeren, sind die Gestade, wo sie nicht von Felsen gebildet werden, größtentheils mit einem Palmenkranze geziert. Dahinter breiten sich abwechselnd üppige Reisfelder und grüne Fruchthaine aus, von unzähligen Bächen bewässert. An diese schließen sich in den weniger feuchten Gegenden Felder mit Weizen, Mais, Yams, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Pfeffer u. drgl.; die edelsten Gewürzpflanzen, die schönsten Blumen ergötzen durch ihre Pracht und Fülle das Auge und strömen Wohlgeruch aus. Darauf folgen europäische Obstgärten, und dunkelgrüne Kaffeesträucher beschließen den Anbau. Nun riesige Feigenwälder; darauf der dunkle Rasolama-Wald mit hohen Stämmen und duftenden Gebüschen; dann schwermüthige Cypressen und majestätische Fichten; noch höher hinauf dunkle Lorbeerwälder; und endlich, wo auch die Bäume aufhören, europäisches Gesträuch und Blumen. Auf dem gold- und diamantenreichen Borneo gedeiht der ceylonesische Zimmt; auf den Molukken duften viele Gegenden von der Menge der Gewürz-Pflanzen und -Bäume, der Muskatnüsse, Gewürznelken u. s. w.; selbst Thee wird jetzt mit Erfolg von Chinesen angebaut. Und zu den Areka- und Kokospalmen, den Palmyra- und Sagopalmen Ostindiens gesellt sich hier schon der Brodfruchtbaum, der weiter nach Osten, auf den Inseln der Südsee, ganz allein Tausende von Menschen ernährt, eine der herrlichsten Gaben des Pflanzenreichs.

Aus diesem ungeheuern Reichthume der hinterindischen Vegetation zeigt unsre Tafel I eine Mangrove-Waldung, eine blühende Banane und den Banianen- oder indischen Feigenbaum, Tafel II theils Blüthe und Blätter, theils die Frucht der Pfefferrebe, des Gewürznelkenbaums, des Ingwerkrauts, der Indigostaude, des Kaffeebaums, der Areka- und der Kokospalme, Taf. III letztere beide Palmenarten in ganzem Wuchse. Den Brodfruchtbaum werden wir bei Australien dargestellt finden. Da in jeder Naturgeschichte die Beschreibung der Gewächse auf Taf. II zu finden ist, sei hier nur Folgendes zu diesen Bildern bemerkt. Unsere Gewürznelke ist die getrocknete rothbraune Blüthenknospe des gleichnamigen Baums. Der Pfeffer besteht aus den an der Sonne schwarz gedörrten Beeren oder Körnern der im December und Januar, wenn die ersten Beeren anfangen sich zu röthen, grün abgepflückten kleinen Trauben, die unsre Abbildung zeigt; der Ingwer aus den mit abgebildeten Wurzelknollen des Ingwerkrauts. Die schöne blaue Indigofarbe wird aus der Indigostaude gewonnen, indem man diese zur Blüthezeit abschneidet und künstlich zur Gährung und Oxydation bringt, wobei sie sich erst gelb, dann blau färbt und eine schleimige blaue Masse als Niederschlag hergibt. Die Kaffeebohnen sind die Samenkörner des Kaffeebaums, von denen je zwei in den kleinen dunkelscharlachrothen Früchten sich finden, die sowohl

ganz als auch im Durchschnitt auf unsrer Tafel abgebildet sind. Nachdem man diese Früchte getrocknet hat, bringt man das Fleisch auf Walzmühlen zum Abspringen. Die Frucht der Arekapalme, eines der schönsten Bäume, dessen überaus schlanker Stamm mit einer herrlichen Krone von äußerst zart gefiederten Blättern geschmückt ist, zwischen denen dicke Büschel von Blüthen und Früchten prangen, ist eine fast orangefarbene Nuß von der Größe einer Pflaume, welche eine narkotische Wirkung hat. Sie heißt auch die Betelnuß und ist ein wichtiger Handelsartikel, denn sie dient zu einem in ganz Vorder- und Hinter-Indien und dem Indischen Archipel fast allgemeinen, überaus ekelhaften Gebrauche, dem Betelkauen. Man schneidet nämlich die Nüsse in Stücke, trocknet diese, wickelt sie in Betelblätter, mit ein wenig Chunam (feinem Kalk von Seemuscheln) bestreut, und kaut sie nun, ohne etwas davon hinunterzuschlucken, wobei man den durch den Reiz in Menge erzeugten Speichel häufig ausspuckt. Der Mund erhält durch diese Gewohnheit ein äußerst widriges Ansehen, indem die Zähne ganz schwarz und die Lippen und das Zahnfleisch blutroth werden. Um den beliebten Genuß sich stets verschaffen und auch Andern mittheilen zu können, trägt Jedermann eine Betelbüchse von Holz, Elfenbein, Silber oder Gold bei sich, und die Großen machen mit solchen Büchsen Geschenke, wie bei uns mit Tabatieren. — Ist diese Frucht fast in richtiger Größe auf unsrer Tafel dargestellt, so erscheint dagegen die durchschnittene, sowohl ihren Kern und dessen feste Schale mit ein paar Löchern am untern Ende, wie auch die dicke, faserige äußere Hülle (wie unsre Wallnuß sie hat) zeigende Kokosnuß vielfach verkleinert, denn dieselbe hat in der Natur die Größe eines Menschenkopfes. Die Kokospalme ist einer der schönsten und nützlichsten Bäume aller Tropengegenden. Die 12 bis 14 Fuß langen Blätter benutzt man zum Bedecken der Häuser, zu Sonnenschirmen, Segeln, zu einer Art Papier und zur Bereitung einer trefflichen Seife, die hohlen Stämme zu Wasserrinnen. Der schon bei Vorder-Indien erwähnte abgezapfte Saft (dort Coddy genannt) ist frisch ein kühlendes, labendes, in Gährung übergegangen ein geistiges Getränk; destillirt gibt er den starken Arrak, gekocht den Jagory und ein bedeutendes Quantum Zucker. Das Nutzbarste aber bleiben die Nüsse. In der Mitte derselben findet sich vor der Reife eine klare, süßliche Flüssigkeit, ein höchst erfrischender, labender Trank. Die reife Nuß aber bietet in dem weißen, süßen, festen Kern, groß wie ein Straußenei, eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung, und in dessen Mitte die schmackhafte, doch schwer zu verdauende Kokosmilch. Preßt man den Kern aus, so erhält man ein reines süßes Oel zu Gebäck, Salben rc. und das ausgepreßte Mark gibt noch ein vortreffliches Viehfutter oder ein gutes Düngungsmittel. Aus den zähen Fasern der äußern Nußschaale endlich verfertigt man sehr gute Taue, Seile, Teppiche und Flechtwerk aller Art, aus der Schaale selbst Trinkgefäße und ähnliche Geräthschaften. Und bei dieser ungeheuren Nutzbarkeit wird der Baum 80 bis 100 Jahre alt. — Mangrove-Waldungen oder Seeufer-Waldungen werden im Allgemeinen die von verschiedenartigen Bäumen mit großen, weit ausgedehnten und vielverschlungenen

Wurzeln gebildeten Waldungen genannt, die in tropischen Gegenden sehr oft die Meeresufer bedecken, wo dieselben nicht aus Felsen oder Sandflächen bestehen. Hier verhindern sie auf das beste, daß das Erdreich von den Wellen hinweggeschwemmt werde und sind so ein großer Segen für viele Inseln und Küstengegenden. Am häufigsten bestehen sie aus Wurzelbäumen (Rhizophora Mangle), die in ähnlicher Weise wie die Baniane, welche wir bei der ersten Tafel von Ostindien besprochen haben, aus den Zweigen neue Wurzeln in die Erde senken; viele aber auch aus andern Baumarten, die nur durch zahlreiche kriechende oder in vielen Verzweigungen bogenförmig über das Erdreich sich ausdehnende Wurzeln ein festes Schutz-Geflecht für die Uferränder bilden, und von der letztern Art ist die auf unsrer Tafel dargestellte.

Was die Thierwelt betrifft, so sind die Wälder von Hinterindien und den größern Inseln des Indischen Archipels von Tausenden von Papageien, von wilden Pfauen, prächtig gefiederten Riesenargus und andern in bunten Farben prangenden Vögeln, großen Kasuarn, Antilopen, Hirschen, Nashornen, Elephanten, Tigern, Leoparden und dem langrüsseligen Bären, die Flußufer von Krokodilen, Geiern, Marabu-Störchen oder Adjutanten (deren über den Schwanz herabhängende lange seidenartige Federn in Europa als Damenschmuck sehr geschätzt sind) reich belebt. Wir finden die meisten dieser Thiere auf unsern Tafeln abgebildet, besonders auf Tafel II, die vorzugsweise der Naturgeschichte Hinterindiens und des Indischen Archipels gewidmet ist. Nicht mit Unrecht dürfte auf dieser Tafel der Elephant ganz besonders hervortreten, da Hinter-Indien die Heimath der größesten und schönsten Art dieses wichtigen Thieres und dasselbe hier überaus zahlreich ist. Auch steht er bei den Einwohnern in nicht geringem Ansehen. Ein weißer Elephant, deren sich hin und wieder einzelne finden, wird in Siam als heilig verehrt und der dortige König nennt sich stolz „Herr des weißen Elephanten"; auch wird der in Hinterindien in großem Ansehen stehende aus der brahmanischen Mythologie herstammende Gott Ganesa, der Geber aller Weisheit und Lenker des Schicksals der Menschen, mit einem gekrönten Elephantenkopfe abgebildet, wie ihn Taf. II uns zeigt. Eben so nimmt der Alligator seinen Platz im Mittelbilde mit vollem Rechte ein, denn sowohl er als sein Verwandter, der langschnauzige Gavial, möchte sich kaum irgendwo so häufig finden als in den feuchten Waldgegenden von Siam. — Hierzu kömmt auf den Inseln unter den zahlreichen Heerden von Affen noch die größte und der menschlichen Gestalt am nächsten stehende Art der Orang-Utang, welcher daselbst heimisch ist (s. Taf. II), und unter andern Vögeln der sonderbar gestaltete Nashornvogel, den ebenfalls Taf. II zeigt. Der Büffel (Taf. II) ist auf dem Festlande, der Tapir (Taf. III) auf den Inseln ein äußerst nützliches Hausthier.

Die nördlicher gelegenen Philippinen sind zwar schon nicht mehr in gleichem Uebermaaß fruchtbar, doch zeigt sich hier noch immer neben üppigen, von Bambusschilf umzäunten Wiesen und wohlbewässerten Reisfeldern, deren eins wir auf unsrer Ansicht aus Manila (auf Taf. III.) sehen, die reizvolle tropische Pflanzenwelt.

Nächst diesen naturhistorischen Gegenständen zieht auf unsern Tafeln die fremdartigste und allerseltsamste Architektur den Blick auf sich. Die auffallendsten der abgebildeten Bauwerke gehören dem westlichen Theile von Hinterindien, dem Kaiserreich Birma an. In der ehemaligen Hauptstadt dieses Landes, in Umerapura, ist das große Kium (eine Art Kloster), das wir auf Taf. I unten erblicken. Es ist ganz aus Holz, wie bei weitem die meisten Gebäude in Birma, und ruht 12 Fuß über der Erde auf 150 starken Pfosten. Die Karnieße der mehrfachen Dächer oder Dachabsätze sind mit den eigenthümlichsten vergoldeten Schnitzwerken äußerst reich verziert. Den Haupttheil des innern Raums nimmt ein überaus prachtvoller Saal mit domartiger Decke ein, die nebst einer Gallerie von mindestens 100 reichverzierten Säulen getragen wird, von denen die mittlern, welche bis auf den rothgefärbten untersten Theil ganz vergoldet sind, über 50 Fuß Höhe haben. — Einen fast noch interessanteren Anblick gewährt die goldene Pagode des Gaudama bei Rangun, dem wichtigsten Handels- und Hafenplatze des Reichs, seit 1853 den Engländern gehörig. Man steigt eine hohe Terrasse von mehr als 100 Stufen nach dem Heiligthume hinauf und steht dann auf dem Platze, von welchem unsre Ansicht aufgenommen ist, zwischen mehrfachen Reihen von kleinern, mit monströsen Götzenbildern untermischten Pagoden (Praws genannt) vor dem Haupt-Eingange, wo aus einer Art Kapelle mit einer Unzahl von goldenen Verzierungen auf dunkelrothem Grunde Gaudama in sitzender Stellung hervorblickt. Hier hat man die vollkommenste auf unsrer Tafel dargebotene Ansicht von dem wunderbaren Gebäude, das einer ungeheuern, oben ganz vergoldeten Glocke von mehr als 300 Fuß Höhe gleicht.

Eine Probe der nicht eben glänzenden siamesischen Baukunst haben wir in dem königlichen Palast in Bankok vor uns, der von der Seite gesehen, wie unsre Abbildung ihn zeigt, in ähnlicher Weise pyramidalisch emporsteigt, wie die eben von uns betrachtete Pagode. Analog dem Aeußern heben sich im Innern die Gemächer an mehreren Stellen um einige Stufen nach dem, den dortigen Begriffen nach prachtvollen Thronsaale zu, welcher in der Mitte sich öffnet. Bankok, am Menam gelegen, mit 350,000 Einwohnern, ist wie Rangun ein wichtiger Handels- und Hafenplatz. Auch haben beide Städte das mit einander gemein, daß sie größtentheils auf Pfahlwerk erbaut und von vielen Kanälen durchschnitten sind.

Aus dem Kaiserreiche Annam endlich bietet sich uns der Eingang des unterirdischen Tempels des Buddha bei der Handelsstadt Fai-Fo oder Hue-han dar, während von der sehr geringen bürgerlichen Baukunst in dem südlichen Theile dieses Reiches (dem goldreichen Cochinchina) das Zimmer eines Mandarins eine Vorstellung gibt.

Etwas weniger seltsam, aber jedenfalls ungleich bedeutender als alle obengenannten Bauwerke ist der Tempel von Boro-Bodo auf Java gewesen, dessen großartige Ruinen wir auf Taf. III sehen, wie denn überhaupt Java so reich an wichtigen Baudenkmälern ist, daß es wenige Länder geben dürfte, die auf so klei-

nem Raume der Wißbegierde des Alterthumsforschers so reiche Nahrung zu bieten vermöchten. Besonders im östlichen Theile der Insel sind mehrere Gegenden weit und breit mit Tempelruinen bedeckt, die von früherer weit vorgeschrittener Cultur Zeugniß geben. Dort liegt auch der an jeder Seite nahe an 650 Fuß messende Tempel von Boro-Bodo, mit 72 Thürmchen und mit gegen 400 Nischen in den Außenwänden, in denen kolossale sitzende Götterfiguren prangen. Der Name, welcher wahrscheinlich aus Bara-Buddha (großer Buddha) entstanden ist, und der innere Bau deuten darauf hin, daß dieser Tempel dem Buddha angehört hat, demselben faulen Gotte, oder eigentlich nur Stifter einer Religion ohne Gott, den wir schon in Vorderindien kennen gelernt haben und der in Birma unter dem Namen Gaudama, in Annam und China unter dem Namen Fo verehrt wird. Auf Taf. I sehen wir diesen Gott sinnend in einem bei weitem demüthigeren Tempel, in einem — Kasten auf einem Banianenbaume sitzen.

Es bleibt uns nun noch übrig einige Worte über die verschiedenen Völker zu sagen, die auf unsern Tafeln auftreten. Früher noch als in Vorder-Indien scheinen mongolische Eroberer in Hinter-Indien eingedrungen und hier noch leichter und fester Fuß gefaßt zu haben als dort, da ihnen hier wahrscheinlich eine viel weniger zahlreiche und kultivirte Bevölkerung gegenüberstand. Bis auf die Länder an der Westküste, die theils Hindu-, theils malayische Bevölkerung haben, und manche Gebirgsgegenden im Norden, die von Karenen bewohnt werden, hat ganz Hinter-Indien einen völlig mongolischen Anstrich bekommen in der allertraurigsten Art. Ja es hat hier sogar der mongolische Despotismus seine vollkommenste Ausbildung gefunden und im reichsten Maaße alle Uebel erzeugt, die überall im Gefolge der Knechtschaft sich finden: Trägheit, Feigheit, List, Treulosigkeit, Betrug, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Kriecherei auf der einen und Hochmuth auf der andern Seite. Bei mancherlei guten Anlagen und nicht unbedeutender Kunstfertigkeit steht dennoch das, nicht allein von jeder Laune seiner Beherrscher sondern auch von der Habsucht und Willkür der Beamten (welcher Art, das läßt der Mandarin auf Taf. I ahnen) ganz und gar abhängige, stets beraubte, stets geprügelte, stets zu Militair- und Knechtsdienst aller Art gezwungene Volk auf einer äußerst niedrigen Stufe der Gesittung, und überläßt den durch große Flüsse und sichere Buchten so sehr begünstigten Handel und die Ausbeute des Reichthums seiner Berge an Edelsteinen und edlen Metallen englischen und chinesischen Kaufleuten, deren sich viele in allen Hafenplätzen aufhalten. Annam und Siam zahlen Tribut an China. Birma ist 1826, und noch mehr 1853 von den Engländern gedemüthigt worden und hat diesen alle seine Küsten-Landstriche abtreten müssen. Möchte die Hoffnung, daß die hierdurch wieder um vieles vermehrte Berührung mit Europäern bald wenigstens etwas bessere Zustände auch in den übrigen Theilen Birmas, und von da weiter durch ganz Hinterindien herbeiführen werden, in Erfüllung gehen! Was englische Berichte von dem 1855 in Birma zur Regierung gekommenen neuen „goldfüßigen" Monarchen erzählen, ist dem nicht entgegen. Sie schildern ihn als einen menschenfreundlichen,

Handel und Gewerbe aufmunternden und gegen die Europäer gut gesinnten Regenten. Und auch der jetzige König von Siam, der 1855 einen Handelsvertrag mit England abgeschlossen und einen englischen Konsul an seinem Hofe hat, soll ein ziemlich gebildeter Mann sein und nach dem Ruhme streben, der liberalste Fürst des Morgenlandes zu heißen.

In schroffem Gegensatze zu den bisher schwer geknechteten Völkern dieser Reiche stehen die Malayen, deren eigentliche Heimath die Halbinsel Malacca ist, von wo sie sich aber über den ganzen Indischen Archipel und weit in die australische Inselwelt hinein verbreitet haben. Thätig, nur nicht in häuslichen Geschäften, die sie verachten, unternehmend, kühn und bei kleinem Körperbau ungemein kräftig, sind die Malayen wie zu Handel und Schifffahrt geboren, auch waren letztere im ganzen indischen Meere fast allein in ihren Händen, als die Portugiesen, und bald auch die Holländer, dorthin kamen. Auf Malacca hatten sie ein blühendes Reich, auf allen Küsten des indischen Archipels Niederlassungen; ja mehrere der kleinern Inseln gehörten ihnen ganz, und auf einigen der größern hatten sie die Eingeborenen in die inneren Gebirgsgegenden gedrängt und sich des ganzen mit dem Meere in Verbindung stehenden Randes bemächtigt. Alle für den Handel am besten gelegene Punkte waren in ihrem Besitz. So standen sie den Portugiesen und Holländern, deren einziges Augenmerk ja auch der Handel war, am meisten im Wege, und es konnte um so weniger fehlen daß Haß und Kampf zwischen ihnen entstand, je mehr noch der Glaube zu einem feindlichen Gegenüberstehen beitrug, indem die Malayen der unduldsamsten aller Religionen, dem Islam, angehörten. Und wiewohl die Portugiesen durch einen blutigen Krieg, in welchem sie (1511) die Hauptstadt Malacca einnahmen, die Macht der Malayen als eines zusammenhängenden großen Ganzen brachen, und die Holländer dieselbe bald noch mehr schwächten und zersplitterten, so blieben sie doch bis in die neueste Zeit äußerst gefährliche Feinde der europäischen Colonien im Indischen Archipel, durch die kühne Seeräuberei, die sie unausgesetzt und im größten Maaßstabe daselbst trieben. Erst nachdem die Engländer 1818 Besitz von Singapur an der Südspitze von Malacca genommen hatten und nicht allein selbst ihr Augenmerk ernstlich auf jene Räubereien richteten, die ihren Handel dort ganz hemmten, sondern auch die Holländer, welche ihren Kampf in letzter Zeit bei augenscheinlicher Erfolglosigkeit fast ganz aufgegeben hatten, zu neuen Anstrengungen vermochten, haben diese Räubereien sehr nachgelassen, besonders auf einen im J. 1836 mit dem Sultan von Linga, dem größten der jetzt bestehenden Malayenreiche, abgeschlossenen Vertrag. — Der Handel der Malayen hat dabei nicht verloren und ist noch immer von Bedeutung. Ihre Hauptsitze sind jetzt Malacca, Sumatra, Borneo, die kleinern Sunda-Inseln und die Molukken; den Europäern unterworfen sind nur wenige. Drei unsrer Bilder auf Taf. I und III, zu denen das mit der Unterschrift „Bewohner von Timor" gehört, stellen uns ihre Trachten, Wohnungen und häusliche Einrichtungen sehr anschaulich dar. Ihre einfache und sehr wohllautende Sprache ist die allgemeine Handelssprache im Indischen

Meere, von Vorder-Indien an bis tief in die australische Inselwelt hinein — für jene Gegenden das, was für Europa die französische ist. — Noch finden wir auf Taf. III zwei Karenen, Mann und Frau, abgebildet. Dieser Name, der schon oben erwähnt worden ist, bedeutet „wilde Männer", und es werden damit die durch gleiche Sprache und Sitte als Ein Geschlecht sich ausweisenden Bergvölker bezeichnet, welche hin und her zerstreut im ganzen Norden von Hinterindien, am zahlreichsten im Birmanischen Reiche wohnen, meist in den Gebirgen, wo sie Zuflucht gesucht haben vor ihren birmanischen und siamesischen Drängern. Man schätzt sie zusammen auf 5 Millionen. Ihre Gesichtszüge zeichnen sie merklich vor allen übrigen Bewohnern Hinterindiens aus: die länglichen Gesichter mit feingeschnittenen geradlinigten Nasen scheinen dafür zu sprechen, daß sie keine Mongolen sind. Götzenbilder und Tempel haben sie nicht, dagegen dienen sie guten und bösen Geistern, womit sie die unsichtbare Welt bevölkert haben. Meer und Wald, Berg und Strom, Baum und Fels haben ihre eigenen Schutz- oder vielmehr Würgengel, denen Opfer gebracht werden. In neuerer Zeit hat das Christenthum viel Eingang hier gefunden.

Neben den Malayen hatten sich auf Java und Sumatra vertriebene Buddhisten aus den Hinduländern angesiedelt, welche dort in den Küstengegenden noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen und im Ganzen, wie die Darstellungen der Trachten und eines überaus freundlichen Dorfes auf Java auf Taf. III zeigt, durchaus nicht auf einer ganz niedern Bildungsstufe stehen, besonders auf Java, wo sie der Herrschaft der Holländer unterworfen sind. Außerdem gab es hier auch mehrere chinesische Niederlassungen, die sich ebenfalls leicht den Europäern untergeordnet haben und bei der, hier freier als in ihrem Vaterlande entwickelten Betriebsamkeit der Chinesen gut fortgediehen. Auf Taf. I sehen wir einen der wohlhabenden Kaufleute dieser Kolonieen neben den malayischen Lastträgern, und auf Taf. III läßt uns das Bild mit der Unterschrift „Häusliche Beschäftigungen auf Timor" in ihr Hauswesen blicken.

Die letzte Hauptvölkerschaft endlich auf dieser von Licht übergossenen und von Duft überhauchten Inselwelt, die im Ganzen etwa dreimal die Größe Deutschlands und 20 Mill. Bewohner in der buntesten Abstufung hat, von schwarzer bis zu hellgelber Farbe, von der kleinsten und elendesten bis zur kräftigsten, schlankesten Gestalt, von thierischer Rohheit bis zu fast europäischer Gesittung, bilden die von den Malayen in die Wälder, Berge und Klüfte des innersten Inselkerns verdrängten Reste der Urbewohner, ein armseliges, meist sittlich tief versunkenes, verachtetes und gehaßtes Geschlecht von schwarzbrauner Farbe (zwischeninnestehend zwischen den Farben der Malayen und der negerartigen Papuas auf Neu-Guinea) und mit langem schlichten Haar. Man faßt dieselben gemeinlich unter den Namen Alforen oder Haraforas zusammen, obgleich dieser eigentlich nur den wilden Bergbewohnern auf den Molukken angehört und deren Brüder auf den übrigen Inseln verschiedene andere Namen tragen, auf Borneo z. B. den der Dajaks. Taf. III zeigt uns sowohl die letztern als auch die Haraforas.

47—49. China. Tafel. I, II, III.

Diese Tafeln führen uns nach einem der größesten, dichtest bevölkerten und ältesten Reiche und zu einem der sonderbarsten Völker der Erde. China nimmt mit den ihm unmittelbar und mittelbar unterworfenen Ländern fast den dritten Theil von ganz Asien ein und hat wenigstens um die Hälfte Einwohner mehr als ganz Europa. Und da diese nicht etwa sich gleichmäßig auf das ungeheure Gebiet vertheilen, dessen größere Hälfte wenig bevölkertes Gebirgs- und Steppenland ist, sondern von ihnen etwa 400 Millionen allein auf die niedrigen Ebenen auf der Ostseite des eigentlichen Chinas, auf einen Flächenraum von 40 bis 50,000 Quadratmeilen kommen, so sind sie hier weit enger zusammengedrängt als in den bevölkertsten Ländern unseres Erdtheils, zu 10 bis 20 Tausend auf einer Quadratmeile. Deshalb wogt denn in den Straßen und Gassen der anderthalbtausend Städte, von welchen 20 bis 30 über 200,000, 5 aber mindestens eine Million Einwohner haben, das bunteste Menschengewimmel auf und ab zwischen den unansehnlichen, meistens nur einstöckigen Häusern und den Verkaufsläden, die durch haushohe Aushängeschilde sich bemerkbar zu machen suchen, oder an den Seehäfen und den Landungsplätzen der Flüsse und der zahlreichen Kanäle — ein Gewühl, größer oft als in Paris und London und dabei für den Europäer weit interessanter durch die völlige Neuheit, welche hier die meisten Gegenstände für ihn haben. Unsre Bilder zeigen uns dieses Straßen- und Ufergewühl, bei dem Schauspieler, Marionettenbuden, Equilibristen, Quacksalber, Gaukler, Barbiere die auf offener Straße ihre Kunden bedienen, und der Stock, durch welchen sich der in glänzender Sänfte mit mehreren Trägern und Bedienten daherstolzirende Mandarin Platz machen läßt, selten fehlen, in mehreren höchst charakteristischen Darstellungen. Die bunte, weite und ungeschickte Tracht mitsammt dem ellenlangen Zopfe der Männer und dem durch große Nadeln oben zusammengehaltenen Haarbüschel der Frauen, wie den zum Theil verkrüppelten Füßen derselben, den großen Sonnenschirmen und Fächern, Taschen und Beuteln und was sonst dazu gehört — dies Alles tritt so deutlich uns entgegen, und wir haben die Formen der Häuser mit den weit überstehenden gebogenen Dächern vom Mandarinpalaste bis zur elenden Hütte, ja bis zu dem auf hohen Pfählen stehenden Schilderhäuschen herab, der schwerfälligen Schiffe (Djonken) mit ihren Segeln von Matten, wie der Böte und Kähne, auch der reich und bunt verzierten der Vornehmen, so vielfach vor uns, und sehen so genau in die wohlversehenen Kaufläden, in das nach allen Seiten offene Theater und sogar in Hof und Zimmer der Paläste hinein, daß nur ein paar einzelne Gegenstände auf diesem Theile unsrer Tafeln einiger erklärenden Worte bedürfen. Unter denselben müssen die zwei alten als Wohnungen benutzten Böte am Ufer eines Flusses an ganze Kolonieen von Tausenden von Armen erinnern, die neben den großen Städten kein anderes Obdach haben als alte Flußfahrzeuge, die hier auf dem Wasser ganze Straßen bilden und vermöge des überall hervortretenden elenden Zustandes

ihrer Bewohner einen höchst traurigen Anblick gewähren. Es gelang uns nämlich nicht eine den Stempel der Wahrheit tragende Ansicht einer dieser Wasserstädte aufzutreiben, aus welchen jedes anlegende Schiff sofort Hunderte von Nachen umschwärmen, deren zerlumpte Lenker alle Gegenstände die über Bord geworfen werden, und seien es die allerwerthlosesten Ueberreste, mit der äußersten Gewandtheit auffangen. — Auf demselben Bilde sehen wir einen Mann, dessen Hals und eine Hand in einem großen Holzrahmen, Kang genannt, steckt, von einem Polizeidiener an einer Kette geführt, auf dem Mittelbilde von Taf. I aber einen andern, welcher, vor einem Mandarin (höherem Beamten) auf die Erde gelegt, tüchtige Hiebe mit einem großen Bambusrohre erhält. Beide Scenen stellen die gewöhnlichsten Polizeistrafen dar, die täglich und an allen Orten vorkommen, da die leiseste Widersetzlichkeit gegen einen Beamten oder Vorgesetzten, selbst bei dem schnödesten Unrecht, sie unausbleiblich herbeizieht, ohne Rücksicht auf Stand und Amt. So abgestumpft ist der Chinese gegen alles Ehrgefühl, daß der auf Befehl eines Höhern geprügelte Mandarin gravitätisch wieder aufsteht und sich nicht im geringsten verletzt glaubt. Man weiß daß selbst kaiserliche Prinzen mit Prügeln bestraft worden sind. Dagegen werden denn aber tugendhafte Handlungen, ganz besonders gegen Vorgesetzte und Eltern, da die strengste Unterwürfigkeit gegen diese nach chinesischen Begriffen die erste aller Tugenden ist, nicht selten öffentlich belohnt, oft durch eine Art Ehrenpforte, Pälu, mit der nöthigen Inschrift. Das im barocksten Geschmack aufgeführte hölzerne Bauwerk, neben dem die eben erwähnte Prügelscene stattfindet, ist ein solches Tugend-Denkmal. — Die beiden Fischer, welche auf Taf. II einen Nachen zum Fluß tragen, auf dem mehrere Seeraben sitzen, gehen zur Ausübung ihres Gewerbes, wobei ihnen diese Vögel, welche die Fische sehr gut im Wasser zu packen und herauszuziehen wissen, dieselben aber, da man ihre Hälse mit Ringen umgeben hat, nicht verschlucken können und so, dazu abgerichtet, sie ihren Herren zubringen, die trefflichsten Dienste leisten. — Darunter sehen wir ein paar Entenböte, auf denen die Zucht dieser Thiere ziemlich im Großen und ganz ohne Kosten getrieben wird, indem die Besitzer diese schwimmenden Kolonieen dahin fahren, wo im Wasser oder am Ufer Nahrung für ihre Pfleglinge zu finden ist. Und ein Entenbraten ist nichts Geringes im östlichen China, wo größeres Schlacht- und alles Zugvieh zur großen Seltenheit gehört, weil man sich nicht getraut Thiere an dem für die ungeheure Bevölkerung ohnehin nicht ausreichenden Ertrage der Felder Theil nehmen zu lassen. Katzen, Ratten und viele andere ekelhafte kleine Thiere sind deshalb die gewöhnlichen Fleischspeisen derjenigen Stände, die nicht mit dem bloßen in Wasser gekochten Reis, der täglichen und einzigen Speise der Aermern, und mit Fischen, an welchen die Meeresküsten und die Gegenden an den großen Flüssen sehr reich sind, sich begnügen, und werden häufig zum Kaufe herumgetragen. Alle Lasten aber werden von Menschen getragen und gefahren, wo möglich mit Hülfe des Windes, wie der Karren mit Segel auf einem der untern Bilder derselben Tafel zeigt.

Aus dem oben angeführten Grunde des Mangels an größeren Schlacht- und an Zugthieren ist schon zu schließen, daß der Landbau in China sehr emsig betrieben werden und sehr hoch geachtet sein muß. Letzteres ist auch wirklich in dem Maaße der Fall, daß der Kaiser selbst jährlich unter großen Feierlichkeiten ein Stück Acker bestellt, um seine Werthschätzung dieses wichtigen Gewerbes an den Tag zu legen, und Ersteres ist überall im Lande deutlich zu erkennen. Die Dörfer, die Landstraßen nehmen des Ackerbaus wegen nur geringen, und, so weit irgend möglich, nur zu diesem nicht geeigneten Raum ein; daher auch die vielen Gebäude auf steilen Höhen, die mehrere unsrer Bilder zeigen. Wiesen und Anger würden als eine unverzeihliche Beeinträchtigung des Ackerbaus gelten. Die Abhänge von Bergen sind meist bis oben hinan durch Terrassen nutzbar gemacht, die Felder gut bewässert, beim Mangel an Geld-Mitteln oft mit unendlicher Mühe, wie wir auf Taf. I. oben links sehen. Besonders wichtig unter den Erzeugnissen des Landes ist Reis, als das allgemeinste Nahrungsmittel im Lande; der Thee, von dem man nach Europa allein jährlich über 50 Millionen Pfund ausführt, während China selbst 300 Millionen, der übrige Osten von Asien 150 Millionen Pfund und Nordamerika ebenfalls ungeheure Quantitäten verbraucht, und der, da das Einsammeln und Trocknen, wobei die Blätter ausgesucht, oft einzeln mit Vorsicht zusammengerollt und dann geröstet werden (s. d. Bild auf Taf. II), sehr umständlich ist, viele Menschen ernährt; der für die bedeutende Seidencultur höchst werthvolle Maulbeerbaum, und endlich das Bambusrohr. Letzteres, dessen Wuchs das Bild auf Taf. II oben rechts zeigt, ist wegen seiner Leichtigkeit, Haltbarkeit und Biegsamkeit zu vielerlei Geräthschaften, zu Schirmen, Stühlen (s. Taf. I oben), Tischen, Segelstangen u. s. w., jung und zerspalten aber zu Matten, Segeln, Tauen trefflich zu benutzen; dazu gibt das Mark Papier, der Saft einen geschätzten Zucker.

Die äußerste Sorgfalt und Geduld, die wir schon beim Ackerbau und bei der Bereitung des Thees wahrgenommen haben, und die das chinesische Porzellan, wie die dortigen Seiden- und Baumwollenzeuge, Elfenbein-, Perlmutter-Schildpatt- und lackirte Arbeiten, die chinesische Tusche und das chinesische Papier zu in Europa sehr gesuchten Handelsartikeln machen, ist ein Hauptzug im Charakter der Chinesen, mit dem denn freilich ein anderer, nicht eben schöner, in engem Zusammenhange steht: eine ängstliche, peinliche Steifheit, Umständlichkeit, Kleinigkeitskrämerei. Diese spricht sich bei ihnen überall in Leben und Kunst aus. In wie kleinlichem Geschmacke sind die hölzernen Gallerieen mit bunten Laternen im Hofe des Mandarinenpalastes, das schon erwähnte Pälu, alle die Pavillons, Glockenthürme 2c. auf den verschiedenen Bildern gebaut, auch die bei dem kaiserlichen Lustschloß auf Taf. II und den berühmten Porzellanthurm bei Nanking auf Taf. III nicht ausgenommen! Und wie ceremoniell sitzt auf Taf. III die Dame da, welcher der Handelsmann seine Waaren vorlegt, trinken die Männer bei dem Gastmahle, zu dem die Gäste dreimal schriftlich eingeladen wurden, sich zu, läßt der Herr im Tragsessel durch Abgabe eines langen Briefes um die Erlaubniß bitten seinen Besuch zu machen,

ehe er aussteigt, wozu dann der Herr des Hauses erst in der Thür zu erscheinen hat! Und bei jenem Briefe muß man noch wissen, daß seine Größe genau nach dem Range abgemessen wird, so daß er in Folge dieser Etiquette gelegentlich von der Länge eines Zimmers vorkömmt.

Bei den Schach spielenden Damen auf Taf. I könnte man wohl schon aus dem geringeren Grade von Steifheit darauf schließen, daß sie nicht eigentliche Chinesinnen, sondern von einer der vielen vornehmen mandschurischen Familien seien, die im Lande wohnen, wenn auch nicht die unverkrüppelten Füße dies klar bewiesen.

Oben auf der dritten Tafel treten uns im Hafen von Kanton bei dem Dorfe Whampoa und in der Ansicht aus der nahen, von den Portugiesen gegründeten und diesen gehörigen, aber unter chinesischer Oberhoheit stehenden Stadt Macao die beiden Stellen von China entgegen, die bis vor wenigen Jahren die einzigen waren, wo Europäer zugelassen wurden, und auch hier nur unter den drückendsten Beschränkungen, weil die chinesische Regierung für sie schädlichen Einfluß auf ihre Unterthanen von denselben fürchtete. Zwar suchten mehrmals die Holländer und später die Engländer durch Gesandtschaften den Kaiser anders zu stimmen, doch vergeblich. Diese Gesandtschaften wurden sogar bis auf Lord Macartney, dessen einigermaßen feierlicher, wiewohl nicht in der Hauptstadt und nur im Freien erfolgter Empfang beim Kaiser im Jahre 1793 auf Taf. II dargestellt ist, sehr unwürdig aufgenommen, mit jenem ungemessenen Stolze auf des „Reiches der Mitte" Alter, Kultur und Macht, der ebenfalls ein Grundzug im Charakter der Chinesen ist. Erst in ganz neuerer Zeit (1842) gelang es den Engländern, sich mehrere Häfen Chinas zu öffnen, Emuy und Futscheu, beide der Insel Formosa gegenüber, und Ningpu und Schanghä weiter nördlich, ja sogar die Insel Hong-Kong, Macao gegenüber, als Eigenthum zu erlangen, wo sie die schnell aufblühende Stadt Victoria gründeten. Dies wurde durch einen Krieg erreicht, zu welchem im Jahre 1839 die zu Kanton erfolgte Wegnahme und Vernichtung von mehr als 20,000 Kisten Opium, die englischen Kaufleuten gehörten, führte. Letztere trieben nämlich, trotz des schon lange bestehenden Verbotes der Einfuhr dieses Giftes nach China, den Handel damit in Kanton im ausgedehntesten Maaße. Der Umsatz betrug nach unserm Gelde jährlich an 20 Mill. Thaler. Da griff denn die chinesische Regierung plötzlich zu jener Gewaltmaßregel, die sich freilich wohl hätte vermeiden lassen, oder wenigstens von Grausamkeiten frei halten, welche dabei vorfielen. — Das chinesische Kriegswesen war zu jener Zeit noch höchst erbärmlich. Das Geschütz und die Bewaffnung und Bekleidung des Militärs waren seit Lord Macartneys Zeit fast um nichts verbessert worden, und wie sie damals gewesen, das zeigen uns die zwei neben jenes Gesandten Empfangsscene stehenden Bilder aus dessen Reisewerke. Bei der Einnahme eines Forts bei Canton fanden die Engländer eine Unzahl halb versengter, von keiner Kugel getroffener Leichen. Wahrscheinlich hatten deren kattunene und mit Baumwolle gefütterte Röcke beim noch ungewohnten Schießen mit Luntenflinten Feuer gefangen. Eben so schlimm stand es mit der Befestigung der Städte

und mit dem Muthe der Soldaten. Die Ringmauern der Stadt Ting-hä auf der Insel Tschu-san stürzten schon zusammen nachdem man sie 9 Minuten lang aus den englischen Schiffen beschossen hatte. Emuy, das ungeheure Brustwehren, mindestens 500 Stück Geschütz und etwa 10,000 Mann Besatzung hatte, wurde in ein paar Stunden eingenommen und es blieben dabei nur etwa 150 Chinesen, da alle sogleich flohen, als die Engländer die erste Batterie erstiegen. So kam es daß die Engländer mit einer nicht eben großen Flotte den Kaiser eines der größesten Reiche der Erde so in die Enge trieben, daß er ihnen die oben angegebenen Freiheiten einräumen und 27 Millionen Dollars zum Ersatz des Opiums und der Kriegskosten zahlen mußte. Daß die Chinesen in den drei Kriegsjahren mit allen Kräften bemüht waren, unter Beistand holländischer Offiziere aus Java ihre Vertheidigungsanstalten zu verbessern, ist gewiß, und dies hätte vielleicht zu einem bessern Resultate geführt, wenn nicht innere Unruhen ausgebrochen wären, die sich seitdem wiederholt und das Reich in blutige Bürgerkriege gestürzt haben, deren Ende jetzt noch nicht abzusehen ist. Der ganze Verlauf des englisch-chinesischen Krieges ist in den von E. Wendt herausgegebenen „Reisen des Missionars Gützlaff" dargestellt, welcher als Dollmetscher bei den Verhandlungen war. Ueberhaupt kann dieses sehr billige und doch hübsche Buch als eine unterhaltende vollständige Schilderung Chinas denen empfohlen werden, die gern mehr von seinem höchst eigenthümlichen Volke wüßten.

Die letzten Bilder auf unsern Tafeln, das Innere eines Fo-Tempels, ein Mönch und das Kloster Pu-ta-la weisen auf das Religionswesen in China hin. Da sieht es denn traurig genug aus. Die Vornehmen bekümmern sich eigentlich gar nicht um Religion, sondern hangen den Sittenlehren des Confucius an, woran sie genug zu haben meinen. Dieser Confucius oder Kongfutsen war ein chinesischer Staatsmann und Philosoph, der etwa 500 vor Christo lebte und dessen hinterlassene Bücher für die Chinesen sind, was für uns die heilige Schrift: das Kind lernt sie auswendig und der greise Doctor erklärt sie. Die Hauptpflichten die er seinen Landsleuten einschärfte sind: Ehrfurcht den Aeltern, Gehorsam den Fürsten, Treue den Freunden. Diese Pflichten, lehrt er, könne man durch eigene Anstrengung vollkommen erfüllen, denn das menschliche Herz sei rein, und man solle sie erfüllen um der damit verknüpften irdischen Glückseligkeit willen. — Doch hat sich das chinesische Volk an dieser dürren Moral nicht genügen lassen. Schon einem Zeitgenossen des Confucius, dem Laokien oder Lao-tseu, gelang es eine Lehre zu verbreiten, in der sich Ahnungen eines höchsten Wesens und einer Fortdauer des Menschen nach dem Tode finden. Die Anhänger dieser Lehre sollen jedoch gegenwärtig sehr gering an Zahl sein. Dagegen hat sich etwa seit 70 nach Christus von Indien aus der Buddhismus hier verbreitet. Er heißt in China der Fo-Glaube. Wir wissen schon, daß er auch nur ein Tugendsystem ist; aber er stellt doch wenigstens Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen nach dem Tode in Aussicht; und dann hat er seine Mönchs- und Nonnenklöster, seine Priester

dürfen sich nicht verheirathen, haben ihre Tonsur, tragen wallende Gewänder und besondere Kopfbedeckungen, zünden Weihrauch an, klingeln mit Glöcklein, tragen Rosenkränze, beten in unbekannter Sprache, bringen Opfer für die Todten u. s. w. Das hat für die Chinesen Reiz. Uebrigens sind die Priester (Bonzen) im allgemeinen sehr unwissend: nur wenige unter ihnen können schreiben und lesen. Auch hangen nur die niedrigern und ungebildetern Volksklassen ihnen an und selbst diese nicht mehr mit dem frühern Eifer und was oben von der Religion des Lao-tseu gesagt wurde, das gilt auch von der des Buddha: sie ist gegenwärtig sehr im Verfall.

So ist denn die große Masse der Chinesen eigentlich ohne allen Glauben. An die Stelle der Religion tritt bei ihnen die Verehrung der Vorfahren. Von den vielen Tempeln, welche man überall antrifft, besteht ein großer Theil aus solchen, welche Familien ihren Vorfahren, oder welche solchen Männern zu Ehren errichtet wurden, die wegen großer Verdienste um das Gemeinwohl zu dem Range von Göttern erhoben sind. Dem Confucius besonders ist in jedem Distrikte ein Tempel errichtet, wenngleich ihm der Name eines Gottes nicht beigelegt wird. Am Jahrestage ihres Todes bringt man diesen Vorfahren Opfer dar, theils um ihnen damit Verehrung zu erweisen, theils um sie zu nähren, damit sie nicht kommen und die Lebenden quälen. Wie fast stets, so ist nämlich auch hier dem Unglauben Aberglaube beigesellt. Man setzt ihnen einige der besten Gerichte, die man verzehren will, zur Schau vor. Die Geister saugen dann, so meint man, die Säfte der Nahrungsmittel ein, und lassen die Stoffe den Lebenden. Auch verbrennt man ihnen Papierstreifen mit Zinnplättchen oder Goldpapier, um sie mit Gold und Silber zu versorgen, denn im Rauche steigt das Metall in den Himmel und verwandelt sich in Gold- und Silberbarren. Eine bestimmte Ansicht von der im Buddhaismus sonst allgemein angenommenen Seelenwanderung haben nur Wenige; die vorherrschende Meinung ist, daß der Mensch drei Seelen hat, von welchen eine beim Tode in den Aufenthalt der abgeschiedenen Geister eingeht, die zweite mit dem Leibe begraben wird, die dritte aber bei der Gedächtnißtafel der Verstorbenen verbleibt. Stirbt jemand fern von seiner Familie, so muß ein Priester die Seele zu dem Wohnorte der Familie und zu ihrer Tafel zurückrufen. Das Innere eines Fo-Tempels auf Taf. I läßt uns auf den ersten Blick erkennen, zu welchem fratzenhaften Götzendienste der Buddhismus in China ausgeartet ist. Götter ohne Zahl, in Menschen- und Thiergestalt, werden verehrt, freilich meist nur mit einem Gebete von wenigen Worten unter dem Verbrennen eines Schwefelhölzchens, eines Stückchen Goldpapier oder ähnlicher werthloser Dinge, so daß der ihnen gewidmete Dienst an den Brauch jener Horde im nördlichen Asien erinnert, nach welchem der Betende seinem Götzen einen Mund voll Tabaksrauch zubläst und dabei die würdevollen Worte spricht: Nimms hin, Pfaff! — Das Bild des Mönchs, das auffallend an die Mönche der römisch-katholischen Religion erinnert, zeigt im Hintergrunde das Kloster Pu-ta-la in der Nähe der kaiserlichen Sommerresidenz Zehol nördlich von Peking, das Lord Macartney besuchte als er

dem Kaiser nach jenem Lustsitze nachreisen mußte um eine Audienz zu erlangen. Das Gebäude hat fast nichts von dem gewöhnlichen chinesischen Charakter, dagegen einige Aehnlichkeit mit dem berühmten Kloster gleiches Namens bei H'lassa in Tübet, in welchem der Dalai-Lama seinen Sitz hat, so daß der Gedanke nahe liegt, es sei jenem nachgebildet. Die innere Einrichtung fand Macartney äußerst prachtvoll, besonders die sogenannte goldene Kapelle, die, wenn auch nicht ganz von Gold, doch sehr viel Vergoldung enthält. Es sollen 800 Mönche in diesem Kloster leben. Eine Anzahl derselben sah Macartney mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden der Kapelle sitzen und in tiefen Baßtönen Hymnen singen. Die Farbe ihres Anzugs ist bei ihren Amtsverrichtungen und bei feierlichen Gelegenheiten das „kaiserliche" Gelb, außerdem aber Braun.

50. Mongolei und Tübet.

Diese Tafel führt uns nach dem ungeheuern Hochlande, das den Kern Asiens bildet und fast den sämmtlichen großen Strömen dieses Erdtheiles ihre Entstehung gibt. Ueberall ist dasselbe durch Gebirgsketten abgesondert, die aus den umliegenden Ländern zu enormer Höhe emporsteigen, ganz besonders an denjenigen Seiten, wo Hindustan, Hinterindien und China liegen, dann aber an dem innern Rande bei weitem nicht wieder so tief sich hinabsenken, so daß dort schon das flache Land einige Tausend Fuß über der Meeresfläche liegt, in Tübet sogar 8 bis 10,000 Fuß hoch. Denn wie die umgebenden Randgebirge, die in Tübet eine Kammhöhe haben welche dem Gipfel unseres Montblanc gleichkömmt, hebt sich auch die Ebene innerhalb derselben nach Südosten zu immer höher. Aber natürlich nicht als eine einzige fortlaufende Ebene, sondern von vielen Einschnitten und Gebirgen unterbrochen. Sie ist ja größer als ganz Europa. Immerhin kann indeß ein guter Theil davon, ein Stück von 1200 Meilen Länge und zwischen 500 und 700 Meilen differirender Breite, im Ganzen als eine einzige Ebene gelten; und es ist das schon zu viel, da sie nicht etwa eine liebliche Fruchtebene, sondern fast überall entweder unfruchtbare, wasserlose Steppe ist (Gobi), oder öde Sandwüste (Schamo, was Anhäufung von Sand bedeutet). Nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen bringt sie etwas Grünes hervor, und auch da meist nur sehr mageres Kraut oder Gesträuch und halb verkümmerte Bäume. Daneben aber steigen hier und da wieder hohe Gebirge auf und bedecken Striche wie ganze Länder groß, so daß auch dort wieder nichts wächst, es sei denn daß die niedrigen Berge so gelegen und so mit fruchtbarer Erde bedeckt sind, daß sie Futterkräuter hervorbringen oder gar Waldungen auf ihnen gedeihen können. Nur in den wenigen Flußthälern, meist in der Nähe der Gebirge und zwischen denselben, und um die großen Seen herum, deren es eine gute Anzahl gibt, ist Anbau möglich. Und diese Gegenden sind denn auch meist trotz der hohen Lage im Sommer warm, so daß in Tübet in einer Höhe von 8000 Fuß noch Wein, Aprikosen und Nüsse gedeihen. Ja in Turfan, oder

wie die Chinesen es nennen: Tien-schan-nanlu, d. i. südlich vom Himmelsgebirge, dem Lande das sich gegen Norden an den westlichen Theil Tübets anschließt nachdem man ein hohes Gebirge passirt hat, und in seinem südlichen Theile noch rauh, nackt und öde ist, senkt sich nach Norden der Boden schon so, daß es dort in den Thälern der Flüsse die ihre Wasser in den Lop-See ergießen so heiß wird, daß Südfrüchte in Menge wachsen, ja Baumwolle fortkömmt. Hier ist auch das Land stellenweise recht gut angebaut und hat mehrere große gewerbreiche Städte, wie Oksu, Kaschgar, Yarkand und Turfan. Sonst aber sind oft selbst die Stellen, welche zum Anbau tauglich wären, unbenutzt. Denn die Mongolen und ihre Brüder die Delöten oder Kalmüken, welche in vielen Stämmen den größten Theil des ganzen Hochlandes bewohnen, haben keine Lust zum Landbau, wie eifrig auch die chinesische Regierung, der sie seit dem vorigen Jahrhunderte unterthan sind, dessen Einführung betreibt. Sie ziehen lieber mit ihren Heerden herum, oder geben den Karavanen zwischen Kaschmir, H'lassa, Kaschgar, Cobdo, Kiachta Tsching-tu und Singan das Geleite. Ganz nach Belieben dürfen sie freilich nicht wandern, sondern der Kaiser von China hat jedem Stamme seinen Bezirk vorgeschrieben. Der Kalmükenfamilie, die auf unserm Bilde auf häßlichen kleinen Pferden einen steinigten Waldweg herabkömmt, sieht man auch wohl an, daß sie nicht zum Ackerbau passen würde, viel weniger als ihre Namens- und ursprünglich gewiß auch Stammesvettern, die wir auf der 3. Tafel von Rußland gefunden haben, und die eigentlich aussehen als müßte tüchtig zu arbeiten ihnen Lust sein, dennoch aber nicht arbeiten wollen. Das Räuberhandwerk aber, das nie ein anderes Volk in so großartiger Weise betrieben hat wie die Mongolen und ihre Genossen, als sie im 12. und 14. Jahrhunderte unter den Khanen Dschingis und Tamerlan oder Timur zweimal ganz Vorderasien und einen Theil von Europa verheerend und plündernd durchzogen, geht nicht mehr. Aus jenen Zeiten stammen übrigens die jetzigen Namen der dortigen Völker zum größten Theile her. Als Dschingis zu großer Macht gelangte, nannte er seinen eigenen Stamm Kukai Mongöl, d. i. „himmlisches Volk" und alle übrigen ihm unterworfenen Stämme (meist turkische und also die dortigen Ueberbleibsel der Völker, die im 6. Jahrh. nach Westen ausgezogen waren und ganz Vorderasien, Nordafrika und einen Theil von Europa bezwungen hatten) belegte er mit dem Namen Tataren, d. h. „Tributpflichtige", so daß die in neuerer Zeit abgekommene Bezeichnung des ganzen Hochlandes, ausschließlich Tübets, mit dem Namen Tatarei eigentlich gar nicht unpassend war, da das ganze Land jetzt tributpflichtig ist. Nur der Umstand hat diesen Namen verdrängt, daß er jetzt hauptsächlich gerade die Stämme treffen würde, zu denen er sonst im Gegensatze stand, die Mongolen und Delöten, denn dichte Turkbevölkerung ist nur noch in Turfan zu finden. Delöt aber bedeutet Abgesonderte, Abtrünnige, wie denn auch die Delöten sich schon bald nach Dschingis Tode wieder von den Mongolen absonderten. Ihre Hauptstämme sind jetzt die Dsungaren und die Turguten in der Dsungarei und die Koschoten zwischen der großen Wüste und Tübet. Zwi-

schen ihnen, in Turfan oder der Neuen Grenze, wie dies Land, das wir schon als das verhältnißmäßig cultivirteste des Hochlandes kennen lernten, jetzt auch noch bei den Chinesen heißt, leben Muhamedaner, meist Usbeken. Die Mongolen dagegen wohnen hauptsächlich im östlichen Theile des Hochlandes, nördlich von China, und ihre Hauptstämme sind die Khalkas im Norden und die Tschakharen im Süden der Wüste. Die meisten dieser Stämme haben zweihökerige Kameele, Pferde, Yaks mit einem fast bis zum Boden reichenden Mantel von sehr nutzbarem feinen Haar, Esel, Schafe, Ziegen in Menge. Finden sich doch die meisten dieser Thiere sogar wild am Rande der Wüste oder auf den Bergen, je nachdem sie von Natur mehr auf die Ebene oder auf Gebirgsgegenden angewiesen sind. Und dann, wie ergiebig ist die Jagd! Da streifen Hirsche und Antilopen und Dsiggetais umher, dort im nördlichen Gebirge das Argali oder sibirische Schaf, hier im südlichen und östlichen das Moschusthier und die wilde Ziege, in beiden auch der Bär mit seinem kostbaren Pelze, und Rudel von Schakaln und Wölfen verfolgen jene, wie die wilden Pferde und Esel, und Tiger und Leoparden lauern den Einen wie den Andern auf. Dem Mongolen und Kalmüken aber sind sie Alle, Verfolgte wie Verfolger, eine willkommene nutzbare Beute. So ist denn wenigstens in dem nördlichen Theile des Hochlandes von Mittelasien das meiste Interesse an das Thiergeschlecht geknüpft und auf unsrer Tafel dieses mit Recht vorzugsweise berücksichtigt. Am meisten zieht hier die imposante Gestalt des Tigers, dessen Vaterland bis in die nordöstlichen Randgebirge des Hochlandes, bis an die Ufer des Kerulun und des Orchon und an den Altaï reicht, und dessen Jagd in den Peking zunächst gelegenen Gebirgsgegenden der Mongolei sonst ein jährlich wiederkehrendes Fest des chinesischen Hofes war, unsere Augen auf sich, sowohl in dem Bilde wo die beiden Tiger vor ihrer Waldhöhle, durch ein Geräusch in Spannung gesetzt, mit Blicken in denen sich ihre Blutgier aufs vollkommenste ausspricht nach der Gegend sehen, woher jenes kam; als auch in dem andern, wo das kräftige Thier in gewaltigem Sprunge auf das gleich zu Boden gedrückte Dsiggetai herabstürzt. — Der Leopard ist zwar, was Asien betrifft (denn auch Afrika ist seine Heimath), eigentlich nur weiter im Süden zu Hause, in Vorder- und Hinterindien, besonders auf Ceylon, Sumatra und Java, jedoch findet er sich auch noch in Tübet, Turfan und im ganzen Süden der großen Wüste hin, bis an die Gränzen der Mandschurei, ja er wird hier vielleicht bald immer noch mehr vorkommen als in einem großen Theile der vorhin genannten Länder, wo er beim Wachsen der Bevölkerung überhaupt, und besonders der europäischen, seltener und seltener wird. Zwar hat er auch hier an den in reiner Gebirgsluft kräftig aufwachsenden, muthigen Tübetern und Usbeken, entschiedenen Gegensätzen zu den schlaffen Hindustanern, gefährliche Verfolger, die so gut wie die jagdlustigen Mozabiten am Atlas ihn selbst ohne Feuergewehr zu erlegen wissen, indem sie vor dem gereizten Thiere auf einen Baum fliehen und so besser als auf der Erde den passendsten Augenblick abwarten, es mit scharfem Säbel tödtlich zu verwunden; aber immer wird er hier nicht so viel verfolgt wie in

Indien und findet in den zahlreich umherschweifenden Thieren vom Ziegen- und Hirschgeschlechte reiche Beute. Sowohl wie er diesen hinter Gesträuch und Felsblöcken auflauert, als auch jene kühne Art ihn zu erlegen, stellt unsre Tafel in lebendigster Weise dar; eine nähere Schilderung aber des Leoparden wie des Tigers, zusammen mit allen übrigen Thieren des Katzengeschlechtes, von denen auch noch der Luchs und einige kleinere Arten hier häufig vorkommen, findet man bei Mangel einer guten Naturgeschichte in „Wendts maler. Wanderungen". — In dem Dsiggetai (Equus hemionus) hat wahrscheinlich unser Pferd seinen Stammvater. In zahlreichen, flüchtigen Heerden durchzieht dieses zierlich gebaute Thier die weiten Hochwüsten von Da-urien und der Mongolei, ja bis an die nördliche Gränze von Tübet, so schnell daß selbst die besten mongolischen Pferde es nicht einholen; nur der Schnelle kann ja in der Wüste das Leben fristen. Ein Hengst geht immer der Heerde voraus. Gewahrt oder wittert er in der Ferne etwas Ungewöhnliches, so sprengt er vor und sucht sich dem befremdenden Gegenstande vorsichtig zu nähern; merkt er Gefahr, so eilt er mit Blitzesschnelle zurück und treibt die Heerde zur schleunigen Flucht, wodurch die Jagd dieser Thiere eine sehr schwierige wird. Die Mongolen lauern ihnen bei Bächen und Salzlecken auf, besonders bei regnigem und stürmischem Wetter, wo die sonst so scharfen Sinne der vorsichtigen Thiere etwas abgestumpft scheinen, und schießen oder fangen sie, da sie ihr Fleisch für den besten Braten halten. Die Tübeter geben den Dsiggetai ihrem Gotte des Feuers und des Krieges zum Reitpferd, so daß sich unser edles Roß solcher Abkunft nicht zu schämen braucht. Seine Zähmung ist indeß bis jetzt noch nicht gelungen, wiewohl die Möglichkeit derselben nicht unwahrscheinlich sein dürfte. — Das Moschusthier (Moschus moschiferus) schweift über einen großen Theil der Alpengebiete von Tübet bis an die chinesische Mauer, kömmt auch in den Grenzgebirgen nach der Mandschurei und bis zum Baikalsee vor und ist hier überall ein Gegenstand eifriger Jagd, wegen der starkriechenden, auch bei uns sehr bekannten Substanz die ein Beutel unter dem Schwanze des Männchens enthält. Gleich den Gemsen bewohnt es die höchsten Klippen und Pässe. In seiner allgemeinen Erscheinung ist es, wie unser Bild zeigt, dem Rehe nicht unähnlich, nur daß aus jeder Seite der Oberkiefer ein langer Zahn nach unten zu hervorsteht. Die Farbe des Thieres ist ein graulisches Braun. Es wird in Netzen gefangen oder geschossen und die Jäger sollen es dadurch herbeilocken, daß sie sich verstecken und die Flöte blasen. — Der Goldadler, den wir unten auf unsrer Tafel gierig und wie eben zum Fluge ansetzend von hohem Felsen in die Tiefe hinabstieren sehen, ist im Himalaya-Gebirge sehr häufig, wohnt aber auch in Nord-Amerika auf den Rocky-Mountains und auf steilen Felsen in den Gebirgen Spaniens, der Schweiz und Schottlands. Er ist mit seinen röthlich braunen, wie mit Goldstaub bepuderten Federn, seinem schwarzbraunen mit wellenförmigen grauen Streifen gezierten Schwanze, seinen kräftigen Schenkeln und Klauen und seinem schön gebogenen dunkelblauen Schnabel einer der herrlichsten Vögel, das prächtigste Thier des

Adlergeschlechts, das bei so vielen Völkern als Symbol der Macht und Herrschaft gilt. Deshalb heißt er auch der Königsadler. Stolz baut er sein großes, festes Nest, nicht wie das anderer Vögel weichlich ausgefüttert, auf die höchsten, unzugänglichsten Felsenspitzen, von wo er mit kaum glaublicher Sehkraft seine Beute in der Tiefe erspäht und mit Sturmeseile sich zu ihr hinabschwingt. Ganz kleine Thiere, oder todte, verschmäht er; nur Ziegen, Lämmer, Füchse, Hasen u. dgl. sind ihm gut genug.

Wie die Mongolei hauptsächlich als Ursitz zahlreicher Horden von Eroberern wichtig ist, die von hier aus zu verschiedenen Zeiten das südliche und westliche Asien und große Theile von Afrika und Europa überschwemmt und sich unterworfen haben, so das rauhe große Alpenland Tübet, von den Bewohnern Bod genannt, als Hauptsitz derjenigen Religion, welche die meisten Bekenner zählt, als Mittelpunkt des Buddhismus. Hierhin vorzugsweise flüchtete derselbe, als er aus Vorderindien weichen mußte, und hier übt er nicht allein seine geistige, sondern auch weltliche, freilich seit dem vorigen Jahrhundert durch die Regenten von China eingeschränkte Macht aus. Die Kaiser von China empfangen nämlich einen Tribut und haben eine Besatzung in Tübet unter zwei in H'lassa residirenden Generalen (Ta-tschin = große Minister), welche zugleich eine Oberaufsicht über die politische Verwaltung führen, zu der sogar gehört daß sie die Anstellungen für weltliche Aemter bestätigen. Außerdem sind aber in Vorder-Tübet (von China aus gerechnet) der Dalaï-Lama und in Hinter-Tübet der Teschu- oder Djaschu-Lama nicht allein geistliche, sondern auch weltliche Regenten, beide unabhängig von einander, jedoch der erstere den höhern Rang in der Hierarchie einnehmend. Und Butan zahlt nur Tribut, steht im übrigen aber ganz unter der souverainen Gewalt seines ebenfalls geistlichen Deb-Ratschah. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die Geistlichen überall bei der Verwaltung des Landes großen Einfluß haben. In jeder Stadt, in jedem Dorfe führt ein weltlicher Lama (Weltgeistlicher), Deba genannt, gemeinschaftlich mit einem Karpon (Commandanten) und einem Vazir, oder mit letzterem allein, das Lokal-Regiment. Nur in einigen blos von Nomaden bevölkerten Gegenden hat ein Karpon allein die Verwaltung. Und eben so ist es nicht anders zu erwarten, als daß die Priesterschaft außerordentlich zahlreich und verhältnißmäßig sehr reich sein müsse. In der That kommen auch auf eine Bevölkerung von höchstens 5 Millionen, die das unser Deutschland an Größe um das Doppelte übertreffende Land nur hat, 90,000 Priester und Mönche, und der Tempel und Klöster sind Tausende über das ganze Land verstreut, um welche sich alle Ortschaften schaaren und von welchen dieselben meist ihre Namen empfingen. Der höchste Glanz und die höchste Pracht, welche die Tübetanische Baukunst zu bieten versteht, sind auf diese Gebäude verwandt, besonders auf die in H'lassa und dessen Umgebungen, in denen das Kloster Pobrang-marbu (d. i. Rothe Stadt) auf dem Pu-ta-la oder heiligen Berge liegt, wo der Dalaï-Lama residirt. Die sehr solide Bauart der meist aus vielen Stockwerken bestehenden Klöster haben wir schon auf der 1. Tafel von China

an dem Kloster Pu-ta-la in der Mandschurei kennen gelernt, bei dem bemerkt wurde, daß es wohl nach dem Muster der Residenz des Dalaï-Lama aufgeführt sei; von der Bauart der Tempel aber gibt uns die Abbildung eines der Tempel am Kloster Djaschu-Lumbu ein Beispiel. Dieses Kloster, mit einer kleinen Stadt daneben welche gewöhnlich eben so genannt wird, obgleich sie eigentlich Zhikatseh-jung heißt, ist der Sitz des Djaschu-Lama, 26 Meilen westlich von H'lassa, in einem engen von schroffen Felsen umgebenen Thale, an dessen Eingange die eben erwähnte befestigte Stadt liegt. Es ist eines der größten und schönsten im Lande. Unter seinen Gebäuden zeichnet sich das Mausoleum eines gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gestorbenen Djaschu-Lamba aus, dessen Beschreibung uns auch von den tübetischen Bauwerken dieser Art eine Idee geben kann. Es gleicht einem einfachen viereckigen Wachthurme, über welchem ein doppelter chinesischer Baldachin emporragt, dessen Rinnen mit Glocken behängt sind in denen der Luftzug ein unaufhörliches Grabgeläute anstimmt. Der Leichnam des Lama ruht in einem goldenen Sarge, der von einem pyramidalen, außen mit silbernen Platten belegten Grabgewölbe umschlossen wird, auf dessen Stufen man die dem Verstorbenen einst zugehörigen Juwelen und anderen Kostbarkeiten niedergelegt hat, und auf dessen obersten Theile sein Bildniß, ebenfalls von Gold, in der Höhlung einer großen Muschel angebracht ist. Vor diesem Grabe empfängt ein Altar die täglich unter Weihrauchdämpfen dargebrachten Opfer, und daneben steht eine Bildsäule des Lamas in Lebensgröße in der Stellung eines Lesenden. Von der Decke des Mausoleums hängen seidene Wimpel herab, und die Wände sind mit Gemälden verziert die betende Priester darstellen.

Tassisudon, das sich auf unsrer Tafel ebenfalls dargestellt findet, ist der Sitz des Deb-Radschah, des geistlichen und weltlichen Oberhauptes von Butan, ja es besteht im Grunde nur aus dessen Palaste, sofern man ein Viereck von so bescheidnen Gebäuden, wie unser Bild, welches die eine Seite desselben mit dem Haupteingange darstellt, uns zeigt, diesen vielversprechenden Namen geben kann. Zwar steigt die, auf unsrer Abbildung nur in ihrer Spitze im Hintergrunde sichtbare eigentliche Wohnung des Debradschah, in der Westecke, mit einem Götzentempel darüber bis zu sieben Etagen hinauf, ja der Haupttempel daneben wird sogar von einem goldenen Baldachin bedeckt, doch entspricht auch dieser Theil nicht unsern Begriffen von einer fürstlichen Wohnung, und das Ganze erscheint noch um so geringer, wenn man hört, daß neben dem Herrscher hier noch alle höchsten Regierungsbeamten wohnen. In der That steht auch die Baukunst in Butan viel niedriger als in Tübet. Schon in letzterem Lande sind freilich die Wohnungen des Mittelstandes sehr elend, mit nur drei oder vier kleinen Fensteröffnungen, doch immer von Stein; in Butan bestehen sie meist nur aus Holz, ja oft nur aus Bambusstangen. Mitten im Hauptgemache bildet ein Stein den Feuerheerd, dessen Rauch keinen andern Ausweg als Thür und Fenster hat. In einigen Gegenden stehen die Häuser auf Pfählen und sehen dann, da der untere Raum verkleidet

und zu Aufbewahrung von Holz oder dergl. benutzt ist, fast wie kleine Thürme aus. Dicht am Flusse bemerken wir auf unserm Bilde ein solches Haus. Die höher hinauf liegenden sind schon Wohnungen von Vornehmen, deren mehrere in einiger Entfernung vom Palaste des Deb-Radschah auf beiden Seiten dem engen aber herrlichen Thale entlang liegen.

51. Japan.

Dieses Reich, dessen europäische Namen aus dem Worte Jih-pún (d. i. Sonnenaufgang), mit welchem die Chinesen es benennen, entstanden sind, während es bei den Bewohnern selbst Nippon oder Niffon heißt, besteht aus einer großen Menge von Inseln. Es sollen deren über 3500 sein. Die größten davon sind Nippon, welche lang hingedehnt bei weitem die Hauptmasse des ganzen Reiches bildet, Kiusiu und Sikok am Südwestende von Nippon, und Jesso oder Jezo an dessen Nordostende. Die Lieu-kieu-Inseln und die Halbinsel Korea gelten als Schutzländer. Die Größe des ganzen Landes kömmt der von Portugal und Spanien gleich, Einwohner aber hat es doppelt so viel als diese beiden Staaten. Daraus möchte man denn, besonders wenn man weiß, daß es eine große Menge vortrefflicher Häfen hat, daß der Boden meist gebirgig, steinig und wenig fruchtbar und das Klima ziemlich rauh ist, viel rauher als die geographische Breite vermuthen läßt, und daß endlich die Japaner ein gebildetes, mit allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens bekanntes, gewerbfleißiges Volk sind, wie das Alles zum Theil schon in unsern Abbildungen sich zeigt, auf einen lebhaften Handelsverkehr mit dem Auslande schließen. Und in der That bestand ein solcher in früherer Zeit. Vor 300 Jahren waren die Häfen Japans allen Völkern offen, und seine eigenen zahlreichen Handelsschiffe traf man in allen benachbarten Meeren an, bis nach Bengalen. Die Portugiesen, die von den europäischen Völkern zuerst in jenen Gegenden Handel trieben, fanden eine gastfreie Aufnahme, sie durften jeden Theil des Landes besuchen und viele schlugen ihren Wohnsitz in Japan auf, ja die Jesuiten, die damals jeden von den Portugiesen und Spaniern geöffneten Weg nach fremden Ländern auf das eifrigste für ihre Zwecke benutzten, verbreiteten ungestört ihre Religion, zu der sich bald eine große Menge Eingeborener aus allen, sogar aus den vornehmsten Ständen bekannten. Später wurde es aber anders, hauptsächlich durch die Schuld des eben genannten religiösen Ordens. Allen Ausländern wurde das ganze Reich völlig versperrt, bis auf einen einzigen Hafen auf der, China am nächsten liegenden Insel Kiusiu, welcher aber auch nur den Chinesen, Koreanern und Holländern offen blieb, und das nicht anders als unter den allergrößesten, bis ins Lächerliche gehenden Beschränkungen. Denn in diesem Hafen — es war der von Nagasaki, welchen das Mittelbild unsrer Tafel darstellt — durften die Chinesen jährlich nur die Ladung von 10 Djunken, die Holländer die von zwei Schiffen verkaufen und dagegen japanische Produkte einnehmen. Dabei durfte die

holländische Factorei, die jährlich zu diesem Zwecke von Batavia herüberkam, aus nicht mehr als 11 Personen bestehen und keiner von diesen anders als mit besonderer Erlaubniß des japanischen Statthalters und unter der Aufsicht von 25 bis 30 Polizeibeamten, die alle Berührung mit andern Japanesen gänzlich verhinderten, die kleine Insel Desima, die wir vorn in der Mitte des Hafens vor uns sehen, verlassen; der Verkauf ihrer Waaren aber und der Einkauf der Rückfracht mußte durch bestimmte japanische Beamte besorgt werden, die eidlich verpflichtet waren, ihnen nichts über Sitte, Sprache, Religion, Verfassung und Geschichte des Landes mitzutheilen. Endlich mußten sie auch noch einen jährlichen Tribut zahlen und alle vier Jahre mußte der Vorsteher der Factorei, nur von zwei Holländern, aber von einem äußerst kostspieligen, meist an 200 Personen starken Zuge von japanischen Beamten und deren Reisebedienung begleitet, den weiten Weg nach Jeddo machen, um dem Kubo, dem weltlichen Oberhaupte des Reiches, eine Anzahl Geschenke persönlich zu überreichen. Und bei allen diesen Demüthigungen und Plackereien, denen sich schwerlich ein anderes europäisches Volk unterworfen hätte, wurde den Holländern ihr Privilegium noch als eine überaus große Gunst angerechnet, als eine Belohnung für den Beistand, den sie im Jahre 1638 den Japanern bei Vertreibung der Portugiesen und Ausrottung des Christenthums in ihrem Reiche geleistet hatten. Den Eingeborenen aber war auf das strengste verboten ein fremdes Land zu besuchen; nur zwischen den zu Japan gehörigen Inseln durften sie Schifffahrt treiben, und hatte einmal die Mannschaft eines Fahrzeuges das Unglück, nach einer fremden Küste verschlagen zu werden, oder Schiffbruch zu leiden und die Hülfe eines ausländischen Schiffes annehmen zu müssen, so wurde sie nach ihrer Rückkehr Jahre lang, oft auf Lebenszeit der strengsten polizeilichen Aufsicht unterworfen. So war denn Japan über 200 Jahre lang in einem Maaße vom Auslande abgesperrt, wie es noch nie bei einem kultivirten Staate der Fall gewesen ist, und der Umstand, daß unter diesen Verhältnissen eine so große Bevölkerung in einem von der Natur durchaus nicht besonders gesegneten Lande nicht allein ohne Mangel, sondern allem Anscheine nach in großer Behaglichkeit und im Genusse fortschreitender Kultur leben konnte, legt ein schönes Zeugniß von deren Fähigkeiten und Betriebsamkeit, besonders von ihrer Tüchtigkeit im Ackerbau ab.

Erst in der allerneuesten Zeit ist dieses System völliger Absperrung wenigstens in etwas aufgegeben worden, nachdem schon lange die Russen und die Engländer, und in den letzten Jahren auch die Nordamerikaner mehrfache vergebliche Versuche gemacht hatten, das Japanische Reich ihrem Handel zu öffnen, wie die Holländer mancherlei erfolglose Anstrengungen, um größere Freiheiten zu erlangen. Die Kriegsschiffe welche viel öfter als früher in den japanischen Gewässern erschienen, die Wallfischfänger und Kauffahrer welche sich alljährlich in größerer Zahl an den Küsten blicken ließen, die Landungen europäischer Schiffe an den Lieu-kieu-Inseln, die Besuche der Engländer und Nordamerikaner auf den Bonin-Inseln, gaben, wie es scheint, den japanischen Staatsmännern, denen es nicht an Einsicht, nur

wahrscheinlich vermöge ihrer Abgeschlossenheit an genügender Kenntniß der Weltbegebenheiten fehlt, endlich die Ueberzeugung, daß bei dem völligen Umschwunge und der riesenhaften Ausdehnung, welche der Handelsverkehr in den letzten vierzig Jahren erhalten hat, eine Absperrung in der alten Weise nicht länger durchzuführen sei. Sie gaben deshalb zu Anfang des Jahres 1854 einem russischen Admiral, der von neuem zur Betreibung eines Handelsvertrags nach Japan gesandt worden war, die Erklärung, es liege in der Absicht der Regierung die Häfen des Reichs allen Nationen zu öffnen, nur bedürfe man noch einiger Zeit um die gehörigen Vorbereitungen zu treffen. Schon jetzt seien aber alle diese Häfen für solche Schiffe als geöffnet zu betrachten, welche Ausbesserungen vornehmen wollten oder Wasser und Holz nöthig hätten. Doch sei es, um Streitigkeiten zu vermeiden, der Mannschaft nicht erlaubt ans Land zu gehen. Und bald darauf, am 31. März 1854, schlossen sie mit den Vereinigten Staaten den Vertrag von Kanagawa ab, nach welchem diesen der Hafen Simoda auf der Insel Nippon, unweit des Kap Fogu, sogleich, der Hafen von Hakodade aber, am südlichen Ende der Insel Jezo, nach Verlauf eines Jahres geöffnet sein sollte. Hiermit ist denn wenigstens ein Anfang zu einer Erweiterung des Verkehrs mit dem Auslande gemacht, wenn auch freilich nur ein ziemlich geringer. Denn wie die Holländer, so sind auch die Nordamerikaner dem Zwange unterworfen, ihre Handelsgeschäfte durch Vermittelung kaiserlicher Beamten zu betreiben; und ist ihnen in Simoda erlaubt innerhalb eines Bezirks von 7 japanischen Meilen zu gehen wohin sie wollen, auch 18 Monate nach Abschluß des Vertrags einen Consul oder Agenten anzustellen, ja muß auch bei Hakodade ein gewisser Raum ihnen jetzt geöffnet sein, den die japanische Regierung noch zu bestimmen hatte: so frägt es sich doch, ob nicht letztere seitdem Einrichtungen zu treffen gewußt hat, welche denn doch die Berührung zwischen den Ausländern und ihren Unterthanen, vor der sie sich, wie auch aus den lang hinausgeschobenen Terminen hervorgeht, ganz gewaltig fürchtet, so gut wie unmöglich machen. Und wer die abscheuliche Politik der vornehmsten Handelsvölker und die Brutalität des größten Theils ihrer Schiffsmannschaften kennt, kann ihr jene Furcht nicht verargen. Ob und wie weit in Folge des Vertrags mit den Nordamerikanern die Einschränkung der Holländer nachgelassen hat, ist noch nicht bekannt; doch darf wenigstens einige Ermäßigung derselben so gewiß vorausgesetzt werden, daß wir Anstand genommen haben, oben von allen jenen Beschränkungen zusammen anders als von vergangenen Einrichtungen zu reden, wiewohl sie jedenfalls theilweise noch bestehen.

Aus Allem was oben gesagt ist geht hervor, daß unsre Kenntniß des Landes nur gering sein kann, wiewohl es dem Fleiße einiger Deutschen (Kämpfer, v. Siebold und Pfizmayer) gelungen ist, höchst dankenswerthe Werke über die japanische Naturgeschichte und die dortige Sprache zu liefern. Die vorhin erwähnten Reisen holländischer Factoreibeamten nach Jeddo gehören, obgleich auf ihnen nach Möglichkeit jede Gelegenheit, Land und Volk zu beobachten, den Reisenden benommen ward (nur in der großen und reichen Handelsstadt Osaka gestattete man denselben etwas

mehr Freiheit), doch immer noch zu den wichtigsten Quellen unsrer Kenntniß des Landes. Die Portugiesen und Jesuiten hatten sehr wenig dafür gethan. Von den Gegenständen, die sich auf dem Wege von Nagasaki nach Jeddo zeigen, besitzen wir noch die meisten Ansichten, aus denen auf unsrer Tafel die eines Tempels des Canon (einer der obersten Gottheiten der japanischen Buddha-Religion, die Lehre Amida-Buddhas genannt) bei Osaka, eines Stücks der Citadelle dieser Stadt und eines Theils des wegen der Schönheit seiner Gärten berühmten kaiserlichen Palastes zu Onnay mitgetheilt sind, um einen Begriff von der Baukunst der Japaner in allen ihren Zweigen zu geben. Die Wohnhäuser sind klein, aber sehr zierlich eingerichtet und äußerst sauber gehalten.

Die drei Portraits unten, welche die mongolisch-japanische Gesichtsbildung sehr getreu wiedergeben, sind einer Loge des Theaters in Osaka entlehnt, das die Holländer einigemal besuchen durften.

Zu den Bildern welche Volksscenen und Trachten darstellen und sich im allgemeinen selbst erklären, bemerken wir nur, daß zwei Degen zu tragen, wie wir es an den beiden Herren oben sehen, ein Vorrecht der höhern Beamten, und das breit über die Schultern hinwegstehende, mehrfach in steife Falten gelegte seidene Oberkleid, das wir in der Straßenscene aus Nagasaki und bei einem der Zuschauer der herkulisch gebauten Ringer bemerken, die Staatstracht ist; ferner daß die Art wie die wandernde Bettlerfamilie einherzieht — alte Leute und Kinder in Körbe gesteckt, die von Ochsen getragen werden — in den niedern Ständen die gewöhnliche Art des Reisens ist, während Vornehmere auf Pferden reiten oder sich in Palankins tragen lassen, indem von Wagen nur jene kleine zierliche Art, worin auf unserm Bilde eine vornehme Dame eine Spazierfahrt macht, gebräuchlich ist; endlich daß die Begrüßung unter Vornehmen nicht ohne vollgiltiges Recht ihren Platz einnimmt, da es bei dem überaus ceremoniellen Volke mit der Verbeugung äußerst genau genommen wird, so daß die Art derselben zwischen den verschiedenen Ständen sehr genau bestimmt ist. Muß doch selbst Jeder, der in einem Palankin reist, sobald ihm ein Vornehmerer begegnet aussteigen, um seine Verbeugung zu machen, und gab doch ein Verstoß gegen diese wichtige Regel seitens eines hochstehenden Jesuiten die nächste Veranlassung, oder wenigstens den Vorwand zur Vertreibung der Portugiesen, als die japanische Regierung angefangen hatte vom Unternehmungsgeist derselben und von der wachsenden Ausbreitung des Christenthums Schlimmes für sich zu fürchten.

Der Garten in welchem mehrere Damen, unter denen die vorderste ein sehr eigenthümlich geformtes musikalisches Instrument spielt, uns den ganzen Luxus in der Frauentracht der vornehmen Welt Japans zeigen, veranlaßt noch zu einer Bemerkung über die Flora dieses Landes. Eine besondere Aehnlichkeit mit der europäischen Flora und zugleich das Dasein mehrerer Pflanzen Indiens sind die Hauptzüge, welche dieselbe charakterisiren. Diese Mischung zweier Vegetationen läßt sich erklären durch die Lage der japanischen Inseln, durch die große Sommerhitze und

Winterkälte und die bedeutende Verschiedenheit des Bodens. Sagopalmen, Reis, Thee, Kampher, Baumwolle sind außer vielen unsrer Getreide- und Obstarten die vegetabilen Hauptprodukte des überall, wo es nur möglich ist, trefflich wie ein Garten angebauten und nach jeder Richtung von den schönsten Heerstraßen und Kanälen durchzogenen Landes. Zu den Gewächsen die ihm eigenthümlich sind gehört die Camellia, welche bei uns durch die Sorgfalt unsrer Kunstgärtner eine große Menge Abarten gewonnen hat, die sich durch Lebhaftigkeit und Frische der Farben wie durch Zierlichkeit der Formen auszeichnen.

Afrika.

52. Aegypten.

Das schmale Nilthal ist neben wenigen Oasen, der ganze kulturfähige Boden Aegyptens, und hier reiheten sich deshalb von der Gränze Nubiens an bis hin zum Mittelmeere in den uralten Zeiten hoher Wohlfahrt des Landes, von denen schon die ersten Bücher der heil. Schrift erzählen, jene Tempel, die Mittelpunkte von Priesterkolonieen welche in Aegypten die alleinigen Begründer der Kultur waren, jene Städte, Denkmäler und öffentliche Bauten aller Art aneinander, deren Größe und Pracht wir noch heute in ihren Ruinen bewundern.

Dicht an der Grenze Nubiens, wo die ersten Katarakten des Nils mit ihren schaumbeglänzten Granitfelsen die Fahrt des Wanderers hemmen, liegt die Insel Phylä. Hier wurde dem Osiris, dem großen Gotte alles Zeugens und Schaffens, mit dessen hohem Götterruhme die ägyptische Mythologie viele weltbeglückende Heldenthaten verbunden und gefeiert hat, (auf unsrer Tafel mit seinen Attributen: königl. Tiara, Scepter und Peitsche, Thyrsus, Pantherhaut, Altar mit Brod und Lotosblume, nach dem üblichsten Typus dargestellt) eine prunkhafte Verehrung gewidmet, und noch jetzt ziehen sich Säulenhallen und andere Tempelreste über die ganze Insel hin, deren imposanten Anblick unser Mittelbild zeigt, während unter demselben die besondere Abbildung einer jener Säulenhallen eine Anschauung von der Herrlichkeit des ägyptischen Baustyls sowohl, als von den Sculpturen mit denen die Säulen und Wände fast aller ägyptischen Tempel, Katakomben und anderer Bauwerke bedeckt sind, gewährt.

Dreißig Meilen weiter, nachdem der Nil in seinem Laufe noch mehrmals Ruinen von minderer Wichtigkeit angetroffen, liegen auf beiden Seiten desselben, bei den

Dörfern Karnak, Luxor, Medinet Abu und Kurnah, die ganze Breite des Nilthals von zwei Meilen einnehmend, die überaus reichen Trümmer des an prachtvollen Marmorbauten unvergleichlich gewesenen Thebens, der frühesten Hauptstadt Aegyptens. Die Sage nennt es „das Hundertthorige", und wenn man in den Schilderungen der Reisenden von einer noch deutlich zu erkennenden steinernen Allee von 600 kolossalen Sphinxen liest, die nach einer Gruppe von Tempeln und Palästen (wahrscheinlich die Pharaonenburg) geführt habe, zwischen deren Trümmern jetzt Karnak liegt; von 60 und mehr Fuß hohen Pforten und einem riesenhaften Saale (300 Fuß lang, 150 breit) in den Ruinen, welche man für die des Reichspalastes hält, dessen Decke von 134 Säulen getragen wird die 65 F. Höhe und 10 F. Durchmesser haben; von den gigantischen Obelisken; von einem großen Felde mit theils noch stehenden, theils zertrümmerten Kolossen, und von den in die Felsen der libyschen Bergseite gehauenen Katakomben, die sich zwei Stunden weit hinziehen: so wird man geneigt, Alles zu glauben was die Alten von der Größe und Pracht dieses Königssitzes erzählen. Aus dem erwähnten Kolossenfelde ist die Abbildung auf unsrer Tafel entnommen. Sie stellt die sogenannten Memnonsstatuen dar, die (einst 60 und mit dem Kopfschmucke vielleicht gar an 70 Fuß hoch, jetzt aber, wo Nilschlamm und Sand von Jahrhunderten die Thalfläche um die Fußgestelle um 8 Fuß erhöht haben, so viel niedriger) sonst in ruhiger Majestät vor dem Thore einer mächtigen Tempelanlage thronten, deren allein übrige Grundmauern jetzt von Erde bedeckt sind. Diese Kolosse stellten beide den Pharao Amenoph III. dar. Die Griechen, welche sich stets die ausländischen Namen mundrecht zu machen oder gar in ihre Sprache zu übersetzen suchten, machten Memnonsstatuen daraus und knüpften die in der That wunderliebliche Sage von dem schönen Sohne des Titan und der Aurora daran, der mit dem ersten Morgenstrahle seine himmlische Mutter begrüßt, während sie den frühgefallenen Helden mit Thauthränen netzt. Die nördlichste der beiden Amenophstatuen nämlich, die, schon früher zerborsten, durch ein Erdbeben im J. 27 v. Chr. theilweise zusammenbrach, gab seit jener Zeit bis zu ihrer Wiederherstellung durch Septimius Severus allmorgendlich einen auffallend hellen, zitternden Ton von sich, indem die Strahlen der Morgensonne den vom nächtlichen Thau erkalteten Stein plötzlich erwärmten und so die Losbröckelung kleiner klangsamer Steintheilchen bewirkten. Die Erscheinung springender und klingender Steine in der Wüste und auf großen Ruinenfeldern ist in Aegypten überhaupt nichts Seltenes; die Natur des harten Kieselconglomerats aber, daraus die Statue besteht, soll eine ganz besondere Neigung zum Springen und Klingen haben.

An mindestens 14 weitern großen Ruinen und Ruinengruppen vorbei führt der Nil von hier nach den Trümmern der spätern Königstadt Memphis, in deren Nähe bei Sakkarah und bei Gizeh 16 Pyramiden emporsteigen, die schon von Kairo aus gesehen einen überaus großartigen Anblick gewähren, besonders wenn sie sich im Schein des ersten Morgenstrahls „wie glühende Bergkrystalle" in Riesenform am Horizonte hinzeichnen, und von denen die größeste (die des Cheops),

welche unsre Tafel darstellt, für das höchste Bauwerk der Erde gilt. Ihre jetzige Höhe, die der ursprünglichen um vieles nachsteht, beträgt 460 Fuß, und wie Herodot berichtet haben 100,000 Menschen 30 Jahre lang an diesem Felsenberge gebaut. Schon zu Abrahams Zeit stand sie. Bekanntlich haben die Pharaonen des Nillandes diese Pyramiden zu Grabmälern für sich errichtet. Ein ebenbürtiger Nachbar der größten unter ihnen ist der riesige, aus einem einzigen Felsenblocke gehauene Sphinx, wahrscheinlich gleichfalls ein Königsgrab, dessen verstümmelten Kopf unser Blatt darstellt. Dieser Kopf hat 20 Fuß Länge und ragt jetzt allein noch aus dem Alles verschlingenden Sande der Wüste hervor.

Das letzte Denkmal des Alterthumes, zu dem der Lauf des Niles führt, ist der Obelisk bei Alexandria, eine dunkelrothe Granitsäule in der gewöhnlichen Form der Obelisken, deren Schaft, aus einem einzigen Stücke geformt, 63 Fuß Höhe hat. Sie wird gewöhnlich die Säule des Pompejus genannt, der an ihr seine Seele ausgehaucht haben soll, und wenigstens mag sie zu seiner Zeit ihren jetzigen Standpunkt erhalten haben. Sie steht auf einer wüsten Anhöhe und hat hinter sich den See Mareotis, vor sich, über das neue Alexandrien herüberblickend, das Mittelmeer. Von den hochberühmten Schöpfungen des ägyptischen Bauluxus zu Alexandrien ist sie fast das einzige Ueberbleibsel.

An eine neuere glänzende Periode der ägyptischen Geschichte erinnert auf unsrer Tafel das schöne arabische Thor von Kairo, an die 200jährige Regierung der Fatimidischen Sultane, in denen nach langer Verdrängung durch die Ommajadischen und Abbassidischen Herrscher die wirkliche Nachkommenschaft Muhammeds endlich in Aegypten zu Ehren kam (969).

Die Darstellungen zu beiden Seiten des Mittelbildes zeigen uns das bunte Straßenleben Kairos, vielleicht das bunteste, das irgendwo anzutreffen ist. Wir sehen die Häuser mit zum Theil künstlich geschnitzten Gitterfenstern und zierlichen Erkern sich zu beiden Seiten hoch emporthürmen und mit ihren Vorsprüngen oben immer enger aneinandertreten, so daß in engen Gassen die Bewohner sich von einem zum andern die Hand reichen könnten. Und dazwischen hin drängen sich der stolz daherschreitende Türke und der tief verachtete aber rastlos thätige Jude, der Kopte mit dem verschmitzten Blicke und der gedrückte ägyptische Bauer an einander vorüber. Blaue, graue und weiße Kittel, seidene Kaftane, feine Tuchgewänder, weite Mäntel, Turbans in allen Farben und Tarbusche mit langer Quaste wogen hin und her, und Esel, Maulthiere, Kameele und Dromedare, Pferde und Wagen mischen sich mit der Menschenmasse zu bunten Knäueln. Es schleicht und stürzt, es dröhnt und schreit, es kreuzt, stößt, schiebt, hemmt und löst sich. Und neben diesem ewigen Strudel arbeitet der Handwerker ruhig in seiner offenen Werkstatt, sitzt der Krämer mit untergeschlagenen Beinen wie träumend neben seinen ausgebreiteten Waaren, stellt der Garkoch seine duftenden Schüsseln in Reihe und Glied, hält sogar der Schulmeister Schule; und vor dem Kaffeehause sammelt sich die Schaar durstiger Fußgänger und Reiter um die dampfende Tasse und Pfeife. Unter den

tausend Gestalten aber in den Straßen Kairos nehmen sich die muselmännischen Kinder und Frauen am unvortheilhaftesten aus. Jene gehen des „bösen Auges" wegen zerlumpt und beschmutzt umher, und diese verhüllen sich, orientalischer Etiquette gemäß, das Gesicht, lassen aber die schwarzummalten Augen durch ausgeschnittene Löcher gespenstisch hindurchblitzen.

53. Nubien und Abyssinien.

Gegen Süden schließt sich an Aegypten Nubien, und an dieses südöstlich Habesch oder Abyssinien an, zusammen die Hauptmasse der Länder, welche die Alten Aethiopien nannten. Nubien, das früher in das Land der Barabras (der nördl. Theil) und die kleinen Staaten Sokkat, Mahas, Dongolah, Schaykie, Barber, Damer, Schendy, Halfah und Sennaar zerfiel, davon besonders Dongolah und Sennaar im Mittelalter nicht ohne Bedeutung waren, ist seit 1822 Aegypten unterworfen, Habesch, im Mittelalter eines der mächtigsten Reiche Afrikas, die herrschende Macht im östlichen Theile dieses Erdtheils, nach langen innern Kämpfen in die Reiche Tigreh, Gondar und Ankobar zerspalten, so weit nicht anarchischer Zustand fortdauert. Nubien stellt sich wie Ober-Aegypten zum allergrößten Theile als Wüste dar, indem wie dort das kulturfähige Land, einige kleine Oasen abgerechnet, auf die niedern Ufer des Nils und des ihm aus Habesch zufließenden Atbara (dort Takazze genannt) beschränkt ist, weil die periodischen Regen der Tropen sich nur über den südlichsten Theil des Landes erstrecken und den mittlern und untern Theil nur sehr, sehr selten, manche Jahre durchaus gar nicht berühren; Habesch dagegen als ein Gebirgsland, das nur an der Meeresküste hin einen Streifen flachen Bodens hat, von ausgedorrtem Mimosengebüsch bedeckt. Hinter dieser flachen Gegend folgen steil aufsteigende hohe Berge, in den obern Regionen mit hochstämmigen Feigen- und Wachholderbäumen bewachsen, weiterhin nackte Felsen und mit rankigem Gebüsch und Dornengesträuch überwucherte steile vulkanische Gebirgszüge, und zwischen diesen allen auf minder steilen Bergen, auf den Plateaux von Woggera und Dembeah und um den Tsana-See, so wie auf den Höhen im Süden, Weidelandschaft; im südöstlichen Theile romantische Thäler, im nordwestlichen sumpfige Niederungen. — Diese Länder sind der Schauplatz unsrer Tafel. Nachdem sie schon früh alle politische Bedeutung verloren hatten, waren sie lange Zeit so gut wie unbekannt, bis Burckhardt und nach ihm andere Gelehrte, theils von geschichtlichem, theils von naturhistorischem Interesse geführt, sie durchreisten. Durch diese sind wir denn mit einer langen Reihe von Baudenkmälern am Nil hin bekannt geworden, die fast mit denen Aegyptens in Schönheit und Großartigkeit wetteifern, ja wahrscheinlich die Vorbilder der letztern gewesen sind. Denn von dem uralten Priesterstaate Meroë aus, der das Land zwischen dem Nil und dem Takazze einnahm, soll durch Kolonieen Religion und Kultur nach Aegypten, zunächst nach Theben, getragen worden sein. In der Nähe der Stadt Schendy, die in neuerer Zeit durch ägyptische Barbarei zum größten Theil selbst Ruine geworden ist,

glaubt man bei dem Dorfe Assur und auf der Insel Kurgos die Ruinen der gleichfalls Meroë genannten Hauptstadt jenes Staates zu erkennen. Der wichtigste, und allerdings einer sehr bedeutenden Stadt würdige Theil derselben ist das auf unsrer Tafel abgebildete Pyramidenfeld. Andere Ruinen in der Nähe, Ueberreste von mehreren Tempeln und sonstigen großen Gebäuden bei Naga und El Mezaurat, scheinen ebenfalls zu bestätigen, daß hier ehemals eine hochwichtige Stadt war.

Aus der großen Zahl der übrigen Ruinen in Nubien, unter denen am Nil aufwärts die bei El-Kalabscheh, Dakkeh, Ibrim, Meraweh, Damer (an der Vereinigung des Takazze mit dem Nil) und am Wady Halfah, wo der oberste Nilkatarakt einen entzückenden Anblick gewährt, den ehemaligen Städten Talmis, Pselcis, Premis, Napata, Premis magna und Beheni angehören sollen, führt unsre Tafel uns noch die Tempelreste im Wady Sebua und bei Ibsambul vor, jene als die am vollständigsten erhaltenen, diese als die schönsten von allen. Am Tempel im Wady Sebua (Löwenthal), der wenigstens nur zum kleinern Theile vom Flugsande verschüttet ist, sieht man noch mehrere der Sphinxe und kolossalen Statuen, welche einen 180 Fuß langen Zugang bildeten. Nach diesem folgte eine bedeckte Kolonnade, bei deren Pfeilern Osirispriester als Träger angebracht waren, und die in das ebenfalls sehr reich mit Sculpturarbeiten verzierte Sanctuarium leitete, an welches sich endlich mehrere Felsenkammern anschlossen. — Die beiden unterirdischen Tempel bei Ibsambul, einem elenden Weiler 60 Stunden vom ersten Nilkatarakte, kündigen sich von außen durch gigantische Statuen an, welche gleich an die schönsten Werke in der Thebais erinnern. Vor dem größten, dem Sonnengotte Phreh gewidmeten Tempel sind es vier sitzende Figuren von 70 Fuß Höhe, freilich zum allergrößesten Theile in Schutt und Wüstensand vergraben, der beständig in solcher Menge hierhergeweht wird, daß er jedesmal erst weggeräumt werden muß wenn Jemand in das Innere hinabsteigen will. In letzterem wird die Decke des ersten Saals in den man gelangt von 8 Pfeilern getragen, an welche sich 30 Fuß hohe Kolosse lehnen, wahrscheinlich den Erbauer des Tempels, den Pharao Sesostris darstellend, dessen Eroberungen durch eine Reihe von Basreliefs an den Wänden verherrlicht sind. Noch 16 andere Säle folgen auf diesen ersten, alle mit schönen Basreliefs geziert, die meist heilige Ceremonien darstellen und höchst merkwürdige Einzelheiten enthalten. Sie sind bunt und die Farben scheinen zum Theil noch ganz ihren ursprünglichen Glanz zu haben. Den Schluß des ganzen Baus bildet ein Sanctuarium, in dessen Hintergrunde wieder vier kolossale sitzende Statuen von schöner Arbeit erscheinen. — Vor dem kleinern Tempel, welchen die Gemahlin des Sesostris, die Königin Nofreh-Ari, der Göttin Hathor, der ägyptischen Venus, erbaute, stehen sechs Kolosse von ungefähr 35 Fuß Höhe. Sie stellen auf der einen Seite den Pharao mit zwei Söhnen, auf der andern seine Gemahlin mit zwei Töchtern vor. Diese Statuen und die ganzen innern Verzierungen scheinen dem Tempel den Charakter einer Familien- oder Hof-Kapelle zuzuweisen.

Von der neuern Baukunst in Nubien gibt uns die Wohnung des Häupt-

lings von Derr, dem wichtigsten Orte in Nieder-Nubien, eine Idee. Dabei erinnert das Bild durch die Palmen zugleich an die starke Ausfuhr von Datteln aus dieser Gegend. Die Wohnungen der niedern Stände bestehen nur in elenden Lehm- und Strohhütten, ihr Hausgeräthe in einigen aus Dattelblättern und Stroh geflochtenen Matten, einem großen irdenen Wassergefäße, einigen Töpfen und Kürbisflaschen. Und als nicht viel besser zeigt uns das kleine Bild oben die Wohnungen in Habesch. Stangen, zwischen welchen mit Lehm einige Steine eingefügt werden, bilden die Mauern des mit einem kegelförmigen Dache versehenen Hauses, in welchem Menschen und Thiere bunt durcheinander gelagert die Nacht zubringen, durch nichts gegen Ueberfälle von Raubthieren geschützt, als durch eine schlechte Thür und eine eben so schlechte niedrige Einfassung von Pfählen um den Hofraum.

Eben so gering aber ist die Kleidung in beiden Ländern, bei den Nubiern im allgemeinen das blaue Hemd der ägyptischen Fellahs über kurzen Beinkleidern, oder nur letztere, ja oft sogar nur eine Schürze, bei den Abyssiniern ein weißes kürzeres oder längeres Gewand, und ein Tuch um die Schultern. Aber die Leute nehmen sich in dieser dürftigen Kleidung meist gut aus. Denn die Nubier, wenigstens die Barabras im nördlichen Theile, und die Abyssinier sind ein schöner, durch einen wohlgebauten, muskulösen Körper, feine Gesichtszüge, eine angenehme, biegsame Sprache und gefällige Sitten sowohl von dem Aegypter und dem Araber der Wüste, wie von dem Neger, dem sie in dunkler Farbe nahe stehen, sich vortheilhaft unterscheidender Menschenschlag, in welchem noch der alte bildungsfähige Aethiope zu erkennen ist, trotz vielfacher Vermischung im Laufe der Zeit mit den eingedrungenen Arabern und mit Negervölkern.

Kraft und Muth tritt denn auch in der ferner auf unsrer Tafel gegebenen Abbildung des Kampfes mit einem Nil-, oder besser Flußpferde (denn das Thier ist keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise am Nil, sondern an allen großen Flüssen Afrikas zu Hause) uns entgegen, die nach des Naturforschers Rüppell Schilderung eines solchen, in Nubien von ihm mitgemachten Kampfes gezeichnet zu sein scheint. Derselbe währte vier Stunden, und es fehlte wenig daß das Thier die große Barke zertrümmert hätte, wie es den Kahn zerschmetterte, aus dem die Harpune nach ihm geworfen war, zur großen Gefahr der darin befindlichen zwei Nubier. Von 25 Flintenkugeln die in einer Entfernung von nur etwa 5 Fuß nach dem Kopfe der Bestie geschossen worden, hatte nur eine einzige die Haut durchbohrt; alle anderen waren in derselben stecken geblieben oder ganz abgeprallt. Auf einer anderen Abbildung haben wir die ganze plumpe Gestalt des Thieres nach sehr guter Zeichnung vor uns. In Betreff seiner Naturgeschichte verweisen wir u. a. auf „Wendts malerische Wanderungen.“

Ein wenig, aber auch nur ein wenig minder ungestalt ist das Nashorn oder Rhinozeros, das einsam in dichten sumpfigen Wäldern in Afrika, vom Lande der Betschuanen an bis nach Habesch, dann im nördlichen Theile Vorderindiens, in Hinterindien und auf Sumatra und Java wohnt, so daß es auf unsrer Tafel, deren

Bezirk fast in der Mitte seiner Verbreitungssphäre liegt, mit Recht vorgeführt wird, wiewohl es in Habesch nicht gerade häufig ist. Es scheidet sich hauptsächlich in zwei Raçen: mit einem und mit zwei Hörnern, von denen jene vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, in Asien, diese vorzugsweise in Afrika sich findet. Die Geruchs- und Gehörnerven dieses Thieres sind so fein, daß der Jäger nur mit äußerster Vorsicht sich auf Schußweite ihm nähern kann. Und es muß derselbe Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart besitzen, denn oft fällt es dem Thiere, wenn es seinen Feind zu Gesichte bekömmt oder gar schon verwundet ist, ein, auf diesen loszustürzen, wo dann an keine Flucht zu denken ist. Der Jäger muß in solchem Falle ruhig warten, bis das wüthende Thier ihm ziemlich nah ist, und nun auf die Seite springen und es vorbeischießen lassen. Alsdann kann er Zeit genug gewinnen, um sein Gewehr wieder zu laden, ehe das Rhinozeros seiner von neuem ansichtig wird, da dieses wegen der Steifheit seines Halses und der Winzigkeit seiner Augenöffnungen hierzu einiger Zeit bedarf. Für die Hottentotten und Buschmänner im südlichen Afrika ist die Erlegung eines Rhinozeros, wie die eines Flußpferdes, ein äußerst freudiges Ereigniß und setzt ganze Kraals (Dörfer) in Bewegung. Ausführlicheres über dasselbe findet man u. a. ebenfalls in „Wendts malerischen Wanderungen."

Noch ein anderes Thier aus dem Geschlechte der Dickhäuter, das in verschiedenen Arten fast ganz Afrika südlich der Sahara bewohnt, das Warzenschwein, weisen die waldigen Niederungen von Habesch auf, und zwar diejenige Gattung welcher man den Namen des Aelianischen Warzenschweins gegeben hat, weil man in ihr die von dem alten griechischen Naturforscher Aelian erwähnte zu erkennen glaubte, und die wir ebenfalls auf unsrer Tafel dargestellt finden. Der Geschlechtsname des Thieres rührt von großen Auswüchsen von knorpeliger Substanz vorn am Kopfe und an beiden Seiten desselben her. Die Form dieser Warzen ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden, so wie Form und Lage der großen Hauer, mit welchen das Thier, wenn es angegriffen wird, sich wüthend vertheidigt. Bei der Aelianischen Art stehen von den letztern zwei in der untern und zwei, die größern, in der obern Kinnlade. Sie geben dem Thiere, vereint mit der ganzen sehr breiten, wie plattgedrückten und am Rüssel eckig abgeschnittenen Form des Kopfes, den fast oben an der niedrigen Stirn liegenden Augen, den Warzen und der struppigen Mähne, die sich vom Kopf über den Rücken hinabzieht, ein sehr häßliches Ansehen. Die außer dieser Mähne und einem weißen Barte an der untern Kinnlade nur sparsam mit Borsten besetzte Haut ist erdfarben.

In schroffem Gegensatze zur Plumpheit aller dieser Thiere steht die leichte, zierliche Gestalt der flüchtigen Gazellen und Antilopen, welche fast in ganz Afrika in großer Menge die Ränder der Wüsten und deren Oasen bewohnen. Aus ihrem vielartigen Geschlechte ist auf unsrer Tafel die Mondes-Antilope abgebildet, die Rüppell häufig in Nubien fand und die über die ganze anstoßende Wüste verbreitet ist, welche sie mit der äußersten Behendigkeit durchstreift. Leider kann unser Bild die schöne Färbung nicht wiedergeben, die, im Ganzen weiß, an Hals und

Kopf graubraun, doch an letzterem wieder von einem weißen Streifen über die Stirn und um die Augen unterbrochen ist, an dem längern Haar auf dem Scheitel und unter der Kehle wie an der Schwanzspitze dunkler, fast kastanienbraun, an den Hufen und den schön gewundenen langen Hörnern schwarz — doch zeigt sie wenigstens die graciöse Gestalt.

54. Die Berberei.

Man versteht unter diesem Namen den ganzen Nordrand Afrika's, mit Ausnahme Aegyptens, von der Küste bis zur Wüste Sahara. Hier blüheten in sehr früher Zeit phönizische und griechische Kolonieen, unter denen Karthago, dessen ehemalige Lage, in der Nähe des jetzigen Tunis, eins unsrer Bilder darstellt, am wichtigsten war, so mächtig durch seinen Handel, daß es danach streben konnte sich der Herrschaft über das Mittelländische Meer zu bemächtigen und zu diesem Zwecke bereits Sicilien und einen großen Theil von Spanien erobert hatte, als Kriegskunst, Tapferkeit und Glück der Römer ihm in den Weg trat und nach langen blutigen Kämpfen seinen Untergang (146 J. v. Chr.) herbeiführte. Diesem folgte dann nach und nach die Besiegung aller im nördlichen Afrika wohnenden Völker, der Mauritanier, Numidier, Getulen u. s. w., so daß endlich das ganze Land den Römern angehörte und, blühend wie es war, vier wichtige Provinzen ihres Weltreichs bildete. Als aber Geiserich mit seinen Vandalen (435 n. Chr.) ihnen dieselben entriß und hundert Jahre darauf wieder Belisar unter schweren Kämpfen der Herrschaft der Vandalen ein Ende machte, indem er das Land den oströmischen Kaisern unterwarf, da gingen die meisten der blühenden römischen Städte zu Grunde. Und was hierbei dem Verderben noch entgangen war, das zerstörten nachmals gegen Ende des 7. und zu Anfang des 8. Jahrhunderts die Araber, als sie unter wüthendem Widerstande der Berbern (der Ueberreste der Numidier und der übrigen frühern Bewohner dieser Gegenden, von denen noch jetzt theils nomadische Horden, theils die im Atlas ansässigen Schilln und Kabylen vorhanden sind) das Land eroberten. So hat das prächtige von den Griechen gegründete Cyrene einem armseligen Dorfe Platz gemacht, Ptolemais liegt ganz in Trümmern, von Oea (jetzt Tripoli), von Thysdrus (Legjem), von Hippo-Regia (unsern Bona), von Julia Cäsarea (jetzt Scherschell), wie von Calama und andern Städten sind nur geringe Spuren des alten Glanzes übrig. Am bedeutendsten sind Icosium (Algier) und das alte, wegen seiner so überaus geschützten Lage von allen Eroberern werth gehaltene Cirta der Numidier, das Constantina der Römer, nun die Hauptstadt der größten und reichsten Provinz im östlichen Theile Algeriens, geblieben. Hier fanden, wie früher Masinissa, die römischen Proconsuln, die vandalischen Könige, die arabischen Emirs und endlich die türkischen Beys einen sichern Sitz, von wo aus sie das Land weiter unterwarfen und in der Unterwerfung hielten. Auch Achmed Bey konnte sich auf diesem Felsensitze lange gegen die Franzosen halten, die vor

demselben ihren Anführer, den Generalgouverneur Damremont, verloren. Die Stadt hat noch schöne Reste römischer Baukunst, unter andern die auf unserm Bilde im Vorgrunde befindliche Brücke und einen Triumphbogen in der Nähe. Größtentheils ist sie von steilen Abgründen umgeben; nur auf der bei unsrer Ansicht hinten liegenden Seite steht sie mit dem benachbarten Berge Kudiat-Ati durch einen Erddamm in Verbindung. Ungefähr in der Mitte ist der Palast Achmed Beys bemerkbar, mit Gärten und Höfen zwischen marmornen Säulenhallen und Galerieen.

Der untere Theil unsrer Tafel führt uns nach der Hauptstadt der jetzt immer mehr Sicherheit gewinnenden französischen Besitzungen im nördlichen Afrika, nach dem früher durch die frechste Seeräuberei so berüchtigten Algier, das nun schon vielfach neben seinen Moscheen und maurischen Palästen mit europäischen Häusern sich geschmückt hat. Links haben wir den imposanten Anblick der Festung und des Hafens, rechts aber sehen wir auf den von den Franzosen angelegten „großen Platz" mit einer im J. 1845 aufgestellten Reiterstatue des Herzogs v. Orleans, und unter der sich dort herumtreibenden Menge, wie in dem Kaffeehause zur Seite des Mittelbildes, treten uns neben arabisch-maurischen Einwohnern, welche bisher die Hauptbevölkerung ausmachten nun aber in der Zahl schon weit von den Franzosen übertroffen werden, auch einige von ihren gewandten, kühnen, tapfern Stammverwandten von rein arabischer Herkunft, den Beduinen, die hier wie überall trotz der Nähe europäischer Kultur noch immer ein nomadisches Leben führen, in ihren zugleich den Kopf bedeckenden Mänteln entgegen. Um uns indeß über das gegenwärtige Aussehen der Stadt nicht zu täuschen, führt unsre Tafel uns auch in eine der kleineren Gassen vor das elende Häuschen eines maurischen Schneiderleins, das nach dortiger Sitte seine Werkstätte vor der Thür aufgeschlagen hat.

Verbreitet sich in der Provinz Algier mehr und mehr europäische Kultur und ist es in der letzten Zeit auch in Tunis, wo Gewerbe und Ackerbau steigen und der Bey seit 1842 die Sclaverei aufgehoben hat, und in Tripolis, das seit 1835 unter türkischer Herrschaft, um vieles besser geworden, so herrscht dagegen auf der Westseite des nördlichen Afrikas im Sultanat Moghrib-ul-Aksa (d. i. äußerstes Abendland), dem ehemaligen Mauritanien, noch die ganze Knechtschaft, Unwissenheit, Trägheit und Raubsucht der neuern Araber. Das Land, welches bis auf einen Theil der Küste und den Rand der Wüste, wo Sandsteppen sich ausdehnen, von der üppigsten Fruchtbarkeit ist, wie der Vorgrund unsrer Ansicht von Marokko mit seinen Palmen, Drachenbäumen und wuchernden Cactus sie zeigt, reich an herrlichen Gewächsen (Oelbäumen, Mandelbäumen, Dattelpalmen u. s. w.), und ebenso an Schafen mit trefflicher Wolle, an edlen Pferden, Büffeln, Dromedaren, Eseln und Straußen, an Gold, Silber, Kupfer und Eisen, und fast beständig im Frühlingsgewande prangt, indem das heiße Klima durch die Nähe des Meeres und des Atlasgebirges gemildert wird, hat trotz alle dem nur geringen Ackerbau, Bergbau und Handel. Die fruchtbarsten Gegenden werden nur von wandernden Beduinen als Weideplätze für ihre Heerden benutzt. Nur wenige Städte sind volk- und gewerbreich, wie Fez, Mequinez,

Mogador, Rabat, Tetuan und Tanger. Die Hauptstadt Marokko nimmt an Bevölkerung ab und ihre Häuser verfallen. Das Alles findet man aber ganz natürlich, wenn man von dem despotischen Drucke liest, unter welchem das Land schmachtet. Der Raum gestattet hier nicht ein Bild desselben zu geben, doch können wir nicht unterlassen wenigstens einen einzelnen Zug zu einem solchen anzuführen. Außer dem Koran, dem bekannten Religions-Gesetzbuche der Muhamedaner, gibt es durchaus kein geschriebenes Gesetz und jeder Kadi (Richter) entscheidet ganz nach seiner Einsicht und seinem Gefallen, und bestimmt Strafen der grausamsten Art, wie Peitschenhiebe bis auf den Tod auf die Fußsohlen (s. das Bild rechts) oder auf andere Theile des Körpers, Abschneiden der Ohren, der Nase u. s. w. nach Willkür, und diese Strafen werden sofort in seiner Gegenwart vollzogen; ja der jetzige Sultan, der selbst wöchentlich mehrmals zu Gericht sitzt, spielt gelegentlich, wenn er eine Todesstrafe ausspricht, in eigener Person den Henker.

Die auf unsrer Tafel gegebenen naturhistorischen Abbildungen zeigen uns zum Theil Gegenstände, welche wir bereits von Asien her kennen. Neu sind uns die, man möchte sagen barocken Formen des **Drachenbaums** und der **Cactus-Gewächse**, und aus dem Thierreiche der **Pelikan** mit seinem Sacke am Schnabel, in welchem er gefangene Fische seinen Jungen zuträgt, und der **Flamingo** mit den überaus langen und dünnen Beinen und gleich absonderlich gestaltetem Halse, in seinem schönen scharlachrothen Federkleide wirklich ein großer Schmuck mancher Küstengegenden der Länder die uns jetzt beschäftigen. — Dem gemeinen **Drachenbaum** (Dracaena) – denn dieser ist es welcher auf unsrer Ansicht von Marokko im Vorgrunde steht – gibt hauptsächlich das ein so ganz eigenthümliches Ansehen, daß seine Aeste, in die sich übrigens der Stamm erst theilt wenn er ungefähr 25 Jahre alt ist und oft schon eine Höhe von 50 Fuß und darüber hat, immer nur am Ende beblättert sind. Bis Aeste da sind, wachsen die Blätter aus dem Ende des Stammes selbst hervor. Dieser seltsame Baum kömmt auf den Kanarischen Inseln und auf der gegenüberliegenden Küste des Festlandes von Afrika, wie auch in einigen Gegenden Ostindiens vor, oft von ungeheurer Dicke, da er ein sehr hohes Alter erreicht. Aus dem Stamme schwitzt ein röthlicher Saft, das sogenannte Drachenblut, das getrocknet zu verschiedenen gewerblichen Zwecken gebraucht wird, früher auch als Arznei figurirte.

55. Westafrika und die Sahara.

Die weite Wüste ist es zunächst, die **Sahara**, in die unsre Tafel uns blicken läßt. Von den Grenzen des Nilthals an bis hinüber zu den gefährlichen atlantischen Dünenküsten zwischen den Kanarischen und Kapverdischen Inseln, 700 Meilen weit, streckt sie sich in einer Breite von 2—300 Meilen, zehnmal so groß als unser Deutschland, fast durch ganz Afrika hin; ja eigentlich hat sie schon am Ostrande Asiens, in der Mongolei begonnen, denn die wenigen fruchtbaren oder

Gebirgsgegenden zwischen der Gobi und Schamo, der Salzwüste Irans, der Arabischen und Libyschen Wüste sind nur kurze Unterbrechungen eines einzigen ungeheuren Wüstenstrichs. Von Aegypten westwärts aber kömmt eine eigentliche Unterbrechung nicht mehr vor. Nur sind hier anfangs, in dem Theile welcher die Libysche Wüste heißt, noch einige mit Wäldern von Mimosen und Akazien bedeckte Bergzüge und nur selten Striche ohne alle Vegetation. Mindestens überziehen daselbst fast weißgedörrte Flechten hier und da den steinigen Boden, oder Zwergwälder von Beifuß und Wermuth, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllen; mitunter reicht aber gar die dünne Pflanzendecke dazu aus, den Schafen, Eseln und Pferden einiger Nomaden Nahrung zu geben. Auch das hört indeß hinter dem Felsenthale auf, welches sich von Fezzan südlich nach dem Tschadsee zu durch die Wüste hinzieht, und nun folgt die traurige Einöde eines tiefen Sandmeeres, die eigentliche Sahara, wo Pflanzen- und Thierleben so gut wie erlischt; wo nur die Sterne, wie auf dem weiten Meere, und die gebleichten Knochen von Menschen und Thieren, die hier und da dem Mangel oder der Wuth der Elemente oder der Raubgier der Wüstenstämme erlegen sind, den Karavanen als Wegweiser dienen und durch die ängstliche Leere die Sinnesorgane in einer solchen Spannung gehalten werden, daß man auch am hellen Tage Dinge zu sehen und zu hören glaubt, von denen sonst nur im Finstern eine aufgeregte Phantasie beängstigt wird, während wirkliche, in der außerordentlichen Reinheit der Atmosphäre und andern physischen Ursachen liegende Erscheinungen, wie der gigantische Anblick aller fernen Gegenstände und die Luftspiegelung (Fata morgâna), diese peinliche Stimmung noch vermehren; wo endlich nach glühend heißen Tagen die Nächte hindurch eine empfindliche Kälte herrscht und der fürchterliche Samum, der die Luft mit aufgewehtem feinen Staube dicht erfüllt, wie eine unsrer Abbildungen zeigt, ein Schrecken der Reisenden ist und bisweilen ganze Karavanen verweht oder erstickt.

Hier hat das Leben der Natur nur an den Rändern, wo in der Nähe des Meeres einige Salzpflanzen, in den übrigen Gegenden hier und da etwas Dornengebüsch oder auch einige kümmerliche Palmen sich zeigen und der Reisende mitunter Strauße und kleine Trupps Gazellen am Horizonte dahinfliehen sieht, oder auf einen Löwen, eine Hyäne, einige Schakals stößt (s. das Bild unten links), und dann auf ganz vereinzelten Flecken mitten im Sandmeere eine unsichere Zufluchtstätte gefunden. Letztere Stellen sind die Oasen, welche die Araber als paradiesische Orte schildern, was sie aber keineswegs an und für sich, sondern nur im Vergleich zu der sie umgebenden Wüste sind. Sie kommen an Stellen vor, wo in Vertiefungen von meist steinigtem Boden von dem spärlichen Regenwasser oder einer Quelle ein kleiner Bach oder See gebildet wird. Uebrigens sind auch sie im westlichen Theile der Wüste viel seltener als im östlichen. Ihre Vegetation wird hauptsächlich durch die Dattelpalme charakterisirt, die im Süden der Wüste, wo die tropischen Regen beginnen, eben so wie das Dromedar aufhört. Außer dieser wächst in den Oasen der östlichen Wüste, aber nicht südlicher als bis zum 21. Breitengrade, noch die thebaische

Palme, welche von allen übrigen durch den verzweigten Stamm sich unterscheidet und deren wir eine junge auf dem Bilde von Derr in Nubien gesehen haben, und in den Oasen nah am Ost- und Westrande schon der arabische Gummibaum, der das bekannte Gummi arabicum, einen wichtigen Handelsartikel Aegyptens und des nördlichen Senegambiens liefert; angebaut aber findet man mehrere unserer europäischen Südfrüchte.

Die ungeheuren Steppen und Sandwüsten, von denen wir eben sprachen, würden für allen Verkehr zwischen den von ihnen getrennten Ländern unübersteigbare Hindernisse sein, machte nicht das Kameel mit seiner bewunderungswürdigen Ausdauer in allen den Beschwerden welche sie erzeugen es möglich, sie zu durchziehen. Aber nicht bloß den Weg durch die Wüste bahnt dieses Thier dem Menschen: es macht ihm dieselbe sogar zum Theil bewohnbar. Mit seiner Milch, mit seinem Fleische ernährt es den hier und da in ihr hausenden Beduinen; in seinem sich jährlich erneuenden Haar bietet es den Stoff zu seines Herrn Zelt und Bekleidung, in seinem Miste, der getrocknet hell brennt, das Material zur Feuerung dar; in seiner Ausdauer und Schnelle die Möglichkeit, das Wenige, dessen er sonst bedarf, ja selbst das was bei ihm zu einem genußreichen Leben gehört, durch Raub sich zu verschaffen. Zu letzterem Ende beladet ein Beduinenhaufe dann und wann seine Kameele mit den geringen Vorräthen, die er zu seinem und ihrem Unterhalte auf kurze Zeit bedarf, hält die ersten Reisenden die er erspäht an, oder trifft unerwartet auf den Gränzen der Wüste ein, plündert dort nicht hinlänglich vertheidigte Wohnplätze, beladet die Thiere mit der Beute und zieht eilig durch die Wüste wieder davon, wo er kaum je ein Nachsetzen zu fürchten hat. Denn auf einem der behendesten seiner Kameele reitend, in der Art, wie die Abbildung unten rechts es darstellt, mit verbundenem Munde um weniger vom Staube belästigt zu werden, führt der Beduine dieselben, wenn es Noth thut, Tag und Nacht fort, ohne ihnen mehr als eine einzige Ruhestunde zu gönnen; ja er legt leicht in 8 Tagen 300 Wegstunden zurück, unbekümmert ob er auf dieser ganzen Strecke nur ein einziges Mal sie tränken kann. Im Fall der Noth können sie 9 bis 10 Tage ohne Wasser auskommen.

Für den nicht an das Reiten auf Kameelen gewöhnten Reisenden hat freilich ein Zug durch die Wüste, zu dem nur selten so bequeme Anstalten getroffen werden können wie unser Mittelbild zeigt, viel Anstrengendes, schon durch das harte Auftreten des Thieres das ein stetes Vor- und Rückwärtsfallen verursacht, wiewohl man zum Reiten nur die am leichtesten gebauten, vorzugsweise mit dem Namen Dromedar belegten oder auch Hadschin genannten nimmt. — Ausführlicheres über das Kameel, wie auch über die Hyäne und den Schakal, findet man u. a. in „Wendts malerischen Wanderungen.“

In der Nähe des Senegal gewinnt die afrikanische Küste ein durchaus verändertes Ansehen. An die Stelle niederer, sandiger, beinahe immer nackter und trockener Flächen, die sich Abends in dem tiefen Roth des Himmels verlieren, tritt ein hügeliges, bisweilen schroffes und scharfkantiges Küstenland, das vom Meere

nach dem Innern zu ansteigt. Das Auge schweift über ein Amphitheater vom herrlichsten Grün, um sich in endlosen Schatten zu verlieren, und die Ueppigkeit der Vegetation überrascht sogar diejenigen, welche an die Pracht der tropischen Gegenden gewöhnt sind. Unter den schönen Bäumen, die in diesen herrlichen Wäldern oder in der Nähe der Wohnungen ihr stolzes Haupt erheben, bemerkt man die Elais guineensis, einen prachtvollen Palmbaum, der seinen Scheitel 30 Fuß hoch in der Luft wiegt und den die Neger ihren Freund nennen. Die Elais rechtfertigt diesen Namen auch durch den mannichfachen Nutzen, den sie den armen Bewohnern bietet. Sie liefert diesen nicht blos Wein, sondern auch Oel, Fischruthen, Hüte, Körbe, große Nüsse mit wohlschmeckendem Safte, Kohl, Werg, Bauholz und manches Andere. Bis jetzt ist das Oel das einzige dieser Produkte, welches Gegenstand eines ausgedehnten Handels wurde. Es ist von bitterlicher Consistenz, orangegelber Farbe und stark riechend, und wird hauptsächlich zu Seife gebraucht. Der Mittelpunkt der großen Palmölproduktion ist der nördliche Theil von Guinea, die sogenannte Goldküste. Es kommt auch Palmöl von Sierra Leone, vom Senegal und Gambia, aber in weit geringerer Quantität. Behufs seiner Gewinnung werden die pflaumenförmigen Früchte des Palmbaums eingesammelt und in eine Art Trog geschüttet, den man auf dem Boden aus Erde formt. Sie lassen sich, obgleich ziemlich hart, mit hölzernen Sandalen, die sich der Neger an die Füße bindet, leicht zertreten. Sobald der Trog voll ist, läßt man das Oel in irdene Töpfe ab, reinigt es über Feuer und gießt es dann in Tonnen, die nach dem nächsten Lagerplatze gebracht werden. Ehemals war die Fabrikation des Oels in den Händen der rohen Bevölkerung, seitdem der Export jedoch so bedeutend geworden ist haben sich in den Wäldern an der Küste und den Palmpflanzungen Etablissements gebildet, welche die Oelproduktion mit großer Sorgfalt betreiben.

Einen höchst eigenthümlichen Anblick gewähren zuweilen an diesen Küsten Afrikas die Baue der Termiten oder weißen Ameisen, deren wir in einem unsrer Bilder mehrere vor uns haben, erstaunliche Werke, wenn man bedenkt daß sie von Thierchen herrühren, die nur ungefähr ¼ Zoll lang sind, und dazu die künstliche innere Einrichtung mit Tausenden von regelmäßigen durch Galerieen und Wendeltreppen verbundenen Zellen schildern hört. Leider fehlt es uns an Raum, den wunderbaren Haushalt dieser Thiere, wunderbarer noch um vieles als der unsrer Bienen, zu beschreiben. Man hat berechnet, daß nach dem Größenverhältniß zwischen der weißen Ameise und dem Menschen die Bauten jener oft fünfmal größer sind, als die größte Pyramide bei Gizeh (s. S. 155).

Noch eine andere Küstenscene führt uns das Bildchen daneben vor, eine Scene so schrecklich, daß wir mit Freuden in dem kleinen Maaßstabe ihrer Darstellung eine Hinweisung auf selten gewordenes Vorkommen derselben erblicken. Ganz aufgehört schon hat indeß die Sclavenausfuhr aus Afrika in keinem Falle. Ja wenn man weiß, daß noch vor zehn Jahren, wo doch schon längst fast alle christliche Regierungen den Sclavenhandel in ihren Kolonieen verboten und die Eng-

länder eine Anzahl Kriegsschiffe zu seiner Verhinderung an den afrikanischen Küsten aufgestellt hatten, glaubwürdiger Berechnung nach jährlich 150,000 Sclaven nach Brasilien, Kuba und einigen andern Ländern Amerikas eingeführt wurden*, so muß man wohl fürchten, daß derselbe noch immer recht bedeutend sei. Besonders in Nieder-Guinea scheint er unter portugiesischer Anregung noch sehr stark betrieben zu werden. Sonst aber war er der Fluch Afrikas, stachelte fortwährend ein Volk wider das andere auf und verwüstete ganze Länder. Jedes anlangende Sclavenschiff war das Lärmzeichen zu Krieg und Menschenraub in der wildesten Weise, so daß auf jeden zur Sclaverei Eingefangenen reichlich noch ein Umgekommener, sei's auf Seiten der Räuber oder der Angegriffenen, zu rechnen war. Und da bis zur Einschiffung und auf der Seefahrt gewöhnlich die Hälfte der Sclaven starben, so hat dieser schreckliche Handel Afrika gewiß 2½ mal so viel Menschen gekostet, als die Millionen, die während seines länger als 300jährigen Bestehens wirklich nach Amerika geschleppt wurden. Möchte bald die Stunde seiner gänzlichen Vernichtung schlagen und erst jedes Volk der Westküste und des Innern Afrikas so friedlich dem Landbau und den Gewerben obliegen, wie die unermüdlich thätigen und überaus geschickten, allen Menschenhandel hassenden Mandingos an der Küste von Sierra Leone, von deren Dörfern wir eins in dem obersten kleinen Bilde vor uns haben. Mandingos bilden auch die Mehrzahl der Bewohner der Republik Liberia, eines Staates der im Jahre 1821 von einer Privatgesellschaft in Washington in Nordamerika zu einem Zufluchtsort für in Amerika freigelassene Sclaven gegründet wurde, in der Art wie die weiter nördlich gelegene englische Kolonie Freetown (spr. Frihtaun), und 1847 sich zu einer unabhängigen Republik erklärte. Ursprünglich war sein Gebiet, das man vier Negerfürsten für 18 Gewehre, 2 Schachteln mit Glasperlen, 12 Löffel, 4 Regenschirme, 28 Paar Schuhe und einige andere Kleinigkeiten abgekauft hatte, von der Größe Mecklenburgs, nach und nach hat es sich aber sehr vergrößert und zählt jetzt eine halbe Million Einwohner, von denen etwa 10,000 aus Amerika eingewandert sind. Weiße dürfen sich nicht ansiedeln. Kaffee und alle tropischen Kulturpflanzen gedeihen daselbst vortrefflich.

Das nächste unsrer Bilder führt uns an die große Wasserstraße in das Innere des mittlern westlichen Afrikas, wo wir eine Anzahl kleiner, ziemlich reich bevölkerter Staaten mit dem allgemeinen Namen Sudan oder Nigritien belegen — an den Niger; und zwar auf eine der Inseln, die dieser Strom in seinem untern Laufe in großer Menge bildet. Zu Anfang der dreißiger Jahre zeigten unsre Karten von Afrika von diesem untern Laufe noch nichts, vom obern aber nur einige wenige Stücke. Denn obgleich man, seitdem der englische Reisende Mungo Park, (der auf seiner ersten Reise bei Sego im Reiche Bambarra an die Ufer des Niger, dort Dscholiba genannt, gekommen war) unter Hinweisung auf seine wahrscheinliche merkantile

* In Brasilien hatte bis dahin die Gesammtzahl von 2½ Millionen Sclaven noch nicht ab-, sondern eher noch zugenommen, und da man weiß, daß dort in Folge der schweren Arbeit und harten Behandlung jährlich 5 vom Hundert mehr starben als geboren wurden, so mußte die jährliche Zufuhr noch immer 100,000 betragen. Daß 1851 noch 50,000 eingeführt waren, gab selbst der bras. Gesandte in London zu.

Wichtigkeit auf ihn aufmerksam gemacht, mancherlei versucht hatte um seinen Lauf ordentlich kennen zu lernen (Mungo Park selbst unternahm deshalb eine zweite Reise, starb aber bei Bussa am Niger), so war dies doch bis dahin noch nicht gelungen. Erst die Brüder Lander führten durch zwei Reisen (1830 und 1832/33) unsre Kenntniß des Stromes um ein gutes Theil weiter. Und wäre nicht der unternehmendste derselben auf der zweiten Reise umgekommen, so hätten sie vielleicht schon erreicht, was nachher erst mehreren von englischen Menschenfreunden ausgerüsteten Expeditionen (1841 2c.), die hauptsächlich nach Wegen zur Unterdrückung des Sclavenhandels im Innern forschen sollten, und 1853/54 unserm Landsmanne Barth gelang. Durch diesen wurde endlich der mittlere, durch jene der untere Lauf des Nigers (auch Quorra genannt), wie auch der Lauf des Tschadda genau bekannt.

Die letzte Darstellung auf unsrer Tafel endlich zeigt uns die wunderbare Gestalt der Giraffe, so gut es im Bilde möglich ist auch die fast komischen Bewegungen dieses höchsten aller Thiere beim Laufen, wo der lange Hals durch perpendikelartige Schwingungen den Schwerpunkt nach Bedürfniß verrückt. Näheres über das Thier ist u. a. in „Wendts malerischen Wanderungen“ zu finden.

56. Süd-Afrika.

Die Südspitze Afrikas nimmt die englische Kap-Kolonie ein, deren Gebiet sich etwa 200 Stunden weit von Westen nach Osten ausdehnt, und von Süden nach Norden in zwei Terrassen aufsteigt, vor denen die Südküste in wechselnder Breite von 10 bis 24 Stunden sich hinbreitet, ein fruchtbarer wellenförmiger Strich Landes wo fast alle Kulturpflanzen der Welt trefflich gedeihen. Die erste Terrasse, die Karusteppen genannt, ungefähr 3000 Fuß höher, zeigt im Sommer fast nichts als ausgedörrten, wasserleeren Thonboden und eignet sich deshalb wenig zu festen Niederlassungen, zumal da viele wilde Thiere auf ihr hausen, neben Heerden von Gazellen, Zebras, Straußen 2c.; in der kühlen Jahreszeit entfaltet sie aber schnell den herrlichsten Wiesen- und Blumenteppich. Darum ist sie auch nicht ganz unbewohnt. Wo Bergthäler und Schluchten etwas mehr Feuchtigkeit und Schutz gegen die Sonnenstrahlen bieten, da hat der Mensch seine Wohnung aufgeschlagen und führt von dort aus seine zahlreichen Heerden in die weiten Steppen, sobald sie daselbst Futter finden. Zur zweiten Terrasse, dem Anfange des Hochlandes von Südafrika, gelangt man über jähe und öde Gebirge. Hier dehnen sich ungeheure Sandwüsten aus, die in Westen bis an den Ozean reichen (weiterhin durch einige Flüsse, besonders den Gariep oder Oranje, unterbrochen), in Osten aber nach und nach in fruchtbares Land übergehen. In jenen Unterbrechungen der Wüste nördlich vom Kaplande hausen östlich die Koranas, westlich die Buschmänner, weiterhin die Namaquas, noch mehr nördlich die Damaras, alle gleichen Stammes mit den stumpfen und arbeitsscheuen gelbbraunen Hottentotten, den Urbewohnern des Kaplandes, dessen Inneres sie noch jetzt neben den holländischen Boers bewohnen.

Oestlich und nordöstlich aber sind die Sitze der grauschwarzen, kriegerischen und grausamen Kaffernstämme, der Amakosahs, Amatembas („Ama" ist das Zeichen der Mehrheit) Sulahs, Betschuanen und wie sie alle heißen. Dies ist das Gebiet, dem die vor uns liegende Tafel gewidmet ist.

Als eine Charakterpflanze seines Südrandes, welcher das Vaterland der Aloes ist, deren gewöhnliche Art man jetzt auch in Europa zieht, zeigt sie uns zunächst das größte und schönste dieser prachtvollen Gewächse, die oft 30 Fuß hohe und mit einem herrlichen rothen Blüthenbüschel gezierte Aloë succotrina, aus deren Blättern der beste Aloesaft gewonnen wird. Auf der Insel Sokotora gedeihet diese Aloeart ebenfalls sehr gut und daher wird sie auch nach dieser benannt. — Eben so charakteristisch für diese Gegenden ist ferner aus dem Thierreiche der oben auf unsrer Tafel abgebildete Sekretär oder Schlangenfalke, ein in seiner Art einziger Vogel, halb Reiher halb Falke, nur auf Südafrika beschränkt und für dieses als eifriger Vertilger von Schlangen, Ratten, Eidechsen 2c., wegen welcher Eigenschaft er am Kap auch oft gezähmt in den Höfen gehalten wird, ein großer Segen. Die schöne stolze Haltung, die dem Thiere eigen ist, tritt auf unserm Bilde genugsam hervor. Seine Größe beträgt bei aufrechter Stellung 3 Fuß.

Aus den Gebirgs- und Steppengegenden des Innern führt uns sodann unsre Tafel zuerst den Löwen vor, der so oft der König der Thiere genannt worden ist. Und nicht ganz ohne Recht, denn wirklich hat die ganze Erscheinung dieses größten Thieres aus dem Katzengeschlechte, das überall durch das unerforschte Innere Afrikas hin, bis an den Rand der Sahara, neben den Wüsten zu leben scheint, und zwar hier in der größten, schönsten und kräftigsten Art, etwas Königliches. Wenn es sich des Abends von seinem Lager zwischen niederem Buschwerk und Binsen erhebt, die Glieder reckt und sein furchtbares Brüllen erschallen läßt: so fahren die übrigen Thiere der Wildniß erschrocken auf; unsicher jagt die Heerde verscheuchter Gazellen über die Ebene, das wilde Schwein fährt tiefer in das Gebüsch, der Büffel schießt brüllend, mit gesenktem Haupte davon; selbst der mächtige Elephant und das gepanzerte Rhinozeros werden unruhig. Die Hyäne aber schleicht herbei und der Geyer kreiset spähend über den Palmen. Denn bald hat der Löwe, im Gebüsche lauernd, eine Gazelle erblickt, sich herangeschlichen, blitzschnell in gewaltigem Sprunge sie niedergeworfen und den Nacken des zuckenden Thieres zerbissen, und legt sich nun neben seiner Beute nieder, leckt mit stachlichter Zunge das Fleisch, zermalmt die Knochen und schreitet dann ruhig wieder dem Schilfe zu, um die Ueberbleibsel sich nicht weiter bekümmernd. Begegnet er einem der größern, stärkern und gewandtern Thiere, so funkeln seine Augen, so schüttelt er die hoch aufsteigende Mähne, runzelt die Stirn, zieht die borstigen Lippen hinauf und zeigt ein blendend weißes Gebiß (s. d. Mittelbild), wendet sich hin und her, schwingt den langen Schweif in Kreisen, schlägt den Boden, peitscht, sich ermuthigend, seine Seiten, springt endlich auf den Gegner los und schmettert ihn, ist es nicht einer der größesten, mit Einem Schlage seiner breiten Tatze zu Boden. Aber die königliche Großmuth, die man

ihm so oft nachgerühmt hat, und die noch öfter ihm zugeschriebene Kühnheit haben, abgesehen davon daß aus den für sie geltend gemachten Erzählungen sehr oft theils Phlegma, theils der Stachel quälenden Hungers hervorblickt, gar manches Beispiel von Grausamkeit und Feigheit gegen sich. Namentlich scheint dem Löwen der feste Blick des Menschen Schrecken einzujagen, und ihm aller Muth zu fehlen wenn er aus dem festen Schlafe, in welchen er nach sehr reichlicher Mahlzeit leicht verfällt, plötzlich aufgescheucht wird. Dann ist es als wäre er ein ganz anderes Thier, so feige flieht er gewöhnlich hinweg; und deshalb wagt der ihm nachspürende Buschmann ohne große Gefahr, in solchem Schlafe ihn mit giftigem Pfeile zu verwunden und dem Aufspringenden nachzufolgen (s. d. Bild oben links) bis das Gift ihn niederwirft.

Den Leoparden, in dessen Versteck wir hier einen Löwen eindringen sehen, und den Elephanten, dessen Erlegung durch eine europäische Jagdgesellschaft in Begleitung von Hottentotten eins unsrer Bilder darstellt, haben wir schon in Asien kennen gelernt. Dagegen sind uns die unten in lebensvollen Gruppen erscheinenden Thiere, der Springbock, das Zebra, das Gnu und der Strauß, noch fremd und verdienen mit einigen Worten besprochen zu werden. Der Springbock, ein lebhaftes, schön gebautes Thier, dessen Name von den großen Sprüngen herkommt die es macht wenn es in Schrecken geräth, zeichnet sich von den übrigen Antilopen seiner Größe am auffallendsten durch einen breiten weißen Streifen vom Schwanze bis mitten auf den Rücken aus, der sichtbar wird wenn das Thier in Unruhe geräth oder springt, indem dann ein langes schwarzgelbes Haar, das im ruhigen Zustande über jenem Streifen liegt, zurückfällt. Es ist etwas kleiner als der Rehbock. Zuweilen kommen Heerden von Tausenden, unter denen Löwen und Hyänen oft große Verwüstungen anrichten, aus dem Innern Afrika's nach der Kap-Kolonie, wahrscheinlich von großer Dürre vertrieben. Auf dem Wege fressen sie jeden Grashalm ab, und wenn sie in den bewohnten Gegenden ankommen sind die ersten gewöhnlich sehr fett, die folgenden immer magrer. — Das Zebra, dessen ganzer Körper prächtig mit braunen Streifen auf gelblichweißem Grunde geschmückt erscheint, ist eine wahre Zierde der südafrikanischen Wüsten. Hordenweise streift es auf diesen umher, dem Menschen überall scheu ausweichend, und gelingt es eins zu fangen, so hält es äußerst schwer seine Unbändigkeit zu bezähmen, so daß man ehemals glaubte das Thier sei durchaus nicht zum Ziehen oder Lasttragen zu gebrauchen. Einzelne glückliche Erfolge, besonders mit jung eingefangenen Zebras, haben indeß das Gegentheil bewiesen und gezeigt, welchen großen Nutzen man noch in Südafrika von diesem Thiere einst zu erwarten hat. Es läuft äußerst schnell, und nimmt mit viel geringerem Futter vorlieb als das Pferd. Seine Größe ist die eines Maulthiers. — Auch die Stierköpfige Antilope, oder das Gnu, dessen ganz sonderbare, wie aus Theilen des schwerfälligen kräftigen Stiers und des leichtfüßigen Hirsches zusammengesetzte Gestalt wir vor uns haben, möchte mit seinem vortrefflichen Fleische ein noch vielen Nutzen versprechender Schatz des südlichen Afrikas sein, besonders des Landes der Namaquas wo es am häufigsten ist, wäre es nicht so sehr wild

und gefährlich. So zeigt es sich auch in unserm Bilde. Leib und Beine haben die bei unsern Kühen häufig vorkommende rothbraune Farbe, die langen Haare an der Brust sind aber schwarz, die Mähne auf dem Nacken grau. — Der Strauß endlich ist wieder ein anderes Wunder der Wüste, das gefiederte Kameel derselben, ein Vogel der mit den Beinen fliegt und mit den Flügeln rudert, nicht selten mit Einem Fußschlage den Schakal und andere mittelgroße Raubthiere tödtet, die sein Nest leeren wollen, und seine Jungen anfangs mit den eigenen Eiern füttert, deren eins 24 Hühnereiern an Gehalt gleichkömmt. Er findet sich fast in ganz Afrika und auf den benachbarten Inseln, ja noch in einigen Theilen von Vorderasien. — Dagegen ist die Art des Warzenschweins, welche unsre Tafel noch abbildet, wieder dem südlichen Afrika eigenthümlich. Aber dies Thier ist weit davon entfernt ihm eine Zierde zu sein, wie die vorigen. Im Gegentheil, das Verlarvte Warzenschwein (so ist sein Name) ist eins der widerlichsten und häßlichsten unter den Quadrupeden. Die winzigen, hoch oben stehenden Augen, große Warzenauswüchse an beiden Seiten des Vorderkopfes, der in Gestalt und Färbung sich so scharf absetzende untere Theil des letztern, daß er wie eine Larve erscheint, und die weit herausstehenden Hauer geben ihm in Verbindung mit dem ungestalten, schiefergrauen, bis auf Genick und Brust, die mit langen braunen Haaren besetzt sind, nur schwach mit Borsten bedeckten Körper ein abscheuliches Ansehn. Durch den wüthenden Gebrauch, den es im Zorn von seinem starken Nacken und von seinen Hauern macht, wird es so furchtbar, daß die Hottentotten lieber auf einen Löwen Jagd machen.

Von den Bewohnern der Kapländer führt uns unsre Tafel außer den schon erwähnten Hottentotten bei der Elephantenjagd, deren Tracht nur ganz wenig vom einfachsten Naturcostüm abweicht, Kaffern verschiedener Stämme vor, in Leoparden- und Ochsenfelle, in Strauß- und andre Federn, wie auch in gewebte Zeuge gekleidet, und mit nach ihren Begriffen herrlichem Kopfputz; dann ein Bedschuanendorf, welches gerade den interessanten Anblick einer Art von Nationalversammlung bietet. In solchen Versammlungen, Pitschos genannt, die aus den angesehensten Männern des Bezirks, besonders aus den Kriegsanführern zusammengesetzt sind und gewöhnlich auf einem eingezäunten Platze nahe bei dem Dorfe wo der König oder Häuptling seinen Sitz hat gehalten werden, berathet man alle wichtigern öffentlichen Angelegenheiten. Hier sitzen alle Mitglieder mit Leopardenfellen geschmückt im Kreise umher auf dem Boden, jeder mit seinem Speer und Schild vor sich, der Streitaxt in der rechten Hand, einem Köcher mit vergifteten Pfeilen auf der Schulter. Wer sprechen will tritt — nein „springt" in die Mitte, singt und schreit eine Zeit lang unter Umhertanzen und allerhand wilden Stellungen und tollen Grimassen, denen die Anwesenden, wenn sie ihnen gefallen, lärmenden Beifall geben, und erst wenn er sich dadurch geneigte Ohren verschafft hat beginnt er endlich seine Rede. Nachdem Einer gesprochen hat wird gewöhnlich ein Kriegslied gesungen, dann fängt ein Anderer wieder mit wilden Grimassen und mit Umhertanzen an. Am Schlusse aber tanzen alle zusammen unter schrecklichem Schreien und Lärmen.

Das letzte unsrer Bilder führt uns an die Ufer des Gariep- oder Oranjeflusses, des ersten den Namen eines Stromes verdienenden fließenden Wassers das wir vom Kap aus gegen Norden auf der Karte von Afrika finden. Und hier läßt es uns einen Blick in die Beschwerden des Reisens in jenen Gegenden thun. Ist der Reisende, etwa ein Missionar den sein Beruf nach einer dortigen Station führt, wochenlang im Ochsenwagen durch die sandige Ebene hingezogen, während das, was er an Lebensmitteln oder Schlachtvieh mitgenommen, seine und seiner Begleiter Speise, trübes und brackiges Wasser ihr Getränk war, — wie erfreut sind da Alle, wenn sie endlich von fern den Strom gewahren; wie gibt dessen Anblick selbst den Thieren neues Leben, neue Kraft; wie stürzt, wenn man ihn nun erreicht, Alles auf ihn zu um in seinen klaren köstlich frischen Fluthen den Durst zu löschen! Aber wo ist eine Furth zum Uebergang? Weder an eine Brücke, noch selbst an eine Fähre oder einen Kahn ist zu denken. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Hottentotten und Buschmänner, daß sie dergleichen nicht haben. Sie selbst setzen auf einem hölzernen Pferde, wie sie es nennen, über das Wasser: auf einem dicken Baumaste, auf dem sie mit den Füßen rudernd sitzen. Da zieht man denn tagelang am Ufer hin, bis man eine seichte Stelle findet, glücklicherweise meist zwischen Weiden-, Mimosen- und Olivenbäumen, welche die Ufer und die Inseln im Strome beschatten, so daß dieselben auf das angenehmste mit dem verdorrten, öden Aussehen der benachbarten Landstriche, die mit gelblichen felsigten Hügeln bedeckt sind, contrastirt. Ehemals waren die Ufer des Orange viel von Büffeln und Flußpferden bewohnt, aber die häufigen Jagden der Kapkolonisten und der Eingeborenen haben diese Thiere nach einem ruhigern und sicherern Aufenthaltsorte gegen den Schwarzen Fluß hin vertrieben. Ist endlich eine Furth gefunden und wo möglich eine Anzahl Griquas mit Pferden zur Hülfe aufgetrieben, so wird das Gepäck in den Wagen durch Unterlagen von Steinen und Baumstämmen wenn thunlich so hoch hinaufgebracht, daß das Wasser es nicht erreichen kann, und dann gehts meist bis an den Kopf der Thiere hinein in den Strom.

Amerika.

57. Im hohen Norden.

Noch vor 40 Jahren war man gänzlich in Ungewißheit, ob die Länder an deren eisige Küsten uns die Mehrzahl der Bilder auf dieser Tafel führt zum Festlande von Amerika gehörten, oder ein besonderes Festland oder mehrere Inseln bildeten, und somit natürlich auch über deren Gestalt und Ausdehnung, die selbst unsrer Zeit zum großen Theile noch unbekannt sind. Zwar hatten bereits im

16. Jahrhundert sowohl die Spanier als die Engländer Versuche gemacht, hier eine Durchfahrt vom Atlantischen nach dem Großen Ozeane zu finden, um einen nähern Weg nach den Molukken und nach Ostindien zu haben, und von Zeit zu Zeit waren seitdem diese Versuche wiederholt worden, hatten aber nicht einmal zur Entscheidung des obengenannten Zweifels geführt. Erst in unserm Jahrhunderte ist endlich durch eine neue Reihe von Engländern ausgeführter Entdeckungsreisen, theils von Osten, theils von Westen, theils zu Lande von Süden her, so gut wie festgestellt worden (nur kurze Strecken sind noch nicht genügend untersucht), daß das Festland von Amerika um den 70. Grad nördlicher Breite aufhört, zugleich aber auch daß das Meer nördlich von demselben nur theilweise zu befahren ist, und auch das nur in äußerst günstigen Jahren und unter sehr großen Schwierigkeiten. Konnte doch der Schiffskapitain Roß, nachdem er im Sommer 1829 die von ihm Boothia (spr. Bushia) Felix benannte Insel erreicht hatte, der ungeheuren Eismassen wegen die ihn hier umgaben, erst im September des folgenden Jahres einen Versuch zur Rückkehr in das Atlantische Meer machen, und blieb ihm doch, nachdem er hierbei nur ein paar Meilen weit, und auch in den zwei folgenden Sommern nur bis an die Nordost-Spitze der Insel gekommen war, endlich im Juli 1833 nichts übrig, als die Schiffe aufzugeben und mit der Mannschaft derselben unter entsetzlichen Anstrengungen, bald zu Fuße über die Eisfelder hinziehend, bald, wo es möglich, sich wieder der mitgenommenen Boote bedienend, nach der Baffinsbay zu wandern, wo sie glücklicher Weise ein des Wallfischfangs wegen hergekommenes Schiff fanden.

Von dem Anblicke welchen das Meer in jenen Gegenden, selbst in der kurzen Sommerzeit gewährt, suchen zwei unsrer Bilder eine Vorstellung zu geben, so gut dies ohne Bewegung der Eisfelsen, von welchen natürlich nur ein Theil sich an das Land anlehnt oder bis auf den Meeresgrund hinabreicht, während die übrigen umherschwimmen, und ohne die schimmernden blauen und grünlichen Farben derselben möglich ist. Oft glaubt man unter ihnen Thürme, Schlösser, ja ganze Städte zu sehen, was indeß noch mehr weiter südwärts zwischen dem Treibeise der Fall ist. Denn wenn die großen Inseln, welche dieses oft bildet, aus Eisblöcken in allen Formen zusammengesetzt, hell von der Sonne beschienen werden, so nehmen sie sich aus einiger Entfernung wie Ruinen von zahllosen Marmorpalästen aus, wie die Ueberreste von Städten gleich Palmyra oder Theben. Ein furchtbar schönes Schauspiel gibt es, wenn heftige Strömungen oder Stürme solche große Eismassen an einander treiben. Sie zermalmen dann Alles, was sich zwischen ihnen findet, zerschmettern sich oft gegenseitig unter Donnergekrach und stürzen dann wohl, das Gleichgewicht verlierend, das sie hoch aufrecht hielt, in die Wogen, die in tobender Brandung um sie herum aufbrausen oder in reißenden Strudeln sich über ihnen schließen. Es ist ein Glück daß man im hohen Norden nicht mit den Wogenbergen zu kämpfen hat, die in andern Meeren oft unmittelbaren Untergang bereiten. Daß diese hier nicht aufkommen, verursachen eben die Eismassen, von denen die Oberfläche nie frei ist; auch sind eigentliche Stürme selten.

Wem unsre und unsrer Hausthiere Lebensweise vorschwebt, der mag kaum begreifen wie in diesem Lande des Eises, wo der Boden 9 Monate im Jahre hart wie Stein gefroren ist, Menschen und Thiere hinlängliche Nahrung finden können; auch hat man lange die Ansicht gehabt, daß das animalische Leben je näher dem Pole desto mehr abnehme. Diese Ansicht ist aber nur in Betreff des Menschen und der Zahl der in jenen Gegenden zu findenden Thierarten richtig, keineswegs in Betreff der Individuen der letztern, deren ungeheure Menge vielmehr den Mangel an vielerlei Arten sowohl, wie auch an Vegetabilien reichlich ersetzt. Nirgends auf der ganzen Erde findet man gleichartige Thiere in so enormer Zahl beisammen wie in den Polargegenden, am allerwenigsten so kolossale wie der Wallfisch, der Pottfisch, der Narwal und das Wallroß sind, die unsre Tafel in mehrfachen, beim Wall- und Pottfisch auch die Art ihrer Erlegung und die dabei vorkommenden Unfälle veranschaulichenden Darstellungen uns zeigt, ohne daß es möglich wäre hier mehr über sie mitzutheilen als ein paar Bemerkungen von geographischem Interesse. Die nöthigste möchte die sein, daß der Wallfischfang seit 30 bis 40 Jahren weniger in dem Grönländischen Meere, zwischen Spitzbergen und Grönland betrieben wird, wo er sonst am stärksten war und den Holländern allein lange Zeit jährlich mindestens 500 dieser kolossalen Thiere geliefert haben soll, als in der Cumberland- und Davis-Straße, in der Baffinsbay, im Lancastersund und in den Gewässern am Südpol, weil in der erstgenannten Gegend die Ausbeute sich zu sehr vermindert hat. Dann verdient aber auch noch bemerkt zu werden, daß unter den Mitteln zur Ernährung dieser Seeungeheuer eins der allerkleinsten Thiergeschlechter, das der Medusen, einen sehr wichtigen Platz einnimmt. Diese Thierchen gibt es jenseit des nördlichen Polarkreises, vor allem im Grönländischen Meere dessen vierter Theil etwa damit bedeckt ist, in so unermeßlicher Menge, daß sie dem Wasser auf weite Strecken hin eine olivengrüne Farbe geben. Die meisten Arten sind so klein, daß sie nur unter dem Mikroskop zu erkennen sind, dem bloßen Auge aber nur im Ganzen als eine elastische, gallertartige Substanz erscheinen, welche die Schiffer Seethran nennen und welche von den dortigen mit Floßfedern versehenen Thieren jeder Gestalt und Größe begierig verschlungen wird. — Das Wallroß wie der Seehund findet sich oft in Heerden von Hunderten auf dem Eise gelagert. Auch der Eisbär, den wir im Mittelbilde im wüthenden Kampfe mit der Mannschaft eines Bootes, und daneben von zwei Grönländern aus der Ferne mit Wurfspießen angegriffen sehen, ist sehr häufig. Wiewohl er die Küsten bewohnt, hält er sich doch mehr auf den Eisfeldern des Meeres, wo er Robben, Fischen und andern Thieren nachstellt, denn auf dem Lande auf. Er ist beides, ein gefährlicher Feind und eine sehr willkommene Beute der Wallfisch- und Seehundfänger. Einen todten Wallfisch riecht er fast unglaublich weit; ein Stück von dem schwammigen Fett dieses Thieres, ins Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit herbei. Und ist er ausgehungert, wie es oft der Fall, so greift er kühn den Menschen an, gegen den er sonst nur kämpft wo es gilt sich zu vertheidigen. Auf dem Eise oder dem

Schnee ist der Kampf mit ihm am gefährlichsten; etwas sicherer auf dem Wasser, da er schwimmend seine Kraft nicht so gut anwenden kann als die Matrosen im Boote die ihrige, wiewohl hier in anderer Hinsicht wieder mit der größesten Gefahr verbunden. Denn gelingt es ihm in das Boot zu kommen, so bleibt den Menschen nichts übrig, als in das Wasser zu springen, wo sie dann, da sie natürlich schwimmend sich nicht vertheidigen können, meistens ihrem Feinde zur Beute werden.

Treiben sich nun ferner noch große Schwärme von Schneevögeln und andern Mevenarten und von ebenfalls schneeweißen Eissturmvögeln, wie unsre Bilder oben zeigen, überall an den Küsten umher, und liefert das Meer eine Fülle von Fischen mittler und kleinerer Art, die ganz seinem Reichthume an großen Bewohnern entspricht, das Land aber Rennthiere, Füchse und Hasen, so ist leicht zu glauben daß der Mensch dort nicht Mangel an Nahrung leidet, trotz der großen Ungunst des Klimas. Und in der That sehen wir auch die Eskimos auf einem unsrer Bilder, vor ihren halb in der Erde stehenden und nur von oben durch Eistafeln etwas Licht erhaltenden Wohnungen, reichlich mit Pelzkleidung und Lebensmitteln versehen. Sie pflegen sogar im Sommer, wo sie ihren Aufenthalt in Aussicht auf besonders gute Jagd in einer oder der andern Gegend mehrfach wechseln, hier und da große Vorräthe unter dem Schnee zu vergraben, wiewohl viel dazu gehört, daß bei ihnen etwas übrig bleibt. Denn haben sie einen guten Fang gemacht, so essen sie ungeheuer. Roß sah einen einzigen Mann zwei siebenpfündige Lachse verzehren. Und da sie nicht nur in dieser Weise von Allem was sie brauchen zur Genüge haben, sondern auch nach ihren Ansichten und Wünschen das, was sie haben, ganz besonders ihre thranigten Speisen, das Beste ist das es nur gibt, so leben sie äußerst zufrieden und glücklich. Wenn ihre Hütten auch oft nur von Schnee sind und sie ihre Schlaffelle nur über Schnee breiten können — was thuts? Schnee ist ihr Element. Und den haben sie fast das ganze Jahr. Wie lustig fährt ihr leichter, eben so wie der bequem tragbare Kahn nur aus Knochen und Fellen bestehende Schlitten über die lichten Schneefluren dahin! Und ist auch der Wind ein Schneewind und der Nebel ein Schneenebel, und setzt sich auch der Schnee an Haare und Kleidung und Augenwimpern fest, und wird auch der Hauch des Mundes zu Schnee: was thut das alles! Dabei ist es diesem fröhlichen Völkchen so wohl und behaglich wie uns im Maimonate bei den linden Lüften und grünen Matten und blühenden Bäumen. Ja es ist den Eskimos kaum lieb, wenn bei ihnen die Sonne gegen Ende Januars, nachdem sie sich 50 Tage lang nicht hat blicken lassen, wieder am Horizonte erscheint. Denn die dunklere Zeit, die man sich freilich nicht wie eine mondlose Nacht bei uns denken darf (Kapitän Porry konnte selbst im December um Mittagszeit die kleinste Schrift lesen, wenn auch nicht Mondschein oder Nordlicht die Gegend erhellte), ist für den wichtigen Robbenfang die beste. Die Eskimos passen nämlich den Seehunden an Löchern im Eise auf, um sie, wenn sie hier an die Oberfläche kommen um Luft zu schöpfen, mit dem Speere zu durchstechen. Dabei müssen ihnen die Bewegungen eines in das

Wasser gesteckten Zweiges das heraufgekommene Thier verrathen, und es ist gut wenn etwas Dunkelheit letzteres am Gewahren dieser Anstalt verhindert.

Nahe bei Grönland und, wenn auch noch unter dem Polarkreise doch drei Viertel des Jahres zwischen mächtigen Eisschollen, liegt Island, ebenfalls ein baumloses Gebirgsland, im Innern voll schauerlicher Einöden und schroffer Felsen-, Schnee- und Eisberge, nur bewohnbar in den Küstengegenden und zum Theil in einer sich quer hindurchziehenden Ebene. Aber welcher Unterschied zwischen den Bewohnern beider Länder! In wie hübscher, von guten Zeugen gemachter Kleidung haben wir die Isländer vor uns. Freilich ist's wohl ihre beste, denn sie scheinen zur Kirche zu reiten, die bei der abgesonderten Lage der meisten Wohnungen in den Flußthälern hin weit entfernt sein kann; aber auch als Sonntagstracht ist sie aller Ehren werth und zeigt gleich, daß wir's hier nicht mehr mit einem halbwilden Volke zu thun haben. Wir sind in einem europäischen Lande, und zwar in einem ehemaligen Freistaate, den Normänner aus der Gegend von Tronthiem im Jahre 874, als Harald Haarfager (spr. Hohrfager) ihr Vaterland unterjocht hatte, unter Anführung Ingolfs gründeten, zu einer Zeit, wo hier das Klima noch nicht so rauh wie jetzt war. Damals gedieh auf Island Korn und es gab daselbst ansehnliche Wälder, was nun beides nicht mehr der Fall ist.

Unten auf unsrer Tafel finden wir noch eine interessante naturhistorische Scene dargestellt, die an den nördlichen Küsten Amerikas nicht selten ist. Wenn hier der Fisch-Sperber (Büffons Falco piscator), pfeilschnell in das Meer tauchend, einen Fisch ergriffen hat und triumphirend davon trägt, stürzt oft der Weißköpfige Adler (Falco leucocephalus), der aus ungeheurer Höhe dieser Jagd zusah, auf ihn herab und zwingt ihn seine Beute fahren zu lassen, die er dann geschickt ergreift, ehe sie die Wasserfläche erreicht. Auch die schon oben erwähnten Meven haben in dem Fregatvogel und in der Grüngrauen Meve (Larus glaucus) solche Berauber von Räubern unter sich.

58. Canada.

Das Land nach welchem uns die vorliegende Kupfertafel führt ist die wichtigste britische Besitzung in Nordamerika, voll Fruchtbarkeit und zu vortheilhafter Benutzung derselben durch viele schiffbare Seen und Flüsse geschickt, die zugleich einen großen Reichthum an Fischen enthalten, wie die Wälder Wild in Menge. Es ernährt daher auf das reichlichste eine nicht geringe Volkszahl, die von Jahr zu Jahr durch neue Einwanderer wächst, und sich noch um viele Millionen vermehren kann, ehe irgend an eine gegenseitige Beschränkung zu denken ist. Denn noch sind ungeheure Strecken von dichten Wäldern bedeckt, aus denen man Eichen- und Fichtenholz zum Bauen in großer Menge ausführt. Auf dem St. Lorenz-Strome sieht man beständig Flöße solchen Bauholzes dahinfahren, wie wir sie auf unsrer Ansicht der Vereinigung des Ottawa mit diesem Strome gewahren.

Die Ränder jener Wälder werden nach und nach von neuen Ansiedlern urbar gemacht, die anfangs in elenden Blockhäusern (von zusammengefügten Baumstämmen, wie das Bild unten in der Mitte zeigt) ein äußerst beschwerliches Leben führen, bald aber durch die reichsten Erndten und durch die Frische und Fülle, welche Freiheit, ein höchst gesundes Klima und liebliche Wohnplätze dem Leben verleihen, für alle Mühen belohnt werden. Die englische Regierung, welche, die große Zukunft des Landes richtig erkennend, reichlich die ganzen Einkünfte desselben wieder zu seinem Wohle verwendet, sorgt auch auf das beste für öffentliche Anstalten aller Art. So ist z. B. die Wasserverbindung zwischen dem Obersee und dem Atlantischen Meere, welche zwischen dem Erié- und Ontario-See durch den Niagarafall, dann vor Montreal durch die Strömungen des St. Lorenz (bei denen die Ladungen auf weite Strecken zu Lande fortgeschafft werden müssen, s. das Bild unten rechts), unterbrochen war, durch den Welland- und Rideau-Kanal mit großen Kosten hergestellt. Jener führt um den Niagara herum, dieser, 132 englische Meilen lang, vom Ontario-See in den Ottawa, welcher da in den St. Lorenz fällt, wo dessen Strömungen vorüber sind. Unser Mittelbild stellt die Mündung des letztern großartigen, von den Riesenschritten der Landescultur in Nordamerika zeugenden Kanals in den Ottawa dar, wo die vom Meere kommenden Schiffe durch mächtige Schleusen künstlich emporgehoben werden, um in den Kanal einlaufen zu können.

Die übrigen Bilder unsrer Tafel gehören den beiden größesten Städten Canadas, Montreal und Quebeck an, und den Indianern, den Urbewohnern des Landes, deren man noch, wie an vielen andern Stellen, ganz nahe bei Montreal findet — ein schöner Beweis englischer Humanität gegenüber dem harten Verfahren der nordamerikanischen Union, welche diese armen Indianer alle nach dem fernen Westen verdrängt hat. — Mehr zur Erklärung dieser Tafel findet man in „Wendt's malerischen Wanderungen.“

59. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Die vor den Kriegen und der Militärherrschaft Europas mehr und mehr nach Amerika flüchtende Civilisation hat sich dort das große, überaus fruchtbare, wald-, fluß- und mineralreiche Land, nach welchem uns die vorliegende Kupfertafel führt, zu ihrem Hauptsitze erkoren, seitdem dasselbe durch einen glorreichen Kampf, in welchem vor allem die Gefangennahme eines feindlichen Heeres bei Saratoga (1777) für die Freiheit entschied, die Fesseln Englands abgeworfen hat. Und noch nie hat die Welt einen so reißend, so wunderbar schnellen Aufschwung eines Landes gesehen. Nicht allein haben sich in den bei Gründung der Republik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika schon kultivirten Distrikten die Städte und Dörfer zahllos vermehrt und in kaum begreiflicher Weise vergrößert (Neu-York hatte z. B. im Jahre 1786 23,600 Einwohner, jetzt über eine halbe Million) — auch tief in das zu jener Zeit noch wüste Innere hinein, bis über den Mississippi hinaus, weit am Missouri und Ar-

kansas hin, und am Meerbusen von Meriko bis zum Rio Grande del Norte, reicht jetzt das angebaute Land und dehnt sich jedes Jahr weiter aus; jenseits der Rocky Mountains (Felsengebirge) aber nimmt Oregon ebenfalls fortwährend, und das Goldland Hoch-Kalifornien in fast unglaublichem Maaße an Bevölkerung und Wohlstand zu. Wo vor wenigen Jahrzehnten, ja oft vor wenigen Jahren noch dunkle Urwälder sich ausbreiteten, oder auf ungeheuren Gras- und Gestrüppflächen Büffelheerden und wilde Indianerhorden ihr Wesen trieben, da sieht man jetzt gut bebaute, an Getreide, Mais, Tabak, Baumwolle, Reis, Indigo und Zuckerrohr reiche Gefilde, von Städten und Dörfern, von Landgütern, Mühlen, Hammer- und Hüttenwerken unterbrochen, da herrscht jetzt frisches rüstiges Leben. Reich beladene Schiffe und Dämpfer mit palastähnlicher Einrichtung fahren auf den Flüssen, wo noch vor nicht langer Zeit nur des Indianers Kanoe zu erblicken war; Kanäle und Eisenbahnen, gegen welche die europäischen unbedeutend erscheinen, durchziehen nach allen Richtungen das Land, und die großen Canadischen Seen, aus deren Gegend der ungeheure Niagarafall uns ein wildromantisches Bild bietet, wie der mächtige Mississippi-Missouri mit seinen zahlreichen großen Nebenflüssen tragen Dampfschiffe auch nach den entferntesten, nur erst zum Theil angebauten Gegenden. Weiter und weiter weichen die in ihrer Gewandtheit, Kühnheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit bewunderungswürdigen, aber auch in ihrer Grausamkeit und Rachsucht schrecklichen und in ihrer Eitelkeit lächerlichen Indianer, aus deren Treiben unser Bild mehrere charakteristische, sich selbst erklärende Scenen bietet, wo sie nicht europäischen Sitten sich nähern und Ackerbau anfangen, nach Westen zurück; und in immer ferneren Gegenden treten an die Stelle finstern Aberglaubens, grenzenloser Arbeitsscheu, grausamer Gebräuche, roher Willkür, beständiger blutiger Kämpfe und schrecklichen Mordes (s. die beiden untern Bilder neben dem Mittelbilde) Aufklärung, Gewerbthätigkeit, weises Gesetz und der mächtigste Hebel der Kultur, das Christenthum, das nicht allein von vielen Reisepredigern in den nur erst theilweise angebauten Gegenden verkündet wird (wo ein offener Waldplatz, auf dem sich die Bewohner der Umgegend von weit her versammeln, die Stelle der Kirche vertritt und einige Stangen und Breter statt der Kanzel dienen — s. das Bild links), sondern auch durch eine Menge von Missionaren bis in die entlegenen, christlicher Kultur noch gänzlich fernstehenden Indianer-Dörfer. Schade nur daß die Indianer oft durch Branntweinhändler und anderes Gesind'el dagegen eingenommenen sind.

Die größeste und für den Handel wichtigste Stadt der Vereinigten Staaten ist Neu-York, aus dem unsre Tafel eine Ansicht gibt, die zugleich auf den Glanz dieser zweiten Handelsstadt der Erde und auf den großartigen Verkehr in derselben hinweist. Als ein kleiner Beitrag zur Versinnlichung des letztern sei hier bemerkt, daß in Neu-York durchschnittlich in jeder Stunde 30 Dampfschiffe ankommen und eben so viele abgehen, die Hafenabgaben jährlich mehr als 5 Millionen Dollars einbringen, mindestens 100 Zeitungen erscheinen und in den vielen Gasthöfen mehr als 20,000 Personen auf einmal logiren können, dabei aber es noch immer oft für den

Fremden fast unmöglich ist ein Unterkommen zu finden. Hier betritt auch bei weitem der größte Theil der ungeheuren Menge von Auswanderern, die bis jetzt fortwährend aus Europa nach Amerika strömt, zuerst den amerikanischen Boden. Und diejenigen unter ihnen, die Landwirthe sind, suchen dann gewöhnlich schon von hier aus eine Besitzung im Innern an sich zu kaufen, sei es nun eine wenigstens schon zum Theil urbar gemachte, oder eine nur aus noch vollkommener Waldwildniß bestehende. Letztere Art ist natürlich nur noch weit ins Land hinein zu finden, wird aber auch seltener von neuen Ankömmlingen gesucht. Sie sind mehr Sache eines ziemlich wüsten, die Jagd und völlige Freiheit von allem Zwange der bürgerlichen Gesellschaft über Alles liebenden Menschenschlages, welcher sich meist aus solchen Leuten von europäischem Ursprunge rekrutirt, die schon einmal wo anders in Amerika ihr Glück versucht haben, entweder mit einer Ansiedlung oder mit sonst einem Erwerbzweige. Diese kommen denn gewöhnlich mit dem Anbau eines Revieres nicht weiter, als daß sie ein dürftiges Blockhaus, allerhöchstens von der Art wie wir ein solches auf unsrer Tafel haben, errichten und in der nächsten Umgebung desselben einiges Land von Bäumen frei machen und ohne alle Sorgfalt mit Mais bestellen; und rücken ihnen andere Ansiedlungen nah, so suchen sie zu verkaufen und gehen weiter. So findet denn der neue Käufer, wenn er nach langer beschwerlicher Reise mit einer Menge von Geräthschaften, deren keines ja an Ort und Stelle zu haben ist (s. das kleine Bild links), auf seinem Eigenthume anlangt, wenigstens einstweiliges Obdach und einiges Land zum Anbau der zunächst nöthigen Nahrungsmittel vor — schon eine sehr große Hülfe! Ist er nun ein thätiger und nicht schon durch den Ankauf des Grundstückes völlig von Gelde entblößter Mann, so gewinnt in den nächsten Jahren Alles ein ganz anderes Ansehen. Ein gutes hölzernes oder gar steinernes Wohnhaus, umgeben von Ställen, Scheunen, Milchhaus, Waschhaus, Dörr- und Rauchhaus, steigt neben dem Blockhause, das zu einem Stalle degradirt wird, empor, so daß man oft ein kleines Dorf zu sehen glaubt, und üppige Saatfelder drängen den Wald immer weiter zurück.

Der Mississippi und Missouri, welche zusammen den größten Strom der Erde bilden, sind mit dem Ohio (spr. Oheio), Arkansas und Red River (rothem Fluß), die alle ihre Wassermasse vermehren, die große Verbindungsstraße sämmtlicher innern Theile von Nordamerika, der ausgedehntesten fruchtbaren Ebene die es gibt. Der größte Theil ihres zusammen über 1200 Meilen langen Laufes wird beständig von Dampfschiffen befahren, die aber bei dem Bedürfnisse großen Raumes und dem oft nicht tiefen Fahrwasser von den unsrigen sehr verschieden sind. Im Unterbau flache, kiellose große Boote, oft 300 und mehr Fuß lang, gleichen sie hier beinahe langen Fähren. Darauf ist dann ein großes Gebäude für die Passagiere und die Vorräthe mit einer Art Thurm für den Steuermann und die Lootsen, die eine weite Aussicht haben müssen, um die häufigen Sandbänke und auch die Baumstämme vermeiden zu können, welche stets den Strom hinabtreiben und den Dampfbooten oft gefährlich sind, indem sie in Strudeln stecken bleiben. Die Maschinen, deren

gewöhnlich zwei auf einem Schiffe sind, werden mit Holz geheizt, an welchem die Ufer bis jetzt noch unerschöpflichen Vorrath bieten. Beim Einnehmen desselben helfen die Unterdeck-Passagiere, wofür sie denn äußerst billig fahren, z. B. von Neu-Orleans bis St. Louis, bei gutem Wasserstande eine Fahrt von 4 bis 5 Tagen, für 2½ bis 3 Dollars. — Oberhalb der Mündung des wilden, trüb daherströmenden Missouri fließt der Mississippi klar und ruhig zwischen sanftaufsteigenden Ufern, von da an aber wird sein, oder vielmehr beider Ströme vereinigter Lauf (denn eigentlich ist der Missouri der Hauptstrom) eilig, wild, oft wie rasend. Zerrissene ungleiche Ufer und häufige Felsen, Sandbänke und Tiefen in seinem Bette erzeugen mächtige Strudel und verändern oft die Richtung der Strömung, so daß nicht selten Uferkrümmungen mit weichem Grunde sammt allen darauf befindlichen Bäumen weggerissen und an eine andere Stelle geführt werden. Und während des Hochwassers, besonders im Juni wenn der auf den Rocky Montains schmelzende Schnee seine Wassermassen in den Missouri ergießt, gehören ungeheure Ueberschwemmungen, wie deren eine unser Bild oben links zeigt, zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Dann gleicht der Strom, besonders von Francisville an wo sich die Ufer bedeutend senken, überall einem meilenbreiten See, aus welchem nur die höchstgelegenen Punkte der Gegend wie Inseln hervorblicken, und nicht selten verkündet ein furchtbares Krachen, daß abgerissene Landstücke in seine Fluthen stürzen. Im Jahre 1844 soll das Wasser 42 Fuß über der gewöhnlichen Höhe gestanden, im Jahre 1823 gegen 300 Plantagen gänzlich überschwemmt haben.

Weit westlich vom Mississippi, am Oberlaufe des Arkansas, Canadian- und Red-River und an deren Zuflüssen, dehnt sich noch Hunderte von Meilen weit fruchtbares Land aus, wo man weder das Blockhaus des „weißen Mannes" noch das Wigwam des Indianers erblickt. Es besteht aus weiten grasigen Ebenen (Prairien genannt) mit Waldungen und einzelnem Buschwerk untermischt, und auf ihm streifen noch das Elenn, der Büffel und das wilde Pferd in ihrer angeborenen Freiheit herum. Das ist das eigentliche Jagdgebiet der verschiedenen Indianerstämme des westlichen Landes, und hierher führen uns die zwei Bilder, welche die Jagd auf den Büffel und die Zähmung des wilden Pferdes darstellen. Nach diesen Gegenden, deren Besitz unter allen Indianern streitig ist, kommen sowohl die Osagen, Crihks und Delawaren, welche in der Nähe der Niederlassungen von Weißen wohnen und sich dem geselligen Leben bereits einigermaßen angeschlossen haben, als auch die Pahnies, Camautschen und andere noch ganz unabhängige nomadische Stämme; hier schlagen dieselben auf kurze Zeit Lager auf, erlegen eilig eine Anzahl Büffel und was ihnen außerdem in den Weg kömmt, und ziehen dann so schnell wie möglich wieder weg. Denn gefährlich ists, hier zu verweilen. Auch bestehen jene Jagdzüge nur aus vollkommen kampffähigen Männern. Stoßen die Jäger feindlicher Stämme — und die meisten von ihnen leben in Feindschaft — zusammen, so gibts heiße Kämpfe, von denen an nicht wenigen Stellen bleichende Schädel und Gerippe in der Nähe der Spuren eines Jagdlagers Zeugniß geben.

60. Mexiko und Columbien.

Mexiko (spr. Mechiko) nimmt unter den Ländern, die in der Geschichte der Entdeckung Amerikas und der Eroberungen der Spanier in diesem Welttheile eine Rolle spielen, den ersten Platz ein. Alles was uns Cortez' Gefährten vom damaligen Zustande seiner Bewohner berichtet haben, von den steinernen Häusern und den sonstigen mannichfaltigen Zeichen von Kultur, welche sie, als sie längs der Küste Yukatans hinfuhren, in Verwunderung setzten und zu dem Namen „Neuspanien" Veranlassung gaben, bis zu den großen Bauwerken in den Städten, den bürgerlichen und religiösen Institutionen, den geographischen Karten und dem Kalender, der den griechischen und römischen an Richtigkeit übertraf — alles dies bezeugt, daß das mexikanische oder aztekische Volk in vieler Hinsicht ein hoch civilisirtes war. Und alle Zweifel an der Wahrheit jener Erzählungen sind durch die großartigen Ruinen, die man nach und nach an mehreren Orten, besonders bei Tezcuco, Cholula (Tscholula), Palenque, Uxmal, Coban und bei Mitla in der Nähe von Oaxaka aufgefunden hat und aus denen das Bild oben in der Mitte eine Ansicht gibt, vollständig gehoben worden. Das dort dargestellte Bauwerk, ein mit hohem Thurme versehener Tempel von etwa 300 F. Länge und 30 F. Höhe, mit einer Menge in Stein gehauener und mit sehr feinem Stuck bekleideter Figuren, mehreren Hofräumen und großen unterirdischen Gewölben, findet sich in den Ruinen der Stadt Culhuacan oder Huehuetlapallan, welche in der Mitte des 18. Jahrh. in einer Einöde in der Nähe des Ortes Palenque in der südlichsten Provinz Mexikos entdeckt wurden, und außer ihrer Schönheit und Größe noch deshalb vor vielen andern ganz besonders merkwürdig sind, weil sie, im Verein mit dem großen Teokalli (Tempel) von Cholula bei Puebla, dem großen Ruinenfelde von Uxmal in Yukatan und noch einigen andern einzelnen Denkmälern, sowohl durch ihre Bauart wie durch ihre Basreliefs mit Bilderschrift und durch die Gestalt der in dieser Schrift angewandten menschlichen Figuren fast entschieden auf einen uralten Zusammenhang mit Aegypten oder Indien hinweisen. Die großartigen Ruinen der alten Königsstadt Itzlan bei Uxmal haben eine so überraschende Aehnlichkeit mit den ägyptischen, daß man sie oft das amerikanische Theben genannt hat. Und dieser Hinweis stimmt mit den historischen Ueberlieferungen, welche die Spanier im Lande fanden, wunderbar zusammen. Denn die Mexikaner wußten von einer Mutter des Menschengeschlechts, die ihres Zustandes von Glück und Unschuld verlustig geworden; von einer großen Ueberschwemmung, der nur eine einzige Familie auf einem großen Boote entrann; von einem pyramidenförmigen Gebäude, das die Menschen aus Verwegenheit und Stolz errichteten, das aber durch den Zorn der Götter vernichtet wurde u. s. w. — Wie es Cortez gelingen konnte, ein so kultivirtes und dabei so großes und volkreiches Land, dessen Bewohnern es auch nicht an Kriegserfahrung, Muth und Tapferkeit gefehlt zu haben scheint, mit etwa 500 Mann zu erobern, das würde

trotz seiner augenscheinlich überaus großen Feldherrngaben, trotz der Abhärtung und der Goldgier seiner Soldaten, trotz des wichtigen Uebergewichts welche das Feuergewehr den Spaniern gab und der Hülfe, welche die verblendeten Tlaskalaner ihnen leisteten, durchaus unerklärbar bleiben, wenn nicht die größte politische Macht der Erde, die von jeher mehr Völker unterjocht und in Knechtschaft erhalten hat denn alle Eroberer und Tyrannen, — der Aberglaube eine wichtige Rolle dabei gespielt hätte.

Der Druck der spanischen Herrschaft, der 3 Jahrhunderte lang auf dem Lande gelastet hat, bis es im Jahre 1822 diesem gelang sich frei und (1824) zu einer Republik zu machen, und die dann folgenden Parteikämpfe im Innern, unter denen Texas und Neu-Kalifornien mit seinem damals noch unbekannten maßlosen Goldreichthume (jetzt zu den Vereinigten Staaten gehörend), so wie Yukatan und die Staaten von Central-Amerika sich losrissen, haben die ehemalige Größe von Meriko zerstört; doch ist es immer noch ein nicht unwichtiges Land von 30,000 Quadratmeilen mit 9 Million Einwohnern, reich vor allem an edlen Metallen und werthvollen Hölzern, an Mais und Bananen, welche die hauptsächlichsten Nahrungsmittel, jenes im Hoch-, diese im Tieflande bilden und deshalb in Menge angebaut werden, an Agaven, Cochenille-Cactus und vielen andern der nutzbarsten Gewächse, wie an nützlichen Haus- und Jagdthieren, unter denen hauptsächlich viel Federvieh. Von letzterem ist der Truthahn besonders zu erwähnen und hat auf unsrer Tafel eine Stelle gefunden, weil Meriko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er auch in den Savannen in großen Heerden umherstreift, sein Vaterland sind. Unter den Gewächsen aber verdient außer der schon bei Ostindien besprochenen Banane, die auf gleichem Raume 25 mal mehr Menschen ernähren kann als der Weizen, die Agave einer besondern Erwähnung, weil in Meriko aus ihrem Safte ein sehr beliebtes geistiges Getränk, der Pulque, bereitet wird, während ihre großen stachlichten Blätter, geröstet und zerschlagen, unsern Hanf ersetzen, und man sie deshalb im Hochlande, das Anahuak genannt, viel anbaut, so daß man dort Pflanzungen von 20 bis 30,000 Stück findet. Um den Pulque zu gewinnen schneidet man, ehe der hohe Schaft emporschießt, der Pflanze das Herz aus, wie unsre Abbildung zeigt, dessen Höhle sich dann 3 bis 4 Monate lang mit dem Saft anfüllt, den die Natur zum Treiben der Blüthe bestimmt hatte, oft zu 5 Flaschen an einem Tage, und den man sowohl frisch trinkt, wie unsern Weinmost, oder zum berauschenden Pulque gähren läßt.

Neben allen diesen schönen Gaben der Natur sind dann aber auch im Tieflande Merikos, wie überhaupt in jeder heißern Gegend Amerikas, zahlreiche große Amphibien und spinnenartige und andere, theils giftige theils sonst schädliche Thiere ein Schrecken des Menschen. In den Flüssen nahe dem Meere haust der amerikanische Alligator (Kaiman), der hier oft in der auf unsrer Tafel abgebildeten Weise getödtet wird; das Frosch- und Krötengeschlecht ist vom Laubfrosche bis zur Riesenkröte in allen Formen vorhanden, die Schlange in 80 Arten, worunter 9 oder 10 giftige, vor allen die furchtbare Klapperschlange.

Die Hauptstadt Mexiko, wiewohl nicht mehr so groß und wahrscheinlich auch nicht mehr so schön wie das alte Tenochtitlan, das mit seinen zahlreichen großen Teokallis und Palästen (der des Montezuma hatte mehr als 1000 Zimmer und Säle, worunter viele von Marmor und anderem kostbaren Gestein), seinen Plätzen, Säulenhallen, Gärten und Wasserleitungen zum Theil mitten im See Tezcuco auf grünen Inseln lag, umgeben von reichem Baumwuchs und vier andern klaren Seen mit zahllosen schwimmenden Gärten (Chinampas), gehört demohngeachtet noch immer zu den größesten und schönsten Städten Amerikas, auf der das Auge des Reisenden mit Lust weilt, wenn er vom Bergrande in die Hochebene hinabsteigt. Und wir hoffen, daß auch unsre Leser von der vor ihnen liegenden Ansicht einen angenehmen Eindruck empfangen werden, ja sich vielleicht dabei in Gedanken in die breiten, vortrefflich gepflasterten, schnurgeraden Straßen versetzen können, wo die meist sehr zierlichen, mitunter mit Porzelantafeln belegten Häuser in freundliche Terrassen mit Blumen und Gesträuch auslaufen; oder auf die herrliche Plaza major vor der schönsten Kathedrale Amerikas, deren Thürme wir in der Mitte des Bildes emporragen sehen, umgeben von dem alten von Cortez erbauten Palaste der Vicekönige (dem jetzigen Regierungsgebäude) und einer Reihe von prächtigen Häusern und Säulenhallen, in der Mitte aber mit der Reiterstatue Karls IV. geziert; oder in eins der großen, prachtvollen Klöster, von denen besonders S. Francisco (mehr rechts auf unserm Bilde sichtbar) durch treffliche Bildhauerarbeiten, Mosaik und Gemälde sich auszeichnet. Schade daß durch Vernachlässigung der Dämme und Bewässerungsanstalten ein paar von den schönen Seen ganz eingegangen sind und die andern, bis auf den Tezcuco, dessen Spiegel wir links im Hintergrunde sehen, sehr unbedeutend geworden sind, dagegen aber auf der einen Seite, nach dem Popocatepetl zu, dessen Schneespitze uns aus der Ferne entgegengeleuchtet, die ganze Gegend sumpfig geworden ist.

Die Bewohner des Landes bestehen hauptsächlich aus Kreolen (von spanischer Abkunft und im Ganzen den höhern Stand bildend), Mestizen (von spanisch-indianischer Herkunft, dunkler als jene, im allgemeinen der Mittelstand) und den rothbraunen Indianern, den Nachkommen der Urbewohner. Von den beiden letztern haben wir auf drei Bildern mehrere in sehr charakteristischen Beschäftigungen und Trachten vor uns. Besonders der Wasserträger ist eine feststehende Staffage der Straßen mexikanischer Städte. Auch Neger, die durch Aufhebung der Sclaverei frei geworden sind, und die aus ihnen hervorgegangenen Mulatten und Zambos bilden einen nicht ganz unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung.

Der große Landstrich von der Bay Guayaquil und dem obern Maranhon bis zum Karaibischen Meere, und östlich fast bis zur Mündung des Essequebo, bildete nach seiner Befreiung vom spanischen Joche erst eine einzige Republik, zerfiel dann aber im Jahre 1831 in ihrer drei: Ecuadór, Neu-Granada und Venezuela. Die Tiefebenen (Llanos, spr. Ljanos) zwischen den Anden und dem Orinoko und die Sierra Parima, östlich von letzterem, sind der unkultivirteste Theil (auf weiten

Strecken mit Urwald bedeckt, meist aber unabsehbare Grasfläche) und fast nur von zerstreuten Indianern bewohnt, die auf sehr tiefer Stufe geistiger Entwickelung stehen. Die Karaiben in der Nähe der Mündung des Orinoko, wiewohl im übrigen noch die intelligentesten darunter, sollen sogar bis auf die neueste Zeit ihre Gefangenen fressen. Besser kultivirt sind die Küstengegenden, meist von freigewordenen Negern und von Indianern bewohnt, die zum größten Theile spanisch reden, Bananen, Mais, Baumwolle und Cacao bauen, und mit Weben und mancherlei andern Gewerben umzugehen wissen. Unser Bild zeigt eine Hütte solcher Indianer, neben welcher rechts ein Cacaobaum mit seinen gurkenähnlichen Früchten, die wir auf der Tafel von Brasilien näher betrachten können, daran erinnert, daß wir hier im Vaterlande dieses wichtigen Baumes sind (am Orinoko wächst er wild), aus dessen Samenkörnern schon die alten Mexikaner ein, Schokolatl genanntes Getränk bereiteten. Die Europäer scheuen das heißfeuchte Klima der columbischen Küstengegenden, und das hoch über dem Meere liegende Carácas ist hier die einzige Seestadt, die sie gern besuchen. Dagegen sind die Hochländer von Quito, von Condinamarka und von Carácas, mit herrlichen fruchtbaren Thälern denen es vor allem nur an Landstraßen fehlt, reich von europäisch lebenden Menschen, von Hispano-Amerikanern, Mestizen, Mulatten und kultivirten Indianern bevölkert. Bergbau ist hier der Haupterwerbszweig, woran die Ansicht einer Goldgrube bei La Vega de Supia erinnern soll. Die Aequatorialgegenden Amerikas (Mexiko, Guatemala, Neu-Granada, Ecuador, Perú, Bolivia, Chile und Brasilien) waren überhaupt bis zur Entdeckung der ungeheuren Goldschätze Kaliforniens und des Festlandes von Australien die reichsten der Erde an Gold und Silber. Von dem ganzen Ertrage an Gold, den zu Anfang des 19. Jahrh. Europa, das nördliche Asien und Amerika lieferte, kamen 80 Prozent, von dem Ertrage an Silber 91 Prozent auf Amerika allein. Seit 1811 hat sich dieser Stand der Dinge bedeutend geändert. Während der Unabhängigkeitskriege wurden diese schönen Länder verwüstet und die Arbeiten in vielen Bergwerken eingestellt; mehreren fehlte es an dem zum Amalgamiren so nothwendigen Quecksilber; in manche drang Wasser ein, andere stürzten zusammen; und als endlich die Arbeiten wieder begonnen wurden, fehlten zu einem lebhaften Betriebe die Geldmittel. Im Jahre 1824 traten deshalb in England mehrere Gesellschaften von Spekulanten zusammen, um die verlassenen Bergwerke wieder bearbeiten zu lassen; trotzdem ist aber der mittlere Ertrag an Gold nicht viel über die Hälfte, der an Silber gar nur ein Viertel von früher geblieben. Bauholz, Farbehölzer, Medicinalgewächse, Indigo, Tabak, Vanille, Perlen und Korallen sind die übrigen oben noch nicht genannten Hauptprodukte Columbiens. Die weiten Llanos am Orinoko ernähren ungeheure Heerden von Rindvieh, Pferden und Mauleseln; auch gehört zu den Produkten dieser Gegenden das Oel von Schildkröten, die im Orinoko so zahlreich sind, daß man jährlich 125,000 Flaschen Oel aus den hier gefundenen Eiern preßt. Und an der Meeresküste, wie auch auf den zu Ecuador gehörigen Gallopagos-

(Schildkröten-)Inseln, findet sich die Riesenschildkröte, deren Fang auf unsrer Tafel dargestellt ist. — Noch sehen wir auf derselben eine Gruppe von Papageien, langschwänzigen Aras und Tukans mit kolossalen Schnäbeln, deren Geschwätz, Gekrächze und Schreien die Wälder der niedrern Gegenden Columbiens und des übrigen tropischen Amerikas belebt, wo sie schaarenweise und in beständiger Bewegung in den Baumwipfeln sich aufhalten und durch ihre prachtvollen Farben einen herrlichen Anblick gewähren; dann wieder eine Gruppe von Faulthieren, deren nur auf Süd-Amerika beschränktes Geschlecht mit struppiger Bekleidung, greisenhaften, wehmüthig-ängstlich-mürrischem Gesichtsausdrucke, fast gespenstischer Bewegung und kläglichem Tone ein nicht unwichtiger Beleg für die oft aufgestellte Behauptung zu sein scheint, daß die Natur der neuen Welt schon bei der Schöpfung nur stumpfere Kräfte erhielt, als die der alten Welt.

61. Westindien und Guyana.

Die vor der Mitte von Amerika in einen weiten Bogen hingelagerte Inselgruppe, auf welche die vorliegende Tafel unsre Aufmerksamkeit zunächst lenkt, war das Erste was von diesem Welttheile entdeckt wurde. An der Küste von San Salvador oder Guanahani, einer der Bahama-Inseln, stieg Columbus am 12. October 1492 an das Land, frohlockend daß seine Hoffnung ihn nicht betrogen, und voll Dank gegen Gott der seine Gebete erhört hatte. Den Namen Westindien erhielt die Inselgruppe durch die anfängliche Meinung daß sie zu Indien gehöre, in Verbindung mit der westlichen Richtung von Europa aus. Von den Hunderten von Inseln und Inselchen, aus welchen sie besteht, hat nach und nach fast jede Schifffahrt treibende Nation Europas einige sich angeeignet, so daß Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen und Schweden daran Theil nehmen, denn die üppige und herrliche Vegetation und die leichte Besitznahme zogen mächtig an. Zucker, Cacao, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Tabak geben überaus reiche und werthvolle Erndten. Man schätzt den jährlichen Ertrag an Zucker auf 9 Millionen, den an Kaffee auf 1¼ Million Ctr., und obwohl in neuerer Zeit immer mehr tropische Gegenden zu gleichem Anbau benutzt worden sind, so behauptet Westindien doch immer noch einen der ersten Plätze unter den Ländern, die den europäischen Markt mit den sogenannten Colonialwaaren versorgen.

Die bei weitem größeste Insel Westindiens, Cuba, mit etwa 1600 Tabak-2000 Kaffee- und 1200 Zucker-Plantagen, gehört den Spaniern, und auf ihr ist auch die bedeutendste Stadt der ganzen Inselgruppe, La Havanna, einer der wichtigsten Handelsplätze Amerikas, an einer Bai welche einen der schönsten Häfen der Welt bildet, vollkommen geräumig für 1000 bis 1200 der größten Schiffe und mit schmaler, durch zwei starke Forts geschützter Einfahrt, von welchen (wie unsre Ansicht zeigt) das eine, der Morro, auf einem hohen Felsen angelegt ist, das andere aber, Cabana genannt, in dessen Nähe nach der innern Seite des Hafens zu. Letz-

teres, eigentlich eine Citadelle, denn es erfordert 2000 Mann Besatzung und seine Wälle sind mit 200 Kanonen besetzt, wurde erbaut nachdem die Engländer im Jahre 1762 sich Havannas bemächtigt und eine unermeßliche Beute weggeführt hatten, und zwar mit so ungeheuern Kosten, daß Karl III., als ihm die Rechnungen vorgelegt wurden, fragte, ob es denn von Silber sei. Jene Rechnungen betrugen 50 Millionen Piaster (à 1½ Thlr.) und es wird versichert, daß die gänzliche Vollendung der Werke nicht unter 100 Millionen möglich gewesen sei. Auch die Stadt selbst ist seit jener Unglücksperiode durch hohe Wälle und Batterieen und durch ein paar starke Forts auf der Höhe neben ihr so befestigt, daß man sie nicht ganz mit Unrecht das Gibraltar Westindiens genannt hat. Im Uebrigen macht ihr Anblick keinen guten Eindruck. Trotz des großen Reichthums sieht man fast nichts von Pracht und Luxus, oder auch nur von dem Angenehmen, Reinlich-Behaglichen, das in den meisten Handelsstädten Europas zu finden ist. Dafür hat der Spanier, und besonders der in Amerika, keinen Sinn, wie wir auch an der ebenfalls auf unsrer Tafel dargestellten Wohnung eines spanischen Pflanzers sehen. Auch an der besonders wegen ihres trefflichen Tabaks berühmten Insel Portorico haben die Spanier eine schöne Besitzung, und sonst gehörte ihnen noch der größte Theil von Haïti oder St. Domingo, wo jetzt nach einem blutigen Sclavenaufstande und langen Kämpfen mit den Europäern und unter sich (1791—1844) zwei unabhängige Negerstaaten bestehen. — Minder groß, aber zahlreich und von höchst bedeutendem Ertrage sind die Besitzungen der Engländer: Jamaïca mit seinen reichen Zuckerplantagen, Antigöa, Dominica, Sancta Lucia wegen seines vorzüglichen Kaffees berühmt, Barbados, Trinidad, Tabago, die Bahamas mit köstlichen Ananas und viele andere Inseln; und auch die der Franzosen sind, wiewohl viel kleiner, wegen ihrer werthvollen Produkte immerhin von Belang, besonders Martinique, das sehr guten Kaffee und den berühmten Makuba-Tabak liefert und dessen herrlich gelegene Hauptstadt St. Pierre, die wir auf unsrer Tafel abgebildet finden, zu den wichtigsten Städten Westindiens gehört.

An diese Inselwelt schließen sich durch nahe Lage wie durch verwandte Natur und Geschichte die holländischen, französischen und englischen Kolonieen in Guyana am Rande des Festlandes von Südamerika an, durch ihr feuchtes und heißes Klima zum großen Theile sehr ungesund, aber von der allerüppigsten Fruchtbarkeit und reizendsten Schönheit. Besonders in dem holländischen Theile (Surinam), zu welchem bis 1814 auch der englische gehörte, nimmt sich das äußerst sorgsam angebaute Land herrlich aus. Die Plantagen sind üppige Gärten mit Landhäusern bestreut, nach holländischer Art von Kanälen durchschnitten und von Dämmen geschützt. So liegt besonders an den Ufern der Flüsse Surinam und Kommewyne eine neben der andern, dahinter aber erhebt sich der schwarzdunkle Urwald. Und die Straßen der Hauptstadt Paramaribo, auf deren von Europäern, Negern und Indianern reich belebten und im Hintergrunde eine Menge Schiffe im Hafen zeigenden Markt wir blicken, stehen voller Bäume und duften von Pommeranzen und anderen Blüthen.

Auf diesen Inseln und Uferländern, wo der Sclavenhandel seinen Anfang nahm und in einem Maaße betrieben wurde, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Westindien zwei Drittel, in den Kolonieen Guyanas gar elf Zwölftel der ganzen Bevölkerung aus Negersclaven bestand, ist derselbe noch lange nicht ganz unterdrückt. Der öffentliche Verkauf neu aus Afrika angekommener Neger, wie ihn eins unsrer Bilder mit seinen widerlichen, den Menschen zum Thiere herabwürdigenden Scenen darstellt, kömmt zwar nur noch da vor, wo ein Gouverneur ihn in der Stille begünstigt, wie im englischen Parlamente 1844 dem neuen Generalcapitän von Cuba nachgesagt wurde, unter dessen Regimente in einem Monate so viel Sclaven eingeführt sein sollten als unter seinem menschenfreundlichen Vorgänger im ganzen Jahre (an 30,000); doch heimlich werden noch ihrer viele aus Afrika hergebracht. Und bei weitem die Mehrzahl der Plantagen wird fortwährend durch Sclaven bebaut, deren wir auf einem andern Bilde einige unter ihrem unmenschlichen Aufseher mit dem Auskochen des Zuckerrohrs beschäftigt sehen. Denn außer den Freistaaten in Mittel- und Südamerika und den Negerstaaten auf Haiti ist nur in den englischen Kolonieen die Sclaverei gänzlich, in den französischen wenigstens zum Theil (seit 1848) durch Freilassung der vorhandenen Neger abgeschafft. England kaufte 1834 allen Pflanzern in seinen Kolonieen ihre Sclaven (781,000, in Jamaika allein 311,700) zu 50 L. St. für den Kopf ab und gab sie frei. In den Kolonieen der übrigen europäischen Länder und in Brasilien, wo nur neue Einfuhr verboten ist, sucht man dagegen ihre Zahl durch Verheirathung und heimliche Einfuhr möglichst groß zu erhalten und blickt hier und da mit Schadenfreude auf die Abnahme der englischen Plantagen. Denn freilich hat diesen der Verlust der Sclaven viel Schaden gebracht, obwohl das englische Guyana noch jetzt jährlich 1 Million Ctr. Zucker, 60,000 Ctr. Kaffee und 6,800 Ctr. Baumwolle hervorbringt. Der freigewordene Neger thut gewöhnlich nur so viel, als zu seinem sehr leichten Unterhalte durchaus nöthig ist, oder treibt bei etwas größerer Strebsamkeit Kleinhandel und nicht anstrengende Gewerbe, wie wir in den kleinen Darstellungen neben dem Mittelbilde sehen, in welchen zugleich sein etwas affenähnliches Wesen sehr komisch hervortritt; und der Indianer (Karaibe), ohnehin in Folge der Grausamkeit der Spanier auf den westindischen Inseln so gut wie gar nicht mehr und in den Kolonieen von Guyana nur noch in sehr geringer Zahl vorhanden, liebt den Wald und das Herumstreifen (s. das Bild unten rechts), oder treibt ebenfalls Handel. Oft sieht man kleine Trupps, Männer, Weiber und Kinder, fast nackt, nur mit einer Schürze bekleidet, den Leib, oft selbst die langen schwarzen Haare und die Augenbrauen mit rother Farbe bemalt, in Böten nach Paramaribo kommen und Fische und Vögel zum Verkauf bringen, welche letzteren sie mit Pfeil und Bogen schießen; auch Affen, Schlangen, Papageien und andere Thiere, die sie im Walde fangen. Dazu bieten die Weiber allerhand Geschirr und andere Arbeiten feil. In den Gebirgen ist nach und nach aus entflohenen Negersclaven ein eigener Volkszweig entstanden, der den Namen Maronneger führt und aus 20,000 Köpfen bestehen mag.

62. Peru, Bolivia, Chile.

Nach einem Abstecher nach Osten lenken wir auf unsrer Wanderung durch Amerika wieder in die ungeheuere, ganz Europa um die Hälfte übertreffende Länderstrecke ein, die bis zum zweiten Viertel des jetzigen Jahrhunderts im Besitze der Spanier war, denen jetzt kein Fuß breit mehr davon gehört. Und zwar betreten wir nun denjenigen Theil derselben, welcher am meisten zu dem wahrhaft ins Fabelhafte gehenden Ertrage jener Besitzungen beitrug. Obgleich die Spanier durch das, was sie auf Cuba von dem Reichthume dieser Länder gehört, von den übertriebensten Hoffnungen erfüllt waren als sie ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika setzten, so sahen sie doch nach der unerhörten Schlacht von Caxamarca, in der Pizarro durch den schmählichsten Verrath, und vom Aberglauben mächtig unterstützt, mit 160 Mann ein Heer von 32,000 in die Flucht gejagt und der gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldener Gefäße zum Lösegeld angeboten hatte, als nun jene enormen Massen wirklich von den fast darunter erliegenden Peruanern herbeigeschleppt wurden, ihre Erwartungen durch den Erfolg noch übertroffen. Und dennoch waren diese Schätze, so sehr sie auch die ungewohnten Augen der durch Trug, Mord und Goldgier gleich verächtlichen Sieger blendeten, nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer die seit jener Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen Verkehr der Welt eine neue Wendung gegeben, für alle Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt haben. Auch konnte die Menge der von den Indianern der Erde entrissenen Metalle verhältnißmäßig nur sehr gering sein, gewissermaßen nur das Aushängeschild des großen unterirdischen Schatzes welcher dereinst so viel Sturm und Verheerung in die Welt bringen sollte, denn jene kannten nicht einmal das Eisen und noch weniger hatten sie ordentliche Begriffe von Bergbau. Die Silberminen von Potosi allein (in Bolivia in einer sehr hoch gelegenen steinigen und kalten Gegend der Anden), welche seit 1545 bestehen, lieferten bald, trotz der erbärmlichsten Bearbeitung, in Einem Jahre mehr Silber, als vor der Entdeckung von Peru in ganz Spanien in Umlauf war. Im Ganzen mögen sie bis Anfang dieses Jahrhunderts nach mäßiger Berechnung 2000 Millionen Gulden eingetragen haben. Und sie sind keineswegs die einzigen im Lande von sehr großer Bedeutung, deß zum Beweise darf man nur an die Goldgruben von Catagayata, an die Gold- und Silbergruben von Lauricocha, an die Silbergruben von Carro de Pasco, die reichsten in Peru, erinnern. Die letzteren liefern noch jetzt, wo in Folge der langen innern Unruhen der Ertrag aller Bergwerke hier, ebenso wie in Columbien, sehr gesunken ist, jährlich 250,000 Mark Silber.

Von den drei Bildern in der Mitte der drei Stufen unsrer Tafel läßt uns jedes einen Blick in die Hauptstadt einer der Republiken thun, welche die Ueberschrift nennt. In Lima stehen wir auf dem herrlichen, stets auf das bunteste belebten Plaza mayor vor der schönen, im buchstäblichen Sinne fast mit Gold und Silber austapezirten und so von dem einstigen unermeßlichen Reichthume der Stadt, deren

Kaufleute 1682 beim Einzuge eines neuen Vizekönigs die Hauptstraße mit massivem Silber belegen ließen, Zeugniß gebenden Kathedrale. Neben dieser zeigt sich uns die niedrige Form der Wohnhäuser, welche durch die häufigen Erdbeben bedingt ist (deren eins 1746 das ganze benachbarte alte Callao ins Meer senkte, wo man bei ruhigem Wasser seine Häuser noch deutlich sehen soll) und der Stadt ein ganz eigenthümliches Ansehen gibt. Aus demselben Grunde sind die Häuser auch zum größten Theile von Holz, die innern Wände sogar oft nur von Rohr, erhalten aber durch einen Ueberzug von Gyps den Anschein als beständen sie aus dem festesten Material. Auch die architektonischen Verzierungen macht man allgemein aus Holz, Rohr und Gyps. Sie werden aber so gut gearbeitet, daß der Fremde sie durchaus für Stein hält. — Für die nicht eben große, aber durch ihre starkbesuchte Universität und ihre Silberminen, so wie als Sitz eines Erzbischofs wichtige Hauptstadt Bolivias, an deren Lage auf einem Plateau von 8500 Fuß Höhe über dem Meere die ungeschickten Frauentrachten erinnern (wie in dem Bilde aus Potosi), ist der Name der altperuanischen Stadt deren Stelle sie einnimmt, Chuquisaca (spr. Tschukisaka), wieder angenommen worden, während sie bei den Spaniern Charkas oder La Plata hieß. Derselbe weist zugleich darauf hin, daß sie unter den jetzigen Städten Amerikas eine der ältesten, schon 1538 gegründet ist. — Die Ansicht aus San-Jago zeigt daß diese Hauptstadt der Republik Chile (spr. Tschile) ihren Ruf als eine schön und regelmäßig gebauete, mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden versehene Stadt verdient. Sie hat lebhaften Handel, und seit kurzem hat auch die Wissenschaft in einer Universität und guten Schulen hier Pflege gefunden.

Die großen Hochebenen die in Peru und Bolivia, wie überhaupt in allen Theilen des ehemaligen spanischen Amerika, die am meisten bewohnten Gegenden sind, bilden hier nur die Grundlage des eigentlichen Andes-Gebirges, in welches die Abbildungen einer überaus bescheidenen, aber für das schöne Klima vollkommen genügenden Ansiedlung (Hazienda), des nützlichsten Hausthiers dieser Länder, des Llamas, wie seines Verwandten, des Alpacas, dessen langes, außerordentlich feines und glänzendes Haar sehr geschätzt ist, und endlich des Condors uns führen. Letzterer bewohnt die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der ganzen Bergkette, wo im majestätischen Fluge sein gewaltiger Körper (die ausgebreiteten Flügel messen gewöhnlich 10, mitunter aber bis 15 Fuß) dem Bewohner der Ebene nur in der Größe einer Schwalbe erscheint. Nur wenn sein wunderbar scharfes Auge einen Raub erblickt, senkt er sich in die niedern Gegenden hinab.

Der östliche Theil von Peru und der nördliche von Bolivia sind der Anfang der ungeheuren Ebene des Amazonenstroms (Maranhon), die weiterhin das südwestliche Columbien und mehr als die Hälfte von Brasilien einnimmt, eine Fläche von 146,000 □ Meilen, heiß und feucht, in ihren endlosen Urwäldern, in welche das Bild unten rechts uns einen Blick thun läßt, eine so üppige Vegetation entfaltend, wie kein anderer Erdtheil auf einer so großen Strecke sie aufweisen kann.

In dem südlichsten Theile Chiles und dem angränzenden Lande neben und in den

Anden hausen wilde, räuberische Völkerschaften, die Auracanos, die Tschonos und die Pehuentsches, die durch ihre Ueberfälle, deren einer auf unsrer Tafel dargestellt ist, den Ansiedlern in der Nachbarschaft oft großen Schaden zufügen.

63. Brasilien.

Inmitten der reichsten und schönsten Natur die nur denkbar, umgeben von einer Fruchtbarkeit welcher Nichts in Europa oder selbst in Asien gleichkömmt (man sehe nur das fast undurchdringliche Pflanzengewebe aus einem Urwald auf den beiden untern Randbildern unsrer Tafel!), in gesunder, selbst in der Nähe des Aequators nicht drückender Luft, zwischen metallreichen Bergen, schiffbaren Flüssen, weit hingestreckten Meeresküsten mit herrlichen tiefen und sichern Buchten, führt hier eine geringe Bevölkerung für jetzt noch ein ziemlich dürftiges Leben, weil portugiesische Tyrannei bis vor 34 Jahren schrecklich auf dem Lande lastete. Erst seit der Losreißung von Portugal hat etwas besserer Anbau und einige Gewerbthätigkeit begonnen; doch ist die Zahl der Bewohner trotz aller Begünstigung der Einwanderung noch nicht höher als auf 6½ Millionen gestiegen, für ein Land das Frankreich 14mal an Flächenraum übertrifft eine um so geringere Zahl, als davon fast die Hälfte Negersclaven sind. Selbst an der Meeresküste hin findet man außer den wenigen größern Städten nur sehr zerstreute kleine Ortschaften (Aldeas) oder einzelne Ansiedelungen (Fazendas), so daß die Bewohner, um sich zu besuchen oder einem Gottesdienste beizuwohnen, gewaltig weite Wege machen müssen, deren Beschwerlichkeit bei dem plumpsten Fuhrwerke und wenig gebahnten Wegen, wie unser Bild oben rechts sie zeigt, nicht gering ist. Wo aber mehr landeinwärts die großen Waldungen beginnen, da hören die Wohnungen kultivirter Menschen fast ganz auf. Nur an den Flüssen hin, hier die einzigen Wege, erblickt man außer den wenigen, oft hundert und mehr Meilen von einander entfernten Ortschaften welche unsre Karten zeigen, hier und da einmal eine Stelle, wo die Bäume umgehauen und verbrannt und in die Asche Maniokwurzeln und andere Gewächse gesäet sind, mit einer elenden Hütte für den Anbauer; im übrigen sind die Wälder und ihre nähern Umgebungen den gänzlich rohen, gefräßigen, zankfüchtigen und räuberischen Indianern, die zum Theil sogar noch Menschenfresser sind (s. auf unserm Bilde die Botokuden, welche von der Gewohnheit, die Unterlippe und Ohrlappen zu durchbohren und große Holzpflöcke als Zierde hinein zu stecken, ihren Namen haben), neben Jaguarn, Krokodilen, Schlangen, Affen und unzähligen buntgefiederten Vögeln überlassen. Die ungeheuern üppigen Grasflächen aber (Pampas), welche einen großen Theil des südlichen innern Landes einnehmen, und die weiten und gesunden Hochebenen (Campos) mehr westlich werden fast ausschließlich von unzählbaren Rinder- und Pferdeheerden, unterhalb wilden Hirten bewohnt, welche letzteren dann und wann eine Anzahl Rinder behufs des Verkaufs der Häute mit einer Wurfschlinge (Laço, s. d. Bild links) einfangen. Das Fleisch wird nur zum kleinen Theil an der Sonne getrocknet, da man kein Salz hat um es einzupökeln, das übrige aber Raubthieren preisgegeben.

In den verhältnißmäßig noch kleinen Distrikten wo der Boden besser benutzt wird, gewinnt man reiche Kaffee-, Baumwollen-, Tabak- und Zuckererndten, ja erstere nirgends in solchem Umfange wie hier; auch viel Reis, Cacao, Vanille, deren Blüthen und Früchte sammt denen des Baumwollenstrauchs und des Zuckerrohrs neben dem Mittelbilde Raum gefunden haben, während wir über demselben auf eine Zuckerplantage sehen. Der Anbau der Plantagen geschieht bis jetzt noch immer einzig durch Negersclaven, ja es sollen deren trotz des Verbots der Einführung fortwährend große Schiffsladungen aus Afrika herübergebracht werden. Mindestens fängt man aber doch an, sie aus ökonomischen Rücksichten etwas besser zu behandeln als früher, wo die Portugiesen in Brasilien als die unmenschlichsten Sclavenbesitzer unter allen Völkern berüchtigt waren, so daß die Darstellung einer grausamen öffentlichen Bestrafung von Negern, wie sie sonst sehr oft vorkam, auf unsrer Tafel wohl am rechten Orte sein dürfte. Einige der wichtigsten anderweiten Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind auf den verschiedenen Bildern durch Unterschriften hervorgehoben. Darunter sind besonders beachtenswerth: die Iriartea, eine der wunderbarsten Palmenformen mit in der Mitte bauchähnlich geschwollenem Schafte; die prachtvolle und überaus nützliche Mauritia (Fächerpalme), welche im nördlichen Brasilien so gesellig auftritt, daß oft ihre 100 Fuß hohen Stämme lange Strecken weit wie Pallisaden einer Riesenfestung neben einander stehen; die von uns schon oft gesehene Kokospalme; die herrliche Königsfeige (auch Papayabaum genannt), welche schon durch ihre kürbisartigen eßbaren Früchte großen Nutzen bringt, diesen aber durch die wunderbare Eigenschaft ihres milchähnlichen Safts, alles Fleisch, auch das zäheste, weich und zart zu machen, noch sehr vermehrt; endlich die vielen und oft gar wunderbar gestalteten baumartigen Gräser. Mehr über die Vegetation Brasiliens, wie überhaupt über die auf unsrer Tafel dargestellten Gegenstände, findet man u. a. in „Wendt's malerischen Wanderungen."

Auch der große Reichthum an Metallen, den die Berge enthalten, wird nur zum Theil ausgebeutet; den Diamanten aber, welche früher sehr häufig im Sande der Bäche und Flüsse gefunden wurden und deren Brasilien den größten, welchen man kennt, lieferte, hat man wegen des so überaus großen und leichten Gewinnes (die geringe Anstalt zur Auffindung zeigt unsre Tafel) so emsig nachgespürt, daß sie jetzt selten zu werden scheinen. — Das Mittelbild läßt uns einen Theil der Hauptstadt des Landes, des großen, prächtigen Rio Janeiro (spr. Djeneiro), der vierten Stadt Amerikas mit gegen 270,000 Ew., und der Meeresbucht daneben, deren Schönheit die Reisenden nicht entzückend genug schildern können, überblicken. Der spitze Berg im Hintergrunde, der Zuckerhut genannt und am Eingange der Bai gelegen, ist das Wahrzeichen der Stadt für ferne Schiffe. Die Menschengruppen im Vorgrunde können einigermaßen eine Idee von der buntscheckigen Bevölkerung geben, die aus Europäern aller Länder, Kreolen und Mulatten, letztere (von Europäern und Negern abstammend) in allen Ab-

stufungen der beiderseitigen Farbe der Eltern, und aus Negern besteht, alle in den verschiedensten Trachten.

64. Argentina, Paraguay, Uruguay.

Auch diese Länder, von denen die ersten beiden ehemals unter spanischer Tyrannei seufzten, Uruguay aber das Schicksal Brasiliens theilte, könnten eine ungleich größere Bevölkerung ernähren, obgleich der bei weitem ausgedehnteste Theil derselben, besonders Argentinas, kein Fruchtland ist, sondern zu den Pampas gehört, welche 40,000 Quadratmeilen vom südlichen Amerika einnehmen, nordwärts in Bolivia an Palmenhaine gränzend, südwärts in Patagonien an fast ewiges Eis, östlich aber bis an den Uruguay und über den Paraguay hinaus sich erstreckend. Wir haben in dieses weite Tiefland, das an seinen Grenzen von den Anden her noch mit Gesträuch und niedrigen Bäumen, von Westen her abwechselnd mit Klee und Disteln bewachsen ist, weiterhin aber zu einer unermeßlichen Grasfläche wird, die zahllose Rinder und Pferde ernährt, schon auf der vorigen Tafel einen Blick gethan; hier aber sind wir auf allen Seiten von ihm umgeben. Trifft man doch schon vor den Thoren von Buenos Ayres eine Menge großer Schlachthäuser an, um die her weite Blutlachen, Knochenhaufen und Abfälle aller Art die Luft verpesten würden, wenn nicht Schwärme von Raubvögeln beständig zwischen ihnen aufräumten, und die so an die ungeheure Menge von Rindern aus den Pampas erinnern, welche hier, in einem einzigen Schlachthause manchmal zu 200 an einem Tage, behufs der Ausfuhr ihrer Häute und des eingesalzenen Fleisches getödtet werden. Und wenige Meilen davon gelangt man schon in die Pampas selbst, wo zunächst kleinere, aus weiten Ställen bestehende Estancias (Meiereien) liegen, wie unsre Tafel eine solche zeigt, aus denen Milch und, wenn ihre Besitzer zu den betriebsamern gehören, auch Butter und Käse nach der Stadt gebracht wird, weiterhin aber jene umfangreichen folgen, welche die schon erwähnten enormen Heerden von Schlachtvieh liefern. Ein Terrain von 10 Quadratmeilen mit 40 bis 50,000 darauf weidenden Rindern nebst mehreren Tausend Pferden ist hier ein noch nicht ganz ungewöhnliches Besitzthum, ja vor den verheerenden Befreiungskriegen seit 1810 und den darauf folgenden Parteikämpfen sollen manche der reichern Estancieros 100 bis 150,000 Stück Hornvieh und Pferde besessen haben. Nächst jenen Kriegen hat auch mehrmalige große Dürre, besonders 1830 und 1831, viel zu dieser Verminderung der Heerden beigetragen. Man rechnet daß in den genannten beiden Jahren 2 Millionen Stück Vieh zu Grunde gegangen sind.

Die Aufseher und Hüter, zum Theil auch Besitzer dieser Heerden sind ein roher, von Spaniern und Indianern abstammender Volksschlag, Gauchos (spr. Gautschos) genannt, schmutzig, verwegen, leidenschaftliche Kartenspieler, von Farbe schwarzbraun, von Gestalt hager aber muskulös, mit Beinen die das beständige Reiten krumm gebogen hat. Denn bei der Weitläufigkeit der Weidebezirke und dem

Ueberflusse an Pferden machen sie alles reitend ab, wie das denn auch außerhalb der Pampas so gewöhnlich ist, daß wir in unsern Bildern den Gemüsehändler in Buenos Ayres und die Fischer bei ihrem Gewerbe zu Pferde sehen. Ja der baiersche Reisende Weech, dessen Schilderung von Brasilien und den Staaten des La Plata-Stroms überhaupt denen, welche diese Länder näher kennen lernen wollen, ganz besonders empfohlen werden darf, erzählt bei Gelegenheit eines Gottesdienstes der Gauchos: „Von allen Seiten sah man eine große Anzahl Reiter im Galopp ankommen. Ein Zug, der etwas langsamer vorbeiritt, erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Der in der Mitte desselben Reitende hatte die Augen geschlossen und war mittelst zweier dicken Stäbe auf dem Rücken des Pferdes befestigt. Seine Begleiter ritten dicht neben ihm und schienen ihn von Zeit zu Zeit zu unterstützen. Man sagte mir es sei ein Todter, der zur Beerdigung nach der Kapelle gebracht werde." Der Gottesdienst selbst wurde vor der Kapelle gehalten und Alle blieben dabei zu Pferde, bis das Zeichen zum Beginne der Messe gegeben wurde, bei dem sie abstiegen und vor den Pferden niederknieeten. — Wahrhaft bewunderungswürdig ist die Geschicklichkeit mit welcher sich die Gauchos des Laço oder der Wurfschlinge bedienen, wie wir es auf zweien unsrer Bilder bei der Jaguarjagd und dem Einfangen eines wilden Stieres sehen. Sie besitzen darin eine solche Sicherheit, daß sie die Schlinge nach Belieben über jeden einzelnen Theil des Thieres werfen können, über die Hörner, um den Hals oder Leib, um ein oder zwei Beine. Auf einen Ochsen machen immer, wie in unserm Bilde, zwei Gauchos zusammen Jagd. Im vollen Galopp sprengen diese auf das Thier los, indem sie den Laço um den Kopf schwingen. Hat der Erste geworfen und recht getroffen, so hält er schnell sein Pferd an und wirft es halb herum, während der Ochs weiter rennt, bis der ganze 40 bis 50 lange Laço dem Gaucho aus der Hand gelaufen ist. Mittlerweile lehnt sich das Pferd, welches schon weiß was geschehen wird, so weit wie möglich zurück und erwartet zitternd den heftigen Ruck, dem es nur durch das festeste Aufstämmen der Füße gegen den Boden Widerstand leisten kann, wobei die Erde, wenn nun der Stier anzieht, oft mehrere Fuß weit aufgewühlt wird. Inzwischen hat der zweite Gaucho ebenfalls seinen Laço um die Hörner des Stiers geworfen, und nun ist dieser verloren.

Auf den abgelegenern Estancias sind die Wohnungen mit Wällen und tiefen Gräben umgeben und in diese Verschanzungen werden die Heerden, die sonst, an sichern Orten, beständig im Freien bleiben, des Abends getrieben, da man hier nie vor einem Angriffe der Indianer sicher ist, von denen einige Stämme noch frei in den Pampas umherstreifen und zur Zeit der Spanier sogar einen Tribut empfingen, um von Räubereien abgehalten zu werden. Die republikanische Regierung zieht es vor ihnen Gewalt entgegenzusetzen, wie auch unsre Tafel in dem Kampfe mit einem Haufen Guaycurus zeigt. Und wie schwer es auch halten mag, die wilden, muthigen, zum Kampfe, wie wir sehen, im höchsten Grade geschickten Rothhäute (so werden sie von den Europäern gewöhnlich genannt) zu friedlichem Erwerbe zu zwingen,

oder zu verdrängen und auszurotten, so ist ihr doch beides schon zum Theil gelungen. Die Charruas (Tscharruas) am Uruguay, die Mbocobis am Parana lassen mehr und mehr ihre Nachbarn in Ruhe und fangen an mit dem Ertrage ihrer Jagden, mit Jaguarfellen, Straußenfedern und vielen andern Gegenständen Handel nach den Städten zu treiben, wie wir denn ihrer zwei in einer Straße von Buenos Ayres an einem Laden stehen sehen. Dagegen scheinen die Abipones, sonst ein großer und oft genannter Stamm, so gut wie ausgerottet zu sein, und die Pueltsches haben sich ganz nach Patagonien hinübergezogen. So wird denn auch der Verkehr zwischen den Städten durch die Pampas hindurch immer sichrer und lebhafter. Von Buenos Ayres nach Mendoza am Ostabhange der Andes gehen jetzt regelmäßig Postcouriere, und lange Züge beladener Maulthiere und unbehülflicher Wagen mit kolossalen Rädern und eben so kolossaler Vorrichtung zum Antreiben der sechs oder noch mehr vorgespannten Ochsen, wie unsre Tafel sie uns zeigt, sind zwischen diesen Städten, von deren Bauart und Straßenleben drei andere von unsern Bildern uns einen Begriff zu geben suchen, nichts Seltenes mehr.

Von naturhistorischen Abbildungen gibt unsre Tafel die des Jaguar, im Begriff auf einen Gaucho loszuspringen, und des kleinern Verwandten desselben im südlichen Amerika, des zierlichen, leicht zu zähmenden Ozelot mit dem prächtig gezeichneten Felle; ferner auch die des amerikanischen Tapirs, welcher der größte Vertreter des Geschlechtes der Dickhäuter in diesem Welttheile ist, wie der Jaguar der Hauptvertreter des Katzengeschlechts, so daß an diesen beiden Thieren die bei Betrachtung des Faulthiers (S. 185) erwähnte Behauptung einen weitern Beleg hat. Die Lebensweise ꝛc. dieser Thiere findet man u. a. in „Wendt's malerischen Wanderungen“ dargestellt.

Australien.

Tafel 65. 66.

Die Zahl der im großen Ozean zwischen Asien und Amerika zerstreuten Inseln, welche den in der Ueberschrift genannten, oft auch mit dem Namen Ozeanien (Land des Meeres) belegten Erdtheil bilden, beläuft sich auf 700, ungerechnet der fast unzähligen kleinen Eilande, deren z. B. zu den Karolinen allein an 400 gehören; und doch ist diejenige dieser Inseln, welche am weitesten gegen Westen liegt, Australland oder Neuholland, bei weitem größer als alle übrigen zusammen. Sie wird deshalb mit Recht als das Festland Australiens betrachtet, um das sich dann zunächst in einem großen Halbkreise die Inseln und Inselgruppen Neu-Guinea, Neu-Britan-

nien, Salomons-Inseln, Neue Hebriden, Neu-Caledonien, Neu-Seeland und Van-Diemens-Land reihen, die man das westliche Polynesien (Viel-Insel-Land) nennt, und die, so weit es der beschränkte Raum gestattete, neben Australland auf unsrer 1. Tafel vertreten sind, dem sie, mit Ausnahme von Neu-Seeland, auch in ethnographischer Hinsicht am nächsten stehen. Sie sind nämlich wie jenes von Nigritos oder Australnegern bewohnt (s. die Köpfe links auf der 1. Tafel), die selbst in ihren intelligentesten Stämmen, in den Papuas auf Neu-Guinea, Neu-Irland den Salomons- und Königin Charlotten-Inseln, an Körper und Geist entschieden unter den Inselvölkern des östlichen und nördlichen Polynesiens und Neu-Seelands stehen (s. die Köpfe auf der 1. Tafel rechts), welche man sämmtlich, und allem Anschein nach mit Recht, als von malayischem Stamme entsprossen betrachtet, wie groß auch die Verschiedenheit ihrer Hautfarbe ist, die bald der europäischen nahe kömmt, bald sich mehr oder weniger braun zeigt, bald ins Kupferfarbige hinüberspielt. Auf der 2. Tafel, welche so weit als möglich das östliche und nördliche Polynesien vertreten soll, und im Mittelbilde nebst der Darstellung aus den Fidschi-Inseln der 1. Tafel tritt uns die Bildungsstufe dieser Völker in ihrer Baukunst, ihren häuslichen Beschäftigungen, ihrer Schifffahrt, ihren Tänzen und mimischen Vorstellungen ꝛc. in Verbindung mit einer überaus herrlichen Vegetation entgegen; leider nur auch in den Scenen aus den Gambier- und Fidschi-Inseln die schon beim Indischen Archipel erwähnte malayische Raubsucht. Mehrere derselben sind jetzt in fast reißenden Fortschritten in der Kultur begriffen. Auf Neuseeland, das, wie auch unser Bild zeigt, voll der herrlichsten Gebirgslandschaften ist, bestehen an vielen Orten gutbesuchte Schulen, und Ackerbau, Viehzucht, Bergbau werden in umfassender Weise betrieben, besonders seitdem die beiden Inseln den Engländern gehören (seit 1840). Und wie hier, so hat auf den Freundschaftsinseln, denen unsre Ansicht des Marktplatzes in Vea angehört, den Schifferinseln, den seit 1844 von den Franzosen besetzten Gesellschafts- und den Sandwich-Inseln das Christenthum vollständig den frühern, meist mit Menschenopfern gepaarten Götzendienst überwunden. Ja auf den letztern Inseln, deren Bewohner auch immer allgemeiner europäische Tracht annehmen, regiert ein eingeborener König unter dem Schutze der nordamerikanischen Union mit einem Staatsrathe und Ministern und hält ein gut disciplinirtes Heer, eine Kriegsflotte von 200 Fahrzeugen, Gesandte u. s. w., und der lebhafte Handel wird bereits durch regelmäßige Dampfschifffahrt nach Kalifornien unterstützt. — Andere dieser Völker haben eine schon ältere Kultur, wie das auf unsrer Tafel II dargestellte Baudenkmal der Insel Tinian zeigt. Die Tagaler, die auf den Philippinen und Mariannen größtentheils zum Christenthum bekehrt sind und auf Mindanao und den Sulu-Inseln den Islam angenommen haben, gelten für das sanftmüthigste und liebenswürdigste unter den Völkern des westlichen malayischen Astes und haben nur als Muhamedaner auf den zuletzt genannten Inseln unter dem Einfluß der eigentlichen Malayen, von denen sie auf die Bahn des Seeraubs geführt worden sind, die ursprüngliche Ein-

falt ihrer Sitten gegen die rauhen Gewohnheiten eines umherschweifenden, abenteuerlichen Piratenlebens eingebüßt. Die Tagaler der Philippinen und Mariannen (s. unsre 2 Bilder aus den letztern) sind geschickte Ackerbauer, Viehzüchter und Gewerbtreibende, die fast in allen Zweigen der Industrie die zierlichsten und dauerhaftesten Arbeiten liefern und es bei größter Ordnung und Mäßigkeit, selbst bei ihrem durch das Tropenklima bedingten geringen Arbeitseifer, zu großem Wohlstande und in Folge dieses zu einer gewissen geistigen und gesellschaftlichen Reife gebracht haben, die sie mit den Spaniern, ihren Beherrschern, ziemlich auf eine Bildungsstufe stellt. Die Bewohner der Karolinen zeichnen sich besonders durch ihren Handelsgeist aus, der sie zu weiten Seereisen antreibt, welche große Kühnheit und die genaueste Kenntniß des umliegenden Archipels zeigen. Ihre Piroguen sind mit einer großen Kunstfertigkeit gebaut, mit starken Segeln aus Matten und mit einer Art Balanzir-Bretern, welche das Umschlagen verhüten (s. d. Bild links).

Auf andern Inseln Ozeaniens herrscht dagegen noch der plumpe Götzendienst, von dem der Tabueh-Tempel auf Taf. I Zeugniß gibt; ja selbst der schaurige Hintergrund des Bildes aus den Fidschi-Inseln durfte leider nicht auf unsern Tafeln fehlen, wenn er auch vielleicht nicht mehr gerade für diese Inseln, wo das Christenthum schon theilweisen Eingang gefunden hat, passen sollte (obwohl hier noch 1848 ein bekehrter Häuptling gestand, daß sein Vater allein im Laufe seines vor kurzem vollendeten Lebens 872 Menschen verzehrt habe). Gewiß scheint wenigstens, daß es auf den östlichen Pomotuinseln und auf den Mendanainseln noch heute Menschenfresser gibt. Aeußerst roh ist auch noch der Zustand der schwarzen, häßlichen, stumpfen Ureinwohner von Australand, obgleich in den europäischen Kolonieen in den Küstengegenden, seitdem eine wahre Goldfluth über sie gekommen ist, mächtige Bauten unternommen, Eisenbahnen angelegt, ja Universitäten errichtet werden.

Die auf unsern Tafeln sich darstellende reiche Vegetation besteht meist aus Baum- und Pflanzenarten welche wir bereits aus den Tafeln von Indien kennen. Neu sind uns der Brodbaum, der segensreichste Baum für die australische Inselwelt, und der Pompelmusebaum. Aus dem Thierreiche aber zeigen uns die beiden Tafeln das Känguruh, die größte Thiergestalt welche Oceanien aufzuweisen hat, und eine überaus eigenthümliche dazu, in der sich „die Größe des Hirsches mit der Form des Eichhörnchens vereinigt". einen Vierfüßer „der nur auf den mit Vogelkrallen bewehrten Hinterbeinen herumhüpft, wobei ihm der lange muskulöse Schwanz die Dienste eines fünften Fußes leistet"; dann die eben so sonderbaren Gestalten des Schnabelthieres, des Apterix oder Kiwikiwi, eines Sumpfvogels der gewissermaßen nur ein Andeutung von Flügeln hat, und des Pinguins, der seine federlosen Flügelstummel allein zum Rudern gebrauchen kann; endlich noch den Hayfisch, die Hyäne des Meeres.

Druck von Ackermann und Glaser in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten

vom Juli 1849 bis April 1853

von **Karl Graul**, Dr. der Theol.

Director der ev.-luth. Mission in Leipzig, Mitglied der hist.-theol. u. d. deutschen morgenl. Gesellschaft.

gr. 8. geh. 1853 – 1855.

Erster Theil: Palästina. Mit einer Ansicht und einem Plane von Jerusalem und einer Karte des Heiligen Landes. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zweiter Theil: Egypten und der Sinai. Mit einer Ansicht der Insel Philä und zwei Landkarten. 1 Thlr. 2 Ngr.

Dritter Theil: Die Westküste Ostindiens. Mit einer Ansicht aus den Felsentempeln auf Elephante und einer Karte. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vierter Theil: Der Süden Ostindiens und Ceylon. Erste Abtheilung. Mit einer Ansicht des Sivatempels in Tanjore. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fünfter Theil: Der Süden Ostindiens und Ceylon. Zweite Abtheilung. Mit einer Ansicht von Candy auf Ceylon und einer Karte. 1 Thlr. 26 Ngr.

Jeder Band ist besonders zu haben.

Der Raum dieser Anzeige gestattet nicht, aus den vielen, einstimmig die große Wichtigkeit dieses Werkes anerkennenden Rezensionen, u. a. im Leipziger Repertorium der deutsch. und ausländ. Literatur, im Literar. Centralblatte, im Deutschen Athenäum, in der Augsb. allgem. Zeitung, der Zeitschrift für die gesammte luth. Theologie, den Blättern für lit. Unterhaltung, der Neuen preuß. Zeitung, dem Auslande, der Augsb. Postzeitung und dem Deutschen Kirchenfreunde, mehr als ein paar kleine Stellen auszuheben.

Vom ersten Theile wird u. A. im Pilger aus Sachsen gesagt: „In das Land, wonach jedes „Christenherz von Kindheit an verlangt, das, von lieblichen Erinnerungen duftend, unser Aller „Geistesheimath ist, wird hier der Leser an der Hand eines Führers geleitet, der mit einem von „der Gnade des HErrn geheiligten Herzen und der Tiefe und Schärfe einer durch Schriftkennt„niß, wissenschaftliche Tüchtigkeit und Erfahrung geläuterten Anschauung jene zarte und tief„poetische Darstellung verbindet, die so wunderbar anzieht."

Vom dritten Theile aber sagt u. A. die Augsb. Allgem. Zeitung: „Der Verf. hat ein kla„res und geübtes Auge für die Beobachtung der Menschen und der verschiedenartigsten Zustände, „einen unbefangenen Sinn, der ihn die Dinge sehen läßt wie sie sind, nicht wie man sie haben „möchte, alles auf dem Grunde einer lautern, ungefärbten, aufopferungsfähigen Frömmigkeit. „Man sieht ihm durch und durch die Bildung an, die das empfängliche und begabte Gemüth „aus dem liebevollen Studium der Classiker des Alterthums gewinnt, und er hat eine vortreff„liche Art, einzelne Stellen der heil. Schrift und der großen Profanschriftsteller in seine Dar„stellung einzuflechten und derselben dadurch wirksame Lichter aufzusetzen... Er hat einen re„gen Sinn für die Schönheiten und Erhabenheiten der Natur und stellt sie uns in lebendigster „Frische dar;... seinem Verstande entgeht keine Schwäche der Menschen mit denen er zu thun „hat, aber auch kein unscheinbarer Keim des Guten, der in ihnen liegt. Wenn er die Eitelkeit, „die sinnliche Weichlichkeit, die aufgeblasene Bornirtheit züchtigen will, steht ihm ein sarkasti„scher Witz und der beste Humor reichlich zu Gebote."

Malerische Reisen nach Süden und Norden, nach Osten und Westen.

Für junge Freunde der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und Naturgeschichte.

Von **Emil Wendt.**

gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr., für die Käufer des Bilder-Atlas nur 1½ Thlr.

Von diesem Werke, das ausführlichere Besprechungen einer Anzahl der interessantesten Tafeln und einzelner Darstellungen im Bilderatlas der Länderkunde enthält, ist hier ein Bogen (zur ersten Tafel von Spanien) als Probe angeheftet.

Gützlaff's Reisen nach den Küstengegenden des Chinesischen Reichs.

Herausgegeben von Emil Wendt. Mit Kupfern und Karten. Elegant gebunden 18 Ngr.

Die sonderbaren, oft räthselhaften Eigenthümlichkeiten des chinesischen Volkes sind hier in der frischesten, lebendigsten Darstellung, voller Reiseabenteuer, Kriegsbegebenheiten (aus dem Opiumkriege) u. s. w. nicht allein nach Gützlaff's, sondern auch nach andern neuern Reiseberichten aus dem „Reiche der Mitte" geschildert, „auch für Erwachsene interessant genug", wie ein Rezensent in der Hamb. Zeitung sagt, „um das Buch nicht eher aus der Hand zu legen, als bis man es zu Ende gelesen hat."

Des Missionars Krückeberg Rückreise von Bengalen

über Egypten und Syrien nach Deutschland.

Mit 1 Stahlst. und 1 Pl. v. Jerusalem. gr. 12. In eleg. Umschlag geh. 9 Ngr.

Das Leben auf dem Schiffe, das Treiben in den Gassen von Cairo, der beschwerliche Zug durch die Wüste, die schönen Umgebungen von Jerusalem, reich an Erinnerungen aus der Vorzeit, der große bunte Pilgerzug nach dem Jordan in der Osterwoche, die Feier des Charfreitags in der Kirche des heiligen Grabes sind — unter manchem Andern — in diesem Büchlein so anziehend geschildert, daß Jung und Alt gleiche Freude daran haben werden.

Reise- und Lebensbilder aus Süd-Frankreich und der Schweiz.

Aus dem Französischen des Alex. Dumas.

2 Bände. gr 12. geh. 16 Ngr.

Eine Reisebeschreibung voll trefflicher Natur- und Sittenschilderungen, mit einer Menge eingestreuter Anekdoten und Erzählungen, die in der anziehendsten Weise mit dem pikantesten Witze geschrieben sind. Besonders dürften Diejenigen, welche die Schweiz besucht haben, sich durch die Lectüre auf das Freundlichste angesprochen fühlen.

Astronomische Sternscheibe,

oder allgemeine Himmelskarte bis zum 40. Grade südl. Breite,

mit beweglichem Horizonte und Höhenquadranten, bei 8½ Zoll Durchmesser 1300 Sterne von der 1. bis 5. Grösse mit den Namen der vorzüglichsten, nebst Figuren und Namen aller Sternbilder enthaltend. Von J. C. Böhme.

In Holzrahmen. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Herren Professoren Möbius und Drobisch, wie auch Herr Dr. Jahn in Leipzig, haben öffentlich bezeugt, daß dieses Kunstwerk den strengsten Anforderungen der Wissenschaft entspricht. Es ist mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ausgeführt und man kann sich mit seiner Hülfe sehr leicht am Himmel zurecht finden, Zeit und Ort des Auf- und Untergangs jedes Sternes bestimmen u. s. w.

Therapie acuter und chronischer Krankheitsformen

nach dem homöopathischen Heilprinzip.

Von Dr. E. Kreußler.

gr. 12. gebunden. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieses hauptsächlich für den Arzt bestimmte Werk ist auch von jedem Andern zu benutzen, der sich schon ein wenig mit den Krankheitsformen bekannt gemacht hat. Für diesen hat es sogar große Vorzüge vor den populairen medizinischen Rathgebern durch größere Gründlichkeit und Kürze. Die Anordnung ist sehr übersichtlich; die in den verschiedenen Krankheiten allgemein bewährt gefundenen Mittel sind gehörig hervorgehoben und genau die Umstände angegeben, unter denen sie vortheilhaft wirken können.

Erzählungen von Bruno Lindner.

4 Bändchen mit 2 trefflichen Stahlstichen. Elegant cart. 1 Thlr. 3 Ngr.

„Der Verfasser," wird in der Zeitschrift für luth. Theologie, 1852, 1. Heft, hiervon gesagt, „ist einer der Wenigen in unsrer Zeit, welchen die Gabe blühender romantischer Dar„stellung auf dem krystallenen Grunde lauterer christlicher Durchbildung verliehen ist.... Ref. „kennt kein Büchlein dieses Genres, welches auf so wenigen Bogen Gemüth, Phantasie, Er„kenntniß so reich befriedigte und gebildeter Jugend, wie Jedermann, einen so herzigen und „willkommenen Festgruß zu bieten verstünde." Im „Norddeutschen Correspondenten" aber heißt es nach einer lobenden Besprechung der Tendenz der Lindnerschen Erzählungen: „In der „künstlerischen Behandlung des Stoffes zeigt der Verfasser eine große Gewandtheit. Er besitzt „ein anmuthiges Erzählertalent, die Form ist ansprechend, die ganze Darstellung frisch und „lebendig, dabei edel und einfach, nie überfüllt und luxurirend. Sie ist beständig im Flusse, „und wie der Verfasser stets in und bei der Sache ist, so wird auch das Interesse des Lesers stets „wach erhalten. Die Persönlichkeiten sind in plastischer Anschaulichkeit hingestellt, oft mit „wenigen Strichen weiß der Verf. sie psychologisch zu portraitiren und uns nahe zu bringen. „Daß der lebendige Glaube der Kirche das erzeugende Princip ist und der Heilsweg derselben be„ständig hervorgehoben wird, darauf ist schon vorher hingewiesen."...

Luthers Leben zur Belehrung und Erbauung erzählt,

nebst einer Charakteristik Luthers, im Besondern wie er sich als Prediger des Evangeliums in seinen Schriften darstellt, von J. A. Jander. Mit einem Vorworte von Dr. theol. Prof. **E. Huschke** und Luthers Portrait in Stahlstich.

8. 1853. Cartonnirt. 12 Ngr.

Im Sächs. Kirchen- und Schulblatt von Prof. Dr. Kahnis (1853 Nr. 91) wird hierüber gesagt: „... Die Sprache ist eine so würdige, von Bewunderung des großen Mannes erfüllte, die Würdigung der Reformation eine so tief empfundene, die Aushebung der „Aussprüche Luthers eine so gewählte, die Charakteristik Luthers eine so treffende, daß das „Büchlein uns ein vollständiges Bild dessen gibt, was Luther in der Kraft Gottes gewirkt hat „zum Heile der wahren Kirche." Und im „Pilger aus Sachsen" (1853 Nr. 41) heißt es: „Ein „Büchlein das mit wahrhaft geschichtlicher Auffassung an der Hand des göttlichen Wortes das „große Werk Gottes in Luther in anziehender und erbaulicher Weise der christlichen Welt vor „Augen stellt." Durch seine treffliche Charakteristik Luthers und durch sein von den Stürmen gegen das Lutherthum seit Luthers Tode handelndes Schlußwort dürfte das Buch auch für Diejenigen von großem Interesse und Nutzen sein, die schon durch andere Schriften mit Luthers Leben bekannt sind. Es wird ihnen manches dort Gelesene erst durch die hier gegebene Charakteristik im rechten Lichte erscheinen. Der Preis ist für das auch im Aeußern sehr gut ausgestattete Buch überaus billig.

Gedichte von Bruno Lindner.

Miniaturausgabe, elegant gebunden in Callico mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alle die sich nach einer ernsten und doch lieblichen Festgabe umsehen, möchten vorzugsweise auf diese Gedichte aufmerksam zu machen sein. Koch sagt in seiner Geschichte des Kirchenliedes (3r Bd. S. 361) von den Liedern des Verf., sie zeichneten sich durch Klarheit und Tiefe des Gefühls und durch bilderreiche, edle, gediegene Sprache aus. Dieselben erscheinen hier zum ersten Mal gesammelt, unter Beifügung einer großen Anzahl bis jetzt noch nicht gedruckter, so wie auch andrer Dichtungen, wie denn das Ganze in drei Bücher zerfällt: 1) Natur, 2) Geschichte und Menschenleben, 3) Lieder im höhern Chor. Es sei erlaubt hier einige Worte darüber aus einer Besprechung in der Neuen Preußischen Zeitung (1854 Nr. 290), die das Buch zu Weihnachtsgeschenken warm empfahl, abdrucken zu lassen. Dieselbe sagt zu Anfang: „Diesen Gedichten gebührt der Platz, um den wieder viele Bücher sich bewerben in dieser Zeit, der Platz unterm Weihnachtsbaume. Denn sie singen die Ehre des Kindleins großer Freude, das uns geboren ist; nicht nur die „Lieder im höhern Chor", sondern auch die, in welchen „Natur" und „Geschichte und Menschenleben" den Text geben, singen von dem Könige, dem Himmel und Erde zinst, dem Schönsten unter den Menschenkindern. Was der Glaube mit leisem Ohr den Werken der Schöpfung abgelauscht, von dem Rauschen der Füße Jehova's in der Geschichte vernommen, aus dem Worte der Schrift das da lebt in der Kirche gehört hat: das erklingt hier als freudiges Bekenntniß, und man spürt es diesen bekennenden Liedern an, daß sie Mitbekenner suchen, denn sie sind getragen von der Liebe, die Andern gönnet und darreicht, was die eigene Erfahrung als seliges Gut anerkannt hat."

Hammerschläge in Dreizeilern von Karl Graul.

Motto: „Ist nicht mein Wort wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" (Jerem. 23, 29.)

8. geh. 1843. 5 Ngr.

Diese Gedichte wollen die Alles auflösende Richtung der Zeit gegen die Kirche, vornehmlich aber das schlaffe, kranke Wesen in der Kirche selbst, so viel an ihnen ist, bekämpfen helfen. „Ein poetischer und christlicher Genius," wird in der Zeitschrift für luth. Theologie und Kirche davon gesagt, „der zu beiden die rechte Weihe empfangen hat, tritt uns in diesen mäch- „tigen Terzinen entgegen, die zugleich den innersten Lebensgang des Verfassers abbilden. ..."

Elias. Skizzen zu einem heiligen Texte von R. Rocholl.

8. 1852. elegant gebunden 20 Ngr. geh. od. cart. 12. Ngr.

In der Zeitschrift für die gesammte luth. Theologie und Kirche (1852 3s Quartalheft) wird hierüber gesagt: „Unter den vielerlei biblisch und christlich tingirten poetischen oder halb- „poetischen Ergüssen, die der literarische Markt bringt, ist es eine Erquickung einem Werke zu „begegnen, welches nicht das ist, was jene sind, nichts Halbes, nichts Lahmes, nichts „Fabrikmäßiges, nichts Gemachtes, sondern ein aus gläubiger Versenkung in die Tiefen des „Wortes und der Geschichte des Reiches Gottes und aus wahrer dichterischer Begabung frei, „frisch und sinnig erwachsenes Ganzes. Nach einer ergreifenden Begrüßung Canaans, die

„am Schlusse des Ganzen zum lieblichsten Abschied wird, führt der Verf. die grade für diese „unsre Zeit so laut und erschütternd predigenden Propheten-Leiden, -Kämpfe und -Siege des „Elias einem Ahab, einer Isabel und all den Baals-Menschen und -Greueln gegenüber bis „zu und nach seinem Scheiden uns vor das Auge, in einer Keuschheit biblischer Anschauung, „einer Fülle zu Grunde liegender archäologischer Studien (die angehängten erläuternden Be- „merkungen bezeugen es jedwedem), einem Schwunge, einer Kraft und doch auch Einfalt dich- „terischer Gestaltung, zugleich in einer Mannichfaltigkeit des sachgemäßen Wechsels metrischer „Formen, wie dies Alles uns lebendig an von Redwitz' gefeierte Amaranth erinnert, obwohl „die Bedeutung und der Ernst unsers Objectes ein so viel höherer ist."

Martin von Tours.

Ein Lebensbild aus der alten Kirche, von Dr. th. W. F. Besser.
16°. elegant gebunden mit Goldschnitt. 7½ Ngr.

Eine wunderliebliche Festgabe vom Verfasser der gewiß in allen christlichen Familien bekannten Bibelstunden.

Evenings at Home. Tales and Sketches.

Mit 2 Stahlstichen. gr. 8. geh. 24 Ngr.

Ein hübscher Band Erzählungen und Skizzen ausgezeichneter englischer Belletristen, elegant auf Velinpapier gedruckt, so daß er ein schönes Geschenk für Freunde der englischen Literatur bildet, durch Reinheit des Inhalts auch für jüngere Leute und für Damen geeignet.

Britische Blumenlese aus ältern und neuern Dichtern,

mit biographischen und literarischen Notizen, einer Prosodie und Erklärung schwieriger Wörter und Stellen. Von **L. Rubens.**

Zwei Bände. 8. 20 Ngr.

Der Inhalt beider Bände, der nur aus vollständigen größern Dichtungen besteht und in höchst anziehender Weise zur Kenntniß der classischen Dichter Englands führt, ist:

Lillo, The fatal Curiosity, a tragedy; — Goldsmith, The Traveller; The deserted Village; — Pope, Windsor-Forerst; Ode on St. Cecilia's day; — Moore, Paradise and the Peri; — W. Scott, The Field of Waterloo; — Byron, The Siege of Corinth; — Shakspeare, Julius Caesar, a tragedy; — Gray's Elegy in a Country Churchyard und fünf von dessen schönsten Oden; — Wordworth, Peter Bell; To a Highland Girl; — Byron, Mazeppa; The Prisoner of Chillon; — Percy, The Hermit of Warkworth.

Antonie und Karl oder die Freudentage eines Sommers.

Eine Festgabe für gute Kinder von Dr. E. E. Loßnitzer.
2te verb. Aufl. Mit color. Kpfrn. gr. 12. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 20 Ngr.

Mehrere der geachtetsten kritischen Journale haben sich äußerst vortheilhaft über dieses in der That auch höchst liebliche Büchlein ausgesprochen. So sagt z. B. die Allgemeine Schulzeitung: „Unter „den zahlreichen Schriften, mit welchen die liebe Jugend in jedem Jahre beschenkt wird, verdient dieses „kleine Buch mit Auszeichnung genannt zu werden. Es enthält, wie der Titel zu erkennen giebt, eine „anziehende Beschreibung der Beschäftigungen und Spiele liebenswürdiger Kinder während ihres Aufent- „haltes mit ihren Eltern und ihrem Lehrer auf einem Landgute, wo die glückliche Familie alljährlich die „schönern Jahreszeiten zu verleben pflegt, und beginnt mit der Abreise derselben von Leipzig. Schon in „dieser Reisebeschreibung zeigt sich der Verfasser als ein Mann, der nicht nur mit der Kinderwelt völlig „vertraut ist, sondern auch die Gabe besitzt, alltägliche Vorfälle auf eine höchst anziehende und ergötzliche „Weise darzustellen. Die Beschäftigungen und Spiele der Kinder, die kleinen Verlegenheiten, in die sie „zuweilen gerathen, die anmuthigen und lehrreichen Geschichten, welche sie sich entweder selbst erzählen, „oder die ihnen von Erwachsenen erzählt werden, die Feier der Geburtstage ihrer Eltern und ihre naiven „Aeußerungen dabei: dieß alles ist so ergötzlich dargestellt und über das Ganze eine so heitere Laune ver- „breitet, daß es nicht bloß größere und kleinere Kinder, sondern auch viele Erwachsene mit Vergnügen „lesen werden. Referent muß wenigstens gestehen, daß die Lectüre dieses Buches eine doppelte, sehr an- „genehme Erinnerung in ihm erweckt habe. Es versetzte ihn nicht bloß in die Jahre der eigenen glück- „lichen Kindheit, sondern rief auch das Andenken an die Zeit zurück, wo er als Erzieher und Lehrer Ge- „legenheit hatte, die Denk- und Handlungsweise des jugendlichen Alters zu beobachten. Und so werden „Karls und Antoniens Freudentage auch in andern Lesern ähnliche Erinnerungen erwecken, weil sie „nicht erdichtet, sondern wirklich erlebt sind."

Buch der Spiele und Kunststücke für die fröhliche Jugend

von Dr. E. Loßnitzer und E. Wendt.
Mit vortrefflichen Stahlstichen. gr. 12. eleg. cart. 18 Ngr.

Die hier gelehrten Spiele und Kunststücke sind alle sehr hübsch und so in eine äußerst anziehende Erzählung eingewebt, daß schon das Lesen des Buches angenehm unterhält.

Wo die Nähe eines Festes es wünschenswerth macht, einige der hier angezeigten Bücher (mindestens im Betrage von 1 Thlr.) **sehr schnell zu erhalten,** da braucht man nur den Betrag portofrei an Dörffling u. Franke in Leipzig einzusenden, um das Gewünschte mit umgehender Post ebenfalls portofrei zu empfangen.

Spanien.

Tafel I.

In keinem europäischen Lande, das türkische Reich kaum ausgenommen, zeigt sich ein so auffallender und niederschlagender Kontrast zwischen dem Segen der Natur und dem Fluche menschlicher Verkehrtheit, als in der pyrenäischen Halbinsel[1]). Dieses große, schöne Land, nach allen Seiten von natürlichen Gränzen umschlossen, auch im Innern voll natürlich fester Lagen, ist durch seine lange, an zwei Meeren sich hinziehende Küstenlinie, mit einer Menge der trefflichsten Häfen, zum Welthandel, wie kaum ein anderes, geeignet, während große Flüsse den Verkehr im Innern erleichtern, und besitzt in seinem herrlichen Klima, in seinem fruchtbaren und durch den reichsten Wechsel von Bergrücken und Thälern, Hochebenen, Abhängen und Niederungen zu den Erzeugnissen fast aller Zonen geeigneten Boden die Grundlage eines selbstständigen und unerschöpflichen Reichthums, hat sich auch in der That in mehr als einem frühern Zeitraume dieser großen Vortheile erfreut und zeigt noch heute die mannichfaltigsten Denkmale alter Herrlichkeit und Macht und überfließenden Reichthums. Aber seit Jahrhunderten ist es in traurigem, mit wenig Unterbrechungen fortwährend zunehmenden Verfalle begriffen: seit einer Reihe von Jahren ist namentlich der schönste Theil der Halbinsel, Spanien, das wir hier besonders ins Auge fassen, ein Schauplatz der Zerwürfniß und Zerstörung, arm und entvölkert, zur Hälfte öde, ein Bild fast trostlosen, zur Auflösung sich hinneigenden Zustandes. Die Ursachen dieses Verfalls wird ein Blick auf die Geschichte des Landes uns leicht und sicher erkennen lassen.

Als die Urbewohner Spaniens nennt man die Celten und Iberer, jene in den nördlichen und nordöstlichen, diese in den südlichen und westlichen Gegenden, und gibt beiden zusammen für eine schon etwas spätere Zeit, wo sie sich nach und nach vielfach vermischt hatten, den Namen Celtiberer. Sie waren in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, zwischen denen sich frühe Ansiedler aus Phönizien, Griechenland und Karthago niederließen. Später überströmten die Römer das Land und unterjochten es nach zweihundertjäh-

1) Diesen Namen führt der westliche Theil von Europa, welcher Portugal und Spanien in sich begreift, weil er, sonst überall vom Meere umflossen, nur durch das pyrenäische Gebirge mit dem übrigen Europa zusammenhängt.

rigen Kämpfen völlig. Während ihrer Herrschaft blühete es unter einer Reihe edler Statthalter herrlich empor: Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe gediehen in dem Maaße, daß Spanien an Cultur und Wohlstand alle übrigen römischen Colonieen überragte. Dieser Glanz erblich aber völlig, als später in der Völkerwanderung die Schwärme des Nordens in das römische Reich einbrachen und auch Spanien von den wilden Schaaren der Alanen, Sueven und Vandalen überschwemmt ward, die dann wieder, theils früher, theils später, durch das große, anfangs im Dienste Roms, bald aber für sich selbst kämpfende westgothische Volk verdrängt, oder aufgerieben, oder unterjocht wurden. Letzteres behauptete dreihundert Jahre lang seine Herrschaft über Spanien, bis sich seine Macht in kleine Reiche aufgelöst hatte und ein Schwarm Mauren (Araber oder Sarazenen), der, von dem Feldherrn Tarikh geführt, an den Küsten von Andalusien landete, nach einer einzigen gewonnenen Schlacht (bei Xeres, im J. 711) nirgends einen bedeutenden Widerstand fand und, aus Afrika verstärkt, sich bald des ganzen Landes, bis auf einige der nördlichen Gebirgsgegenden, in welche sich die Reste der Gothen geflüchtet, bemächtigen konnte.

Unter den nun herrschenden maurischen Khalifen hatte Spanien eine neue Glanzperiode: es gewann eine gedrängte Bevölkerung, blühenden Ackerbau; die Pracht seiner Städte und Anlagen überragte Alles, was Europa damals kannte, und Wissenschaft und Poesie wurden mit glühendem Eifer gepflegt. Diese glückliche Zeit währte, bis die Mauren, nachdem längst der wüthende Feuereifer für ihren Glauben, welcher sie bei Eroberung des Landes durchglühet, der fanatische Drang, welcher den Halbmond nach Europa gebracht hatte, unter ihnen erloschen war, nachdem sie angefangen hatten, in ihrem Wohlstande zu erschlaffen, unter sich uneins wurden und ihre Macht durch Absonderung in mehrere Reiche sich zertheilte. Da fingen die zurückgedrängten Gothen, welche allmälig wieder neue Kräfte erlangt und schon vom Jahr 740 an im Norden sich wieder mehr und mehr ausgedehnt hatten, beständige Kämpfe an, durch welche die arabische Herrschaft in Spanien im Jahr 1250 auf den Staat von Granāda allein eingeschränkt, im Jahr 1492 aber gänzlich vernichtet wurde.

Das letztgenannte Ereigniß hatte die Vereinigung der beiden bedeutendsten unter den kleinen christlichen Reichen, welche sich während der langjährigen Kämpfe mit den Mauren in Spanien gebildet, herbeigezogen: die Vereinigung von Castilien und Aragon, welche unter dem Scepter ihrer durch Heirath verbundenen Herrscher, Ferdinands des Katholischen und Isabellens, eine so bedeutende Macht bildeten, wie noch keine den Mauren hier gegenübergestanden hatte; und da dem glücklichen Kampfe gegen diesen Feind bald die Entdeckung Amerikas und die Eroberung der reichsten Länder dieses

Welttheils für Spanien folgte, so schien letzteres einer neuen Glanzperiode entgegenzugehen, statt dieser aber keimte das Verderben aus beiden Begebenheiten auf, das seitdem fester und fester im Lande Wurzel faßte. Hatten schon die langen Kriege mit den Mauren die Bevölkerung geschwächt, so thaten dies noch mehr nach dem letzten derselben die großen Auswanderungen der Besiegten nach Afrika, und durch die Tausende, die nach Amerika zogen, um auf leichtem Wege Reichthümer zu erwerben, wie durch die, welche mit erworbenen zurückkehrten, oder solche in Spanien in Umlauf brachten, wurde das Land gleichmäßig verödet, durch jene die dünne Bevölkerung immer mehr vermindert, durch diese der Sinn des Volkes nach und nach gänzlich vom Ackerbau und von nützlicher Thätigkeit abgewendet, so daß die unermeßlichen Summen an Gold und Silber, welche damals und später aus Amerika nach Spanien flossen, nicht letzteres, sondern die betriebsamern Völker Europas bereicherten, von denen es seine Bedürfnisse erkaufen mußte. Und noch in anderer Beziehung wurden die Schätze Amerikas verderblich für das Land. Sie setzten Ferdinand und Isabellen, denen ihr größter Theil zufiel, in den Stand, die während der langen Kriege außerordentlich gewachsene Macht des Adels nicht allein in billige Schranken zurückzuweisen, sondern beinahe gänzlich zu unterdrücken, und eine völlig despotische Gewalt sich anzumaßen, welche, fortan bei den Königen bleibend, von vielen auf das Fürchterlichste gemißbraucht wurde, und um so mehr die Wohlfahrt des Landes untergrub, da sie mit der (1480 in Spanien eingeführten) Inquisition in Verbindung trat, Unterstützung in ihren Plänen von diesem Schreckensgerichte erwartend und empfangend, wofür demselben erlaubt wurde, in dem armen Lande furchtbarer zu wüthen, als in irgend einem andern.

Gegen alle diese Uebel, welche am Kern des Staates nagten, stach ein äußerer Glanz mächtig ab, den derselbe einige Zeit lang durch weitere wichtige Ländererwerbungen empfing. Neapel und Sicilien wurden erobert (1503), die reichen Niederlande und Burgund, welche Karl V., ebenso wie Spanien, erbte, vergrößerten das Reich; später (1580) kam Portugal, nach dem Aussterben seiner Regentenfamilie, dazu. Um so deutlicher trat aber bald die innere Zerrüttung des Staates an das Licht. Schon Karls V Sohn, Philipp II. (reg. v. 1556—1598), dessen fanatischer Glaubenseifer neue Verfolgung der noch immer zahlreich im Lande lebenden Mauren herbeiführte und diesem auf solche Weise neue Wunden schlug, denn 100,000 Familien wurden allein zur Auswanderung gezwungen (1570), verlor nach langen Kämpfen, die unermeßliche Schätze aufzehrten, einen großen Theil der Niederlande, welche er durch seinen finstern Despotismus zur Empörung gereizt hatte, und mußte, als Portugal an Spanien fiel, die größten und wichtigsten Besitzungen, welche dasselbe in fremden Welttheilen hatte, aufgeben.

Noch mehr aber sank das Reich — und bald zu völliger Unbedeutenheit herab — unter Philipps schwachen Nachfolgern. Eine neue Verfolgung der Morisken, oder Nachkommen der Mauren (1609), Empörung und Abfall des gemißhandelten Portugals (1640), ein dreizehnjähriger Krieg wegen der Erbfolge, nachdem (1700) der spanisch-österreichische Regentenstamm ausgestorben war, machten äußern Glanz und innern Wohlstand immer mehr sinken. Durch den letztgenannten Krieg gingen nicht allein der noch übrige Theil der Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und Sardinien (auch von Karl V erworben), sondern sogar die Insel Minorca, nahe an Spaniens Küste, und Gibraltar, eine der wichtigsten Festungen im Lande selbst, verloren. Nicht besser ging es unter den nun folgenden unbedeutenden Regenten aus dem Hause Bourbon, wo Weiber und Günstlinge das Regiment führten, bis in neuerer Zeit die fast noch härtern Schläge folgten, welche Napoleon, und nach ihm beständige Bürgerkriege dem Lande gaben und noch geben.

Unsere Kupfertafel bietet einige Ansichten aus dem innern Theile von Spanien, dem Königreiche Castilien, dessen vorherrschender Charakter Nacktheit und Dürre des Bodens, im Winter rauhe Luft, im Sommer sengende Hitze ist, so daß der Bewohner, wenn er im Sprüchwort sagt: „die Lerche, welche durch Castilien zieht, muß ihr Korn mitbringen" im Ganzen nicht Unrecht hat. Gleichwohl finden sich auch manche Gegenden, wo die Natur schön und gütig, der Boden gesegnet ist, besonders in dem südlichen Theile, in Neu-Castilien, weniger in Alt-Castilien, von dessen Städten wir eine der bedeutendsten auf dem Mittelbilde erblicken. Es ist **Segovia**, mit stolzen Denkmälern einer entschwundenen Herrlichkeit. Wir sehen im Vorgrunde ein römisches Amphitheater, dahinter eine großartige römische Wasserleitung, von Trajan erbaut, links von dem Dome den noch ziemlich wohl erhaltenen Alcazar (Palast) der maurischen Könige, gegen welche Bauwerke der zunehmende Verfall des bewohnten Theiles der Stadt einen traurigen Kontrast bildet, und werden so an fast alle Hauptperioden der Geschichte Spaniens erinnert. Zur römischen Zeit gehörte Segovia zu den vielen Städten, die 50—100,000, ja halbe und ganze Millionen Einwohner gehabt haben sollen, wie denn die Bevölkerung des ganzen Landes damals auf 40 Millionen angegeben wird, während sie gegenwärtig höchstens 15 Millionen beträgt. Jetzt sind einige Tuchfabriken und ziemlich beträchtliche Schaafzucht der Hauptreichthum der Stadt und ihrer Umgegend, welche letztere das beste Futter in Spanien für die berühmten Merino-Schaafe bieten soll, in dem feinen, kurzen und nicht mit Unkraut oder sonst geringern Pflanzen, dagegen mit verschiedenen kleinen aromatischen Kräutern, besonders Thymian,

vermischten Grase. Der Wohlgeruch dieser Kräuter erfüllt, wenn auf sie getreten wird, weithin die Atmosphäre. Die Ziegen, welche in Tübet die Wolle zu den feinen Shawls geben, sollen ähnliches Futter haben, wegegen die im nördlichen Indien und Afghanistan bei ihren reichern Weiden grobes langes Haar bekommen.

Neben diesem eigenthümlichen Futter mag aber auch das wandernde Leben, das ein großer Theil der spanischen Schaafe führt, zur Güte ihrer Wolle beitragen, gleichwie das Fleisch des herumstreifenden Wildes wohlschmeckender und gesünder ist, als das der Hausthiere. Edelleute, hohe Geistliche und andere größere Gutsbesitzer vereinigen nämlich ihre Schaafheerden, so daß gewöhnlich 10,000, oft aber noch viel mehr Schaafe zusammenkommen, und lassen sie so unter Leitung einer Anzahl Hirten und Aufseher im Lande herumziehen. Eine solche Heerde heißt Mesta, die Aufseher nennt man Majorals. Letztere wählen die Weideplätze aus, sind überhaupt in der Schaafzucht wohl erfahren und werden deshalb auch gut bezahlt. Man hält jedem sogar ein Pferd, und er hat etwa 50 Hirten und Knechte unter sich. Die ganze Zahl der Leute, welche die wandernden Heerden in Spanien bewachen, mag sich, sofern die Ereignisse der letzten 10 Jahre nicht große Veränderungen darin hervorgebracht haben [2]), auf 50,000 belaufen, woraus man auf die Wichtigkeit dieses Zweiges der Industrie schließen kann. Deshalb ist auch, wie in andern Ländern die Erndte, hier die Schaafschur im Mai von Festlichkeiten begleitet. Die Heerden selbst bestanden im 16. Jahrhundert aus 7 Millionen Stück, sanken beim Beginn des nächsten Jahrhunderts auf 2½ Millionen herab, stiegen dann aber wieder, und jetzt mag etwa der dritte Theil von den 19 Millionen Schaafen, die Spanien besitzt, zu den wandernden gehören.

Nachdem diese den Winter in den Ebenen von Estremadura, Leon, Alt- und Neu-Castilien und Andalusien zugebracht haben, ziehen sie zu Ende Aprils oder Anfang Mais nach Norden in die Gebirge von Aragonien, Navarra, oder Biscaya, auch in die Berge um Segovia, Soria und Buytrago; im September kehren sie in die Ebenen zurück. Auf diesem Wege haben sie das Recht, über die Gemeindetriften der anliegenden Dörfer zu wandern, und nur zu häufig verwüsten sie Alles, wie ein Heuschreckenhaufe. Auf den bebaueten Ländereien umherzustreifen ist ihnen zwar nicht erlaubt, aber die Besitzer derselben sind gezwungen, einen Pfad von 200—240 Fuß Breite zu lassen, ein bedeutender Verlust, wenn das Land besser angebauet

---

2) Was überhaupt freilich bei Manchem der Fall sein könnte, was wir hier von der spanischen Schaafzucht und von andern Eigenthümlichkeiten des Landes mittheilen.

wäre. Noch ein viel größerer Schade aber würde dann den reichen Ebenen zugefügt werden, wo die Heerden den Winter zubringen. Freilich müssen die Besitzer der Schaafe etwas dafür bezahlen, aber die Landeigenthümer haben keine Stimme bei Festsetzung dieses Etwas, und sind deshalb fast gezwungen, ihre Ländereien wüste liegen zu lassen, wie noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele unsrer Bauern in wildreichen Gegenden. Zwar sind von Zeit zu Zeit einige Bestimmungen „Gesetze der Mesta" genannt, gemacht worden, aber es ist zweifelhaft, ob nicht der Zufall die Sache besser geordnet haben würde, als sie, denn sie wurden von denen erlassen, die am meisten bei dem Mißbrauche ihren Vortheil fanden, von den Schäfereibesitzern, dennoch aber von mehreren Königen bestätigt. Zu ihrer Aufrechthaltung besteht ein eigener „Gerichtshof der Mesta", der die Wege bestimmt, welche die Heerden zu nehmen haben, und in Streitigkeiten mit Landbesitzern und unter den Hirten entscheidet.

Die Schaafe in Biscaya und in Asturien sind so klein und so schlecht gehalten, daß während der Kriege die englischen Soldaten sich oft weigerten, ein ganzes Schaaf statt 9 Pfund Hammelfleisch zu nehmen. Dies sind die Thiere, welche der schwarze Adler der Pyrenäen so häufig davon trägt. Er würde ein Schaaf von gewöhnlicher Zucht, oder ein Merino-Schaaf (worunter eben die wandernden verstanden werden) viel zu schwer finden.

Wir haben eben den schlechten Betrieb des Landbaues in Spanien zum zweiten oder dritten Male erwähnt, ohne noch auf das damit in Verbindung stehende 3. Bild unserer Kupfertafel hingedeutet zu haben. Es spricht dasselbe übrigens für sich allein, und wir wollen nur bemerken, daß man die in La Mancha gewöhnliche Art zu Dreschen keineswegs allein einer Lust an Versuchen persönlicher Gewandtheit und Bravur, aus der sie fast hervorgegangen zu sein scheint, zuschreiben darf, wiewohl dem Spanier solche Lust nicht fremd ist, sondern daß in allen Verrichtungen, des Ackerbau's sowohl als der meisten übrigen Gewerbe, dieselbe Gleichgültigkeit gegen alle Erleichterungsmittel, wie bei dieser Gelegenheit, ja eine gewisse Scheu vor jeder Anwendung einer Maschine sich ausspricht. Es möchte wohl für viele unsrer Roßebändiger eine nicht leichte Aufgabe sein, auf einem einfachen, nach vorn etwas emporgekrümmten Brete stehend, zwei und mehr muthige, leicht geschirrte Pferde, ohne Deichsel, in engem Kreise auf ausgebreiteten Garben herumzutummeln, bis alle Körner aus den Hülsen gefallen sind. Die Sichtung des Getreides von der Spreu besorgt dann der Wind, dem man nur in so weit an die Hand geht, daß man das Stroh in die Höhe wirft, wo denn die Körner fallen und die Spreu vom Winde entführt wird, eine Methode, die gewiß einfach, aber schwer zu vertheidigen ist.

So weit geht die Vernachlässigung alles Maschinenwesens, daß man im Allgemeinen nur zum Herumfahren in den Städten und zum Feldbau Wagen hat, und diese meist von der erbärmlichsten Form, wie die Bilder Nr. 5 und 6 zeigen. Fast alles Reisen, aller Waarentransport, geschieht, wie im Orient auf Kameelen, hier auf Maulthieren oder Pferden, ohne daß übrigens selbst nur hierzu dem Fremden durch eine Art Postanstalt die Hand geboten würde. Einzig auf den großen Kunststraßen von Bilbao über Madrid nach Sevilla und von Barcellona ebendahin giebt es Postanstalten, auch geben hier Diligencen. Der Reisende in andern Gegenden Spaniens ist auf Maulthiertreiber (Arrieros) verwiesen, die unser Bild Nr. 1 darstellt, und von denen ihm besonders der Führer des Zugs (Majoral) häufig sehr gute Dienste leistet. Denn, wie seine Begleiter, auf einem der schwer bepackten und mit weittönenden Glocken und Troddeln von allen Farben reich gezierten Thiere sitzend und wohl 10 und mehr Stunden des Tags durch Berg und Schlucht fortziehend, ist dieser stets bereit, des Reisenden Gut gegen jede Gefahr durch Muth und Vorsicht zu schützen, an die manches am Wege stehende Kreuz mit dem Namen eines Ermordeten ernst genug mahnt, obwohl ein Mord auf der Landstraße ein „andalusisches Wunder“ genannt wird.

Auf dem Bilde Nr. 5, welches ein Stück eines der größesten Plätze in **Madrid** darstellt, der zugleich der tägliche Versammlungsort einer Menge müßiger Leute aus allen Ständen ist und deshalb der gewöhnliche Schauplatz der vielen tumultuarischen Auftritte der neuern Zeit in dieser Stadt, tritt uns ein Zug aus dem Volksleben der letztern entgegen. Wir sehen einige Aguadores Asturiens, die in ihrem Anzuge von grobem Düffel und in ihren ledernen Mützen zu Hunderten bei den Springbrunnen auf ihren leeren Wasserfässern sitzen, oder mit gefüllten zu den höchsten Stockwerken stattlicher Häuser emporkeuchen. Aber in welchem Bilde ließe sich dieses Volksleben in Madrid nur einigermaßen vollständig darstellen mit seiner übergroßen Menge von Eigenthümlichkeiten? Hören wir denn wenigstens mit an, was ein geistreicher englischer Reisender davon sagt: „Ich habe“ bemerkt er, „die meisten Hauptstädte der Welt gesehen, allein im Ganzen hat mich keine jemals so interessirt, als Madrid. Ich will mich hier nicht auf seine Straßen, seine öffentlichen Gebäude, Plätze und Springbrunnen einlassen, obwohl manche merkwürdig genug sind; denn Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London herrlichere Plätze, während Schiras weit prachtvollere Springbrunnen, obwohl nicht kühlere Gewässer, aufweist. Aber die Bevölkerung! — Innerhalb einer Lehmmauer, die kaum anderthalb Stunden im Umfange hat, befinden

sich an zweimalhunderttausend Menschen, welche sicherlich eine der merkwürdigsten Volksmassen bilden, die man irgendwo in der Welt findet, weil sie durch und durch eigenthümlich. Die Bevölkerung Konstantinopels ist freilich merkwürdig genug, indeß zu ihrer Zusammensetzung haben zwanzig Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden u. s. w., — aber die ungeheure Bevölkerung von Madrid, mit Ausnahme einiger dahin versprengten Fremden, besonders französischer Schneider, Handschuhfabrikanten und Perrückenmacher, ist durchaus spanisch. Hier giebt es keine deutschen Koloniecn, wie zu St. Petersburg, keine englischen Factoreien, wie zu Lissabon u. s. w. Dagegen welches bunte Gemisch von Spaniern! Die kraftvollen Aguadores von Asturien, die Caleseros von Valencia, müßig an ihre Fuhrwerke gelehnt, Tabak für ihre Papier-Cigarren raspelnd und auf Fahrlohn wartend; Bettler von La Mancha, Männer und Frauen, in grobes Wollenzeug gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes oder des Gefängnisses um ein Almosen bittend; Lakaien aus den Gebirgen; Haushofmeister und Schreiber in eigenthümlicher Tracht aus Biscaya und Guipuzcoa, deren Bewohner sich nicht leicht zu niedrern Diensten hergeben, für die genannten aber ihrer Biederkeit wegen sehr gesucht sind; zierlich gekleidete Toreros (Kämpfer bei Stiergefechten) aus Andalusien; Riposteros (Lastträger) aus dem äußerst armen Galizien; Verkäufer aus Katalonien, und viele andere; endlich die ächten Söhne der Hauptstadt, die 20,000 Manolos, der Pöbel von Madrid. Und nun noch die höhern Stände, die Damen und Herren, die Sennoras und Cavalleros! Was ich von letztern sah war übrigens nicht geeignet, mir einen hohen Begriff von ihnen beizubringen. Le Sage hat sie geschildert, wie sie vor beinahe 200 Jahren gewesen sind; seine Schilderung ist nichts weniger als einnehmend, doch glaube ich nicht, daß sie sich seit der Zeit der Abfassung jener Skizzen des berühmten Franzosen sonderlich gebessert haben. Der Spanier der niedern Klasse im Allgemeinen hat weit mehr Interesse für mich, mag er nun Manolo, Ackersmann oder Mauleseltreiber sein. Er ist kein gemeiner, sondern ein wirklich seltsamer Mensch, bei dem man viel von den ritterlichen Tugenden des Mittelalters, freilich aber auch von der Rohheit und Grausamkeit desselben, doch sehr selten nur niedrige und gemeine Laster findet, mit einem Geiste stolzer Unabhängigkeit, welchen man durchaus bewundern muß, unwissend, aber mit freisinnigen Ansichten. Die Bigotterie und der kleinliche Argwohn gegen Ausländer, wovon man so viel spricht, sind hauptsächlich nur den höhern Ständen eigen.

Wir haben schon bemerkt, daß die im Ganzen ziemlich schöne Hauptstadt Spaniens doch in ihren Anlagen und Gebäuden nichts besonders Merkwürdiges, keine Meisterwerke der Baukunst u. s. w. aufzuweisen hat. Das

größeste Bauwerk ist das auf unsrer 7ten Abbildung dargestellte Schloß[3]) welches auch durch seine hohe Lage und ungeheure Masse — die Seiten des Vierecks, welches es bildet, sind 500 Fuß lang, — wie durch seine citadellenartige Umgebung, aus der Ferne einen großartigen Eindruck macht, der aber in der Nähe durch Ueberladung mit geschmacklosen Verzierungen verloren geht. Eben so ist das Innere, besonders der Thronsaal, groß, aber nicht schön, überladen mit Gemälden von sehr verschiedenem Werthe[4]), mit Statuen, Vasen, Vergoldung, und mit Spiegeln, die an Größe ihres Gleichen suchen. Gegenwärtig ist nur ein kleiner Theil des Gebäudes bewohnt; denn es paßt für den jetzigen königlichen Hofhalt Spaniens, wie die Peterskirche für eine Dorfgemeinde passen würde, und der Fremde, der die unabsehbaren Reihen von kostbar ausgestatteten Zimmern und Sälen durchwandert, sieht nicht allein dicken Staub und ausgebreitete Spinnengewebe Zeugniß ablegen, wie wenig sie betreten werden, sondern findet auch nicht selten eines von Fledermäusen bewohnt, denen zerbrochene Fensterscheiben Aus- und Eingang gestatten.

Aber Nichts sind die Spuren des Verfalls des königlichen Glanzes, welche sich hier zeigen, gegen die im **Escorial** bemerkbaren: in jenem ungeheuren Prachtbaue, einige Meilen von Madrid, welchen der Aberglaube Philipps II. im Kriege gegen Frankreich, am Tage der Schlacht von St. Quentin, dem heiligen Laurentius gelobte und für den der finstere bigotte Sinn dieses Königs die öde, unfruchtbare Gegend, welche unser 6tes Bild darstellt, — wählte, sein Stolz aber, und der seiner Nachfolger — denn erst unter Philipp IV. ward der Bau ganz vollendet — mehr als sechs Millionen Ducaten aufwendete. Mit Allem, was die verschwenderischste Prachtliebe ausdenken konnte, waren und sind zum Theil noch, Kirche, Begräbnißcapelle der spanischen Könige, Kloster und Palast, die das Ganze bilden, ausgestattet; aber in den beständigen Bürgerkriegen der letzten Zeit ist das Kloster und der Palast verödet, haben die bessern Kunstschätze, so weit sie

3) Es ward in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Karl III. erbauet, nachdem eine Feuersbrunst im J. 1734 den alten Königspalast zerstört hatte.

4) In der neuesten Zeit hat man viele ganz unwürdige Gemälde entfernt und durch gute aus den aufgehobenen Klöstern ersetzt. Unter den in den verschiedenen Sälen zerstreuten Bildern sind mehrere der berühmtesten von Titian, Raphael, Rubens, Paul Veronese, Correggio, Van Dyk, Mengs u. s. w.; besonders berühmt ist eine Venus, ein Adam und Eva von Titian, und die Kreuztragung Christi von Raphael, welche unter dem Namen: „lo spasimo di Sicilia“ bekannt ist. Aber der eigentliche Schatz des Schlosses an Gemälden besteht in Meisterwerken spanischer Maler, eines Velasquez, Murillo, Valdes, Juande Juanes, Zurbaran, Coello, El Moro und andrer.

transportabel, ihrer Erhaltung wegen nach Madrid geschafft werden müssen, während andere den Untergang fanden oder noch demselben entgegengehen. Nicht selten treiben jetzt rohe Soldatenhaufen in den prachtvollen Sälen ihr Wesen, die herrlichen Frescogemälde, die Bildhauerarbeiten vielfach beschädigend. Die schönen Gärten sind wüst und verödet; in der großen Kirche aber, wo sonst der Gottesdienst mit unglaublichem Pompe gehalten wurde, war ein deutscher Reisender vor wenigen Jahren Zeuge, wie vor kaum 10 Menschen eine Todtenmesse für eine spanische Königin von einem einzigen Weltgeistlichen aus dem Städtchen gehalten wurde.

Unter diesen Umständen macht schon der Anblick des ganzen Prachtbaues einen höchst melancholischen Eindruck, besonders wenn der Wind, der sich oft in den Spalten der Berge bricht und mit unglaublicher Heftigkeit um die Thürme und hohen Mauern weht, die Tausende von Fenstern klappern und klirren macht, und in den langen Bogengängen seltsame Töne hervorbringt. Wie wird aber dieser Eindruck noch durch manche historische Erinnerung, besonders in der Begräbnißcapelle der Könige, gesteigert! Eine der schrecklichsten ruft in dem Beschauer die Tribüne in der Nähe des Altars der Kirche hervor, wo Philipp II. an der gräßlichsten Krankheit langsam dahinstarb. Der mit Furcht und Grausen sein Königreich und die Welt erfüllt hatte, lag hier drei Jahre lang im Bette, wo er von seinem Kopfkissen aus den Altar sehen konnte, und wohnte auf diese Art den täglichen Messen bei, welche seine Einbildungskraft nur an die Strafen erinnerten, die seiner in jenem Leben warteten, weil er zweifelte, ob er immer das Rechte gethan, und sein Glaube ihn nicht zu dem Muthe sich erheben konnte, eine Vergebung zu hoffen.

Als die Westgothen in Spanien herrschten, war **Toledo**, das schon zu den Zeiten der Römer äußerst wichtig, die Hauptstadt des Landes, voller Gewerbthätigkeit, voll Reichthums, voll prächtiger Gebäude, mit 2—300,000 Einwohnern. Später, unter der maurischen Herrschaft, stieg sein Glanz noch höher, besonders als es bei der Zersplitterung jener Herrschaft in mehrere Königreiche Residenz einer maurischen Dynastie wurde. 50,000 Tuch- und Strumpfweber allein sollen damals in Toledo gelebt haben. Jetzt besteht die ganze Bevölkerung aus 15,000 Menschen, obgleich die Stadt immer noch nicht ohne Bedeutung ist, denn sie ist der Sitz des ersten Erzbischofs (Primas) von Spanien, und der Ruhm, die besten Degenklingen in Europa zu liefern, welcher in alten Zeiten zu einem äußerst lebhaften Handel mit diesem Erzeugniß seines Gewerbfleißes nach allen Ländern der Christenheit verhalf, ist ihr, wenn auch in verringertem Maaße, bis heute geblieben, und bewirkt fortwährend einen bedeutenden Absatz wenigstens in Spanien. Wirk-

lich möchten auch die Degenklingen von Toledo nicht oft von andern übertroffen werden; man sagt, daß das Wasser und der Sand des Tajo allein geeignet seien, ihnen die eigenthümliche Härte zu geben, die sie besitzen.

Die meisten Ueberbleibsel aber des frühern Glanzes von Toledo zeigen sich in den schönen Bauwerken. Die Kathedrale ist eine der prachtvollsten in Spanien, auch mehrere andere Kirchen ziehen durch ihre Schönheit den Kunstfreund an, besonders die Kirche de los Reyes, deren Bau die Königin Isabelle gelobte, während ihr Gemahl Ferdinand die Mauren bekämpfte. Mehrere haben leider durch die Barbarei der französischen Soldaten sehr gelitten. Unter den maurischen Bauwerken der Stadt ist das Bemerkenswertheste das Sonnenthor, eines der schönsten und besterhaltenen maurischen Thore in Spanien.

Als Alfons VI. sein Reich Castilien mit einem beträchtlichen Theile des jetzigen Neu-Castiliens durch Siege über die Mauren vergrößerte, war unter seinen Eroberungen die von Toledo (1085) die glänzendste und erfüllte die ganze Christenheit mit Freude.

Unter demselben Könige war es, wo der große Campeadör (Kampfheld ohne Gleichen) Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, genannt der Cid (Herr), ein in allem Wechsel des Glücks sich immer gleich bleibender Mann, der durch seinen Arm die Bewaffneten, durch seine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Mauren, der Stolz und die Freude Castiliens, den glorreichsten Theil seiner Heldenrolle spielte, durch eine Reihe von trefflichen Romanzen verewigt, die noch heute von den Spaniern gesungen werden und von denen die schönsten durch Herder's Verdienst auch unser Eigenthum geworden sind.

In **Burgos**, der alten Königsstadt Castiliens, deren Dom unsre 2te Abbildung darstellt, zeigt man das Grab des Helden, welcher von einem alten spanischen Dichter die Krone der Ritter, wie jener Dom die Krone der Kirchen genannt wird.

In der That ist dieser Dom, dessen Bau zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Ferdinand III. begonnen, viel später aber erst ganz vollendet wurde, ein wahrhaft wundervoller Bau. Der Reisende, welcher Burgos von ferne sieht, erstaunt über den Wald von prachtvollen gothischen Thürmen, welcher seine Stelle bezeichnet, und die Bewunderung wächst, je mehr er sich ihm nähert, je deutlicher er nach und nach die ungeheure Größe, und dabei die kühne Leichtigkeit der Form, die harmonische Anordnung und den unendlichen Ideenreichthum der Verzierungen überblickt. Im Innern ist fast keine nur kleine Stelle ohne Verzierungen, und doch ist dieser Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannigfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz,

als der Figuren von Stein, ist eben so groß, als die Zartheit ihrer Ausführung.

Außer dem Dom zeigt jedoch Burgos nur noch wenige Ueberbleibsel seiner frühern Größe, ja es hat selbst ein ziemlich verödetes Ansehen, obwohl die unregelmäßigen, meist engen, aber durch manches schöne Gebäude gezierten Straßen noch ziemlich belebt sind, trotz der Abnahme der Bevölkerung von 80,000 auf höchstens 12,000 Einwohner. Dieses öde Ansehen bewirken hauptsächlich die großen Klostergebäude, welche oft ganze Straßen einnehmen und seit Aufhebung der religiösen Orden in Spanien fast leer stehen, während sie früher von mehr als 900 Mönchen bewohnt wurden. Damals hatte die Stadt, neben 24 Kirchen und Kapellen, 22 Klöster und Abteien, und es ist deshalb natürlich, daß hier der priesterliche Geist ganz besonders tief Wurzel gefaßt hat.

Keine Kirche in Spanien kann sich eines größern Schatzes von Reliquien rühmen, als der Dom von Burgos, und keine Bevölkerung hängt fester am Glauben an deren wunderthätige Kraft. Es ist dieser Glaube so mit den Vorstellungen der Einwohner verwachsen, daß sie kein nur irgend bedeutendes Geschäft anzugreifen wagen, bevor sie dem Arm- oder Wirbelknochen irgend eines Heiligen ihre Ehrfurcht bezeigt und so der Hülfe des letztern sich versichert haben. Deshalb trifft man auch täglich fast ganz Burgos in der Kathedrale, wenn man sie zu verschiedenen Stunden besucht und durch alle Kapellen wandert, in deren mehreren zugleich Gottesdienst gehalten werden kann, ohne daß, bei der Größe der Kirche, dadurch eine Störung verursacht wird.

Burgos hat nicht den kahlen, öden Anblick der meisten Städte in Aragonien und Castilien. Malerisch liegt es am Fuße einer in pittoresker Masse sich erhebenden Anhöhe, welche die uralte Königsburg der Beherrscher Altcastiliens krönt. So weit das Auge reicht ist eine lachende Gegend, reiches Grün, kraftvolle Vegetation und — ein seltener Anblick in Spanien — majestätischer Baumwuchs sichtbar. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten, auch liegen die Dörfer weit auseinander; aber die Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschenden Lage, rücken dichter zusammen, und ihre weißen Giebel und hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen die dunkelgrünen Blättermassen, von denen sie umgeben sind.



